This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Uebergänge

Novellen

von

Rosa Mayreder-Obermayer

Uebergänge.

In E. Pierson's Verlag in Dresden, Leipzig und Wien erschien von **Rosa Mayreder-Obermayer** ferner:

Aus meiner Jugend.

Novellen.

Preis 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Stimmen der Presse:

Allgemeine Moden-Zeitung:

„Aus meiner Jugend." Unter diesem Titel hat Rosa Mayreder-Obermayer drei Novellen in einem Bande vereinigt, der warme Empfehlung verdient Die Dichterin geht ihre eigenen Wege. Sie zeichnet frei nach der Natur. So kommt es, daß sie immer packt, immer interessirt, auch wo sie einen nur unscheinbaren Stoff verarbeitet. In der ersten Novelle „Der Letzte" imponirt besonders die scharfe Charakterzeichnung, die auch in der dritten „Sonderlinge" hervorragend genannt werden muß. Die zweite Novelle: „Aus meiner Jugend" hat einen tragischen Abschluß und giebt von dem Talent der Verfasserin zur dichterischen Lösung tragischer Konflikte einen schönen Beweis.

Leipziger Tageblatt:

Die durchaus selbstständige Schaffensweise dieser Schriftstellerin macht sich in ihren novellistischen Darbietungen auf das Günstigste bemerkbar. Weder in der Erfindung noch in der Ausführung ist irgendwelche Schablone zu spüren; so können wir denn auch in erster Linie an dem Buche den Reiz des Besonderen rühmend hervorheben. Aber auch im Uebrigen ist dasselbe von guter Wirkung. In der ersten Novelle „Der Letzte" fesselt besonders die scharfzügige Charakterzeichnung mit ihren effektvollen Contrasten, die auch den originellen Typen der dritten Novelle „Sonderlinge" einen außergewöhnlichen Eindruck sichern. Die zweite „Aus meiner Jugend" behandelt mit tief ergreifendem Ernst ein tragisches Motiv, dessen Ausführung eine entschiedene Neigung zu poetischer Gerechtigkeit erkennen läßt und dadurch nur um so sympathischer berührt.

Mayreder, Rosa Oberm.
110

Uebergänge.

Novellen

von

Rosa Mayreder-Obermayer.

Dresden, Leipzig und Wien.
E. Pierson's Verlag.
1897.

PT2625
.A94 U4

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Unter blühenden Bäumen.

Auf dem Firmament steht eine große leuchtende Haufenwolke mit übereinander gethürmten Kuppeln und Zinnen wie ein beschneiter Feenpalast. Tief unten am Saum der Berge spielt das vorübergezogene Frühlingsgewitter mit blauen Lichtern.

Die Dämmerung bricht ein.

Es ist so still, als wäre die Welt in Schlaf gesunken, oder als hielte die Natur den Athem an vor erwartungsvoller Seligkeit. Lautlos liegt sie und badet sich in den feuchten Wohlgerüchen des Frühlings. Nur zuweilen rauschen die jungen Blätter ganz leise und heimlich, wie wenn Mädchen in einer Kirche sich zwischen den Gebeten ein Wort zuflüstern.

Die Parkmauer leuchtet im Reflex der großen weißen Wolke. Es ist eine lange, lange Mauer, mit einem gelblichen Mörtelüberzug, wie sie vor hundert Jahren um die Gärten der Fürsten gezogen worden sind. In der Gluth der Nachmittagssonne blendet sie

unerträglich und wird zur Verzweiflung desjenigen, der an ihr entlang gehen muß; aber wenn der Abend kommt, liegt sie wie ein helles Seidenband in der dunklen Landschaft und schlingt sich festlich um den Fuß der Bäume.

Das Thor auf dieser Seite der Mauer wird nie benützt: viele Jahre lang ist Niemand hier aus und ein gegangen. Drei steinerne Stufen führen zu einem verschnörkelten Gitter aus Schmiedeeisen, das ganz braun ist vor Rost; und auf den Pfeilern rechts und links stehen dickbauchige Vasen mit abgebrochenen Henkeln. Hinter dem Gitter glänzt ein weißer Kiesweg, der sich zwischen weiten Wiesenflächen verliert; über den Vasen ragen hohe alte Pappeln auf, und von der Mauer herab beugt sich ein Hollunderbusch. Zwischen den Stufen wächst Gras, und auf dem Kiesweg liegen noch verdorrte Blätter vom vorigen Herbst. In der Ferne hinter den Bäumen blinkt das alte Schloß mit seinen grünen Sommerläden, die immer geschlossen sind. Denn es wird nicht bewohnt.

Gegenüber, jenseits der Fahrstraße, stehen die neuen Villen. Da wechselt die Einfriedung alle hundert Schritte. Da sind zierliche Eisenstäbe, oder dünnes Drahtgeflecht, oder hölzerne Stacketen. Und bunte Häuser mit Erkern und Veranden sehen neugierig auf die Straße heraus. Obstbäume stehen in Reihen und Rosenstöcke in Gruppen, und enge Wege winden sich zwischen Gebüschen von Flieder und Rheinweide.

Diese Anlagen geben der Landschaft schlechte, unruhige Linien.

Aber jetzt in der Dämmerung vereinigen sich die kleinlichen Häuser und kleinlichen Gärten zu einer breiten, dunklen Masse, die sich von der zarten Helligkeit der weiten, mit junger Saat bedeckten Ebene abhebt. Ein rosiger Ton geht über die weißen Kuppeln der großen Wolke, als wäre es vom Abglanz der blühenden Apfelbäume vor den Villen. Das laute Grün des Laubes schwächt sich zu weichen Nüancen ab; die Verzweigungen der unbegrünten Wipfel verschmelzen in ein tiefes Violett; auf der braunen Straße glänzen die Radspuren, die der Gewitterregen mit Wasser gefüllt hat, wie Diamantschnüre auf dem dunklen Sammt eines Frauenkleides.

Und jetzt in der Dämmerung wird das alte vergessene Thor in der Parkmauer noch geheimnißvoller. Man könnte sich vorstellen, daß es sich öffnet, wenn man wartend davor stehen bleibt. Und dann tritt man ein in eine märchenhafte, grenzenlose Welt. Der weiße Kiesweg schlängelt sich unabsehbar durch umbuschte Wiesen, an murmelnden Bächen hin, wo tropfende Weiden silberne Wipfel wiegen, durch schlummernde Haine, wo bleiche Wasserrosen auf spiegelnden Teichen schwimmen, in schwarze Wälder mit erdkühlen Schatten, wo blaue Libellen über bethauten Farrenkräutern schwirren, auf warme Lichtungen, wo braune Rehe in zutraulicher Ruhe äsen — und wieder hinaus in's Freie, wo der Blick über ein verschwimmendes Land voll Sonnendunst und heißen Aehrenfeldern schweifen kann. Alte Lieder klingen wie Lerchenstimmen aus der Ferne:

„Und die Brunnen rauschen wieder
Durch die stille Einsamkeit
Und der Wald vom Berge nieder,
Wie in alter, schöner Zeit.
— — — — — — — — — —
O weiter stiller Friede,
So tief im Abendroth,
Wie sind wir wandermüde!

Und immer fort die Wanderschaft! Vorüber an strohgedeckten Bauernhäusern in schweigsamen Thälern, wo Sonnenblumen und gefüllter Mohn blühen, an verborgenen Mühlen mit schläfrigen Mühlenrädern, die sich im Erlengebüsch von dem Gerieſel des Baches einsingen lassen. An dämmernden Lauben in altmodischen Gärten vorüber, wo farbige Glaskugeln zwischen Ritterſporn und kirschrothem Phlox stehen, an verfallenen Burgen mit ausgewitterten Thürmen vorüber, in deren Schießscharten zwitschernde Vögel nisten, oder an sommerlichen Schlössern mit Säulengängen und plätschernden Springbrunnen vorüber, in denen steinerne Götter ihre lachende Nacktheit baden. Vorüber an alten einfältigen Städten mit geschwärzten Giebeldächern und einer zerbröckelten Stadtmauer, auf welcher Hauswurz und Mauerpfeffer wächst und langes dürres Gras, das im Winde weht, mit einem hügeligen Marktplatz und einem baufälligen Rathhaus, mit engen Gassen und Gäßchen, wo es steile Pässe und verkappte Durchhäuser giebt, in denen noch Abends die Kühle des vorhergehenden Morgens herrscht, und die Gerüche der tagsüber bereiteten Mahlzeiten in der friedlichen Atmosphäre schweben bleiben. Vor den niedrigen Haus-

thüren stehen die Leute mit behaglichen Feierabendmienen; auf dem Pflaster spielen barfüßige Kinder; und wenn die Abendglocken läuten, mischt sich ein frommes Gemurmel in das feierliche Summen.

Entlang der Parkmauer kamen Spaziergänger. Zwei halbwüchsige Mädchen mit Wiesenblumen in den Händen, eine Frau, die ihr Kleid hoch aufgeschürzt trug, und zuletzt zwei junge Männer, so vertieft in ein Gespräch, daß sie weder hörten noch sahen, was um sie vorging.

Die jungen Mädchen betrachteten ihre Blumen mit Liebhaberblicken.

„Wenn ich noch mehr von den Weißen hätte, so wäre es das Schönste auf der Welt," sagte das eine der Mädchen. „Gieb mir Deine Weißen, magst Du?"

„Um keinen Preis!" sagte das andere. „Wenn ich meine Weißen weggebe, kann ich das Ganze auf den Mist werfen, so häßlich ist es dann. Gieb Du mir Deine Weißen, wenn Du magst!"

Die Frau ging stumm und verdrießlich hinterdrein.

„Man holt sich nur nasse Füße auf diesen Spaziergängen," sagte sie halb zu sich selbst, denn die Mädchen waren schon weit voraus. Wenn sie spricht, hat ihre Stimme etwas Hartes und Müdes; jeder Aerger des täglichen Lebens, von dem Hausfrauen heimgesucht werden, scheint darin eine Spur hinterlassen zu haben.

„Und ich habe es doch gleich gesagt, daß das Wetter heute nicht aushalten wird," setzte sie nach einer Weile hinzu. Dann bemerkte sie, daß die Mädchen sie nicht mehr hören konnten, und schwieg.

Als sie an dem alten vergessenen Thor vorüberkam, mußte sie in das Gras treten, weil sich dort auf dem Wege ein Wassertümpel gebildet hatte. Unwillig seufzte sie beim Vorübergehen.

„Auf alle diese Fragen wird die Zukunft Antwort geben," sagte der eine der jungen Männer. „Es ist ganz zwecklos, sich heute darüber den Kopf zu zerbrechen."

„Wenn man an die Zukunft glaubt!" sagte der andere.

„Wer glaubt denn nicht an die Zukunft? Man muß an die Zukunft glauben, oder das Leben wird einem zum Ekel. Ich könnte das Leben nicht aushalten, wenn ich nicht den Glauben hätte, daß es künftig besser sein wird."

„Künftig? Wann künftig? Hoffst Du sie denn zu erleben, Deine bessere Zukunft?"

„Und wenn auch nicht! Der Gedanke daran, das ist die Hauptsache. Nur unter dem Gesichtspunkt der Zukunft hat das Leben einen Werth. Würde sich's denn sonst lohnen, auch nur einen Finger zu rühren? Die Zukunft, das ist die Schönheit, das ist das Glück! Ich weiß mir nichts Anderes!"

„Nun, wenn Du von Schönheit reden willst: schön ist alles, was man als Schauspiel betrachtet, ob es Künftiges oder Vergangenes ist. Und das Glück der Betrachtung, das ist das einzige Glück!"

„Nein, damit müssen wir aufhören. Es ist ganz verkehrt, sich durch das „Glück der Betrachtung" untauglich zu machen —"

„Nein, verkehrt ist es vielmehr, sich in der Tretmühle abzunützen, als ob wir damit eine Ordnung der Dinge herbeiführen könnten, in die gerade wir nicht hineinpassen würden."

„Warum nicht?"

„Weil wir dann nicht mehr in der Zukunft leben dürften. Wir aber verstehen das Leben nur als ein Versprechen, — sagst Du das nicht selbst? Wir suchen und suchen — wir suchen in der Zukunft und suchen in der Vergangenheit, weil wir mit der Gegenwart nichts anzufangen wissen. Und zu denken, daß diese Unruhe vielleicht nichts ist als eine ererbte schlechte Gewohnheit von den Vätern her, die auf das Himmelreich als ihre „bessere Zukunft" gewartet haben! Oder vielleicht nur die Agonie der Kultur in uns, die Angst vor dem Ende, das kommen muß, ehe die „bessere Zukunft" anbrechen kann!"

Der Andere war einige Augenblicke lang um eine Antwort verlegen. Als sie beim Gartenzaun anlangten, hinter dem die Frau und die beiden Mädchen verschwunden waren, begann er wieder:

„Ebenso gut könntest Du aber diese Unruhe für ein Symptom halten, daß eine bessere Zukunft kommen will —? Oder für eine Kraft, aus der eine bessere Zukunft geschaffen werden wird —?"

Da ließ sich drinnen im Garten die harte Stimme der Frau vernehmen, die zu einem der Mädchen sagte:

„Aber wie konntest Du Dich nur unterstehen! Hat man das je erlebt — Zweige von Obstbäumen

abzureißen! Mindeſtens zehn Aepfel ſind hin. Die werd' ich Dir im Winter abziehen, daß Du es weißt!"

Das Mädchen ſteckte lachend den Zweig in die Mitte ihrer Blumen.

„Aber ſchau' doch nur — ſind ſie nicht ſchön, dieſe Apfelblüthen hier dazwiſchen? Dafür verzicht' ich ſchon auf zehn Aepfel, wenn es ſein muß! Und wer weiß, ob überhaupt Aepfel daraus geworden wären! Da, riecht einmal, wie gut!"

Dann gingen ſie in's Haus, wo ſich alsbald ein Fenſter nach dem andern erhellte.

Einer der jungen Männer war unter den blühenden Bäumen ſtehen geblieben. Er lehnte ſich an den Gartenzaun und ſah hinaus auf die Parkmauer, die noch von dem letzten, lilafarbenen Schein des Tages glänzte, hinüber auf das alte vergeſſene Thor, deſſen Gitterwerk in der Dunkelheit verſchwand.

Niemand kam, niemand ging. Unhörbar fielen, wenn ſich eine Blüthe entblätterte, ſchimmernde Flocken in den feuchten Raſen.

Drei Briefe.

Mein theurer, mein innigstgeliebter Freund!

Ist es denn wahr, o Gott, ist es wahr? Ich flehe Sie an, sagen Sie mir ein Wort, sagen Sie: nein, es ist nicht wahr, es ist nur eine falsche Auffassung, hervorgegangen aus der Ueberempfindlichkeit eines Gemüthes, das nicht ohne Bitterkeit ist. Konnten Sie mir einen solchen ungeheueren Schmerz zufügen wollen, Sie — mir? Wäre es nicht undankbar, treulos, schändlich von mir, wenn ich glauben könnte, daß Sie es wollten? Daß Sie mit voller Absicht, mit vollem Bewußtsein — o Gott, nein!

Kommen Sie, kommen Sie, ich flehe darum mit brechendem Herzen, kommen Sie, um mir zu sagen, daß ich kindisch bin, daß ich unverständig bin, daß ich Unrecht thue, einen unglücklichen Augenblick, in welchem Sie sich abhängig und unfrei fühlten, so auszulegen!

Aber wenn Sie wüßten, wie weh Sie mir gethan haben! Sie wissen es nicht, Sie können es nicht

wissen! Unmöglich konnten Sie mir mit voller Absicht, mit vollem Bewußtsein so weh thun! Ich bin nicht im Stande, einen anderen Gedanken zu fassen. Ich will, ich muß an Sie glauben — hätte ich Sie sonst nicht jetzt erst verloren? Alle unausgesprochenen Schmerzen dieser letzten Jahre wären ja nichts im Vergleiche mit diesem Schmerz! Wie? O Gott, unmöglich! Ich sollte Ihnen eine Fremde geworden sein, eine lästige Erinnerung? O verzeih mir, verzeih mir, daß ich das auch nur ausspreche! Aber es ist stärker als ich! Der Zweifel ist stärker als meine Liebe — so steht es um mich! So elend bin ich, daß ich an Dir zweifle, Du König meiner Seele, Du Licht meines Lebens! So elend, so schwach wird man in der Einsamkeit, in der Sehnsucht! Sieben Jahre lang habe ich an Dich geglaubt trotz Deines Schweigens — Georg, und wenn ich jetzt nicht mehr an Dich glauben dürfte, müßte nicht mein ganzes Leben unter mir zusammenbrechen? In Dir, in Dir allein liegt meine Bestätigung oder meine Verwerfung, siehst Du, deshalb bin ich so ängstlich und kleinmüthig. Wenn ich Dich verlieren müßte, verliere ich auch mich. Aber was liegt an mir! Einst, als ich zwischen Dir und der Wohlmeinung der Welt zu wählen hatte, einst habe ich mir jauchzend vor Glück und Stolz gesagt: was liegt an mir, wenn nur Er groß und glücklich ist! Und ich sage es heute wieder, Georg — aber gieb mir den Glauben an Dich zurück, gieb mir den Gedanken an Dich zurück, den reinen, treuen, lauteren Gedanken an Dich! Dieser Gedanke ist der einzige Inhalt meines

Lebens. O Du mußt es empfunden haben, wenn es ganz ſtille in Deiner Seele war und die Welt um Dich her ſchwieg, Du mußt empfunden haben, daß ich an Dich mit ſolcher Inbrunſt, mit ſolcher Anbetung dachte! Immer ſtandeſt Du vor mir, verklärt und geheiligt, und Alles, was Du gethan hatteſt, und Alles, was ich gethan hatte, es war gerechtfertigt in Dir. Immer zogen die Tage unſeres Glückes an mir vorüber wie eine Wallfahrt unter Glockengeläute und andächtigen Geſängen. Immer war die Erinnerung an Dich der Sonntag meiner Seele, an dem man ſich feſtlich kleidet und die gemeinen Beſchäftigungen der Woche vergißt. Georg, Du warſt mein Leiden und meine Geneſung, Du warſt meine Verzweiflung und mein Troſt. Und ich begriff Dich auch in dem unabwendbar Schrecklichen, daß Du Dich von mir ſcheiden konnteſt, daß Du mich ziehen laſſen konnteſt, weil Du keine Macht beſaßeſt über das, was äußere Umſtände mir aufnöthigten. Ich begriff ſogar, daß Du keine Neigung zu einem brieflichen Verkehre hatteſt — ich begriff es für Dich, obwohl mir jede Zeile von Dir wie ein Hauch Deines Mundes war, und Deine Schrift zu betrachten eine Wonne, die etwas von dem Glück Deiner Berührung hatte. Und in meinem Innerſten lebte unerſchütterlich die Gewißheit — o ſo unerſchütterlich! — daß Du an mich dächteſt wie ich an Dich, daß Du alles das wüßteſt, weil Du mich kennſt wie ich ſelbſt, ja beſſer als ich ſelbſt. Und nun, das — das begreife ich nicht. Wenn das wahr wäre, Georg — das begriffe ich nicht an Dir. Da wäre

mit einem Schlag mein Wissen und Verstehen, durch das Du mir eigen geworden bist als ein Theil meiner selbst, zu Ende und Du — ein Fremder. Du mußt das wieder gutmachen, Georg. Oder nein, nicht gutmachen, Du hast ja nichts gutzumachen! Nur die Gründe mußt Du mir sagen, die Dich zwangen, so zu handeln, nur ein Wort der Erklärung mußt Du mir geben, damit ich weiterleben kann in der einförmigen Oede der Pflichterfüllung mit dem innerlichen Reichthum meiner Erinnerung an Dich. O Du weißt nicht, was ich Alles gethan habe, um dieses Wiedersehen herbeizuführen! Wie ich neuaufgelebt habe von dem Augenblick an, als diese Einladungskarte mit Deinem Namen ankam! Welche unaussprechliche Hoffnungen ich auf dieses Fest gesetzt habe! Und es ist mir wahrlich nicht leicht geworden, meinen Bruder, der schon recht grämlich und schwerfällig wird, und der eine Eisenbahnfahrt von drei Stunden als eine beschwerliche Reise betrachtet, zu überreden, daß es eine Ehrensache für ihn sei, an diesem Jubiläum theilzunehmen. Freilich glaube ich das ganz und gar nicht für gewöhnlich — aber Du befandest Dich unter denen, deren Name an der Spitze stand, und so war es die höchste Ehrensache der Welt für mich! Ich dachte, Georg, daß ich Dir eine entzückende Ueberraschung, eine süße, heimliche, hohe Festfreude durch mein Kommen bereiten würde. Und in diesem weltverlorenen Deingedenken war mir die Vorstellung, Du könntest anders als allein dort sein, nicht im Entferntesten gekommen. Ach Georg, ich hatte vergessen, daß sieben Jahre

zwiſchen Einſt und Jetzt lagen, ich hatte vergeſſen, völlig vergeſſen, daß ſieben Jahre aus einem elfjährigen Kinde eine achtzehnjährige Jungfrau machen. Und da ſtand ſie neben Dir, Deine Tochter, dieſes Kind der Schmerzen, meine geliebte Nebenbuhlerin, ſchön, unſchuldig, ſiegreich in ihrer blühenden Jugend, und ſah in die Welt mit Deinen Augen und lachte die Welt an mit Deinem Lächeln! In Deinem Antlitz aber ſtand leuchtend die ganze unendliche Liebe für das junge Weſen, das Du an Deinem Arme zum erſten Mal in die Oeffentlichkeit führteſt; ich ſah, wie Du mit dieſem Weſen wieder jung wurdeſt, wie Du die liebliche Illuſion dieſer unberührten Seele miterlebteſt, mit ihr wieder Freude empfandeſt an dem feſtlichen Schein dieſer leeren Geſelligkeit. Und eine heiße Rührung überfiel mich, die mir die Thränen unwiderſtehlich in die Augen trieb. Wenn dieſes Mädchen mein Kind wäre, das Kind Deiner und meiner Liebe! Ueberwältigende Seligkeit! Ich an Dich geknüpft durch das ewige Myſterium des Lebens, wir Beide untrennbar vereinigt in dem Myſterium des Lebens! Ja, die Frau, die einem Manne ein Kind geboren hat, das ihm gleicht, ſie verdient die Auszeichnung, ſeine Frau zu ſein und zu bleiben! Glaube mir, ich ſegnete Dich in dieſem Augenblick, und ich begriff, ich begriff von Neuem, warum es für uns keinen andern Weg geben konnte, als den Du gegangen biſt.

Aber dieſes Begreifen, Georg, iſt immer um den Preis meines Glückes, um den Preis meiner Wünſche erkauft geweſen. Ich habe ja doch lange und ſchmerzlich

mit einem Schlag mein Wiſſen und Verſtehen, durch das Du mir eigen geworden biſt als ein Theil meiner ſelbſt, zu Ende und Du — ein Fremder. Du mußt das wieder gutmachen, Georg. Oder nein, nicht gutmachen, Du haſt ja nichts gutzumachen! Nur die Gründe mußt Du mir ſagen, die Dich zwangen, ſo zu handeln, nur ein Wort der Erklärung mußt Du mir geben, damit ich weiterleben kann in der einförmigen Oede der Pflichterfüllung mit dem innerlichen Reichthum meiner Erinnerung an Dich. O Du weißt nicht, was ich Alles gethan habe, um dieſes Wiederſehen herbeizuführen! Wie ich neuaufgelebt habe von dem Augenblick an, als dieſe Einladungskarte mit Deinem Namen ankam! Welche unausſprechliche Hoffnungen ich auf dieſes Feſt geſetzt habe! Und es iſt mir wahrlich nicht leicht geworden, meinen Bruder, der ſchon recht grämlich und ſchwerfällig wird, und der eine Eiſenbahnfahrt von drei Stunden als eine beſchwerliche Reiſe betrachtet, zu überreden, daß es eine Ehrenſache für ihn ſei, an dieſem Jubiläum theilzunehmen. Freilich glaube ich das ganz und gar nicht für gewöhnlich — aber Du befandeſt Dich unter denen, deren Name an der Spitze ſtand, und ſo war es die höchſte Ehrenſache der Welt für mich! Ich dachte, Georg, daß ich Dir eine entzückende Ueberraſchung, eine ſüße, heimliche, hohe Feſtfreude durch mein Kommen bereiten würde. Und in dieſem weltverlorenen Deingedenken war mir die Vorſtellung, Du könnteſt anders als allein dort ſein, nicht im Entfernteſten gekommen. Ach Georg, ich hatte vergeſſen, daß ſieben Jahre

zwiſchen Einſt und Jetzt lagen, ich hatte vergeſſen, völlig vergeſſen, daß ſieben Jahre aus einem elfjährigen Kinde eine achtzehnjährige Jungfrau machen. Und da ſtand ſie neben Dir, Deine Tochter, dieſes Kind der Schmerzen, meine geliebte Nebenbuhlerin, ſchön, unſchuldig, ſiegreich in ihrer blühenden Jugend, und ſah in die Welt mit Deinen Augen und lachte die Welt an mit Deinem Lächeln! In Deinem Antlitz aber ſtand leuchtend die ganze unendliche Liebe für das junge Weſen, das Du an Deinem Arme zum erſten Mal in die Oeffentlichkeit führteſt; ich ſah, wie Du mit dieſem Weſen wieder jung wurdeſt, wie Du die liebliche Illuſion dieſer unberührten Seele miterlebteſt, mit ihr wieder Freude empfandeſt an dem feſtlichen Schein dieſer leeren Geſelligkeit. Und eine heiße Rührung überfiel mich, die mir die Thränen unwiderſtehlich in die Augen trieb. Wenn dieſes Mädchen mein Kind wäre, das Kind Deiner und meiner Liebe! Ueberwältigende Seligkeit! Ich an Dich geknüpft durch das ewige Myſterium des Lebens, wir Beide untrennbar vereinigt in dem Myſterium des Lebens! Ja, die Frau, die einem Manne ein Kind geboren hat, das ihm gleicht, ſie verdient die Auszeichnung, ſeine Frau zu ſein und zu bleiben! Glaube mir, ich ſegnete Dich in dieſem Augenblick, und ich begriff, ich begriff von Neuem, warum es für uns keinen andern Weg geben konnte, als den Du gegangen biſt.

Aber dieſes Begreifen, Georg, iſt immer um den Preis meines Glückes, um den Preis meiner Wünſche erkauft geweſen. Ich habe ja doch lange und ſchmerzlich

um dieſes Begreifen gekämpft, ich hätte ja doch in dem blinden Verlangen nach Deinem vollen Beſitz lieber nicht begriffen und mich aufgelehnt. Damals, weißt Du, nicht jetzt! Nicht in dem Augenblick, als ich Dich inmitten der beiden Weſen ſah, die von Anfang an zwiſchen Dir und mir geſtanden ſind. Konnte ich aber meiner Bewegung gänzlich Herr ſein, als ich auf Dich zutrat? War es ſo unverzeihlich, daß meine Bewegung ein wenig ſichtbar blieb unter der Förmlichkeit, welche die Umſtände geboten? Gelt, Du ſahſt, daß ich meine Faſſung nur mit Mühe behaupten konnte? Du fürchteteſt, daß das Uebermaß meiner Ergriffenheit mich überwältigen könnte? Nicht wahr, Du ſahſt das, Du fürchteteſt das? Deshalb, nicht wahr, nur deshalb wurde Deine Miene plötzlich ſo eiskalt? Deshalb wendeteſt Du Dich ſo ſchnell von mir ab und ludeſt mich nicht ein, an Deinen Tiſch zu kommen? Und ich — ich verſtand nicht gleich Deine Beweggründe. Mir kam in meiner Rathloſigkeit zuerſt eine blödſinnige Idee, eine läſterliche Idee, läſterlich an Dir, Georg: ich dachte plötzlich an meine dürftige Provinztoilette, die ſich ſo armſelig neben den glänzenden Kleidern der Andern ausnahm — Georg, ja, das dachte ich, das konnte ich denken! Und noch etwas dachte ich plötzlich — daß dieſe ſieben Jahre, die aus Deiner Tochter ein erwachſenes Mädchen gemacht haben, auch an mir nicht ſpurlos vorübergegangen ſind. Es war mir nie eingefallen bis dahin. Ich war im Geiſte immer ſo voll von Dir, daß mein Ausſehen mir gleichgiltig blieb, gleichgiltiger, als es

einem Frauenzimmer sein soll. Jetzt aber — kaum war ich zu Hause, hier in diesem frostigen Hotelzimmer, wo fremde Menschen einen faden, traurigen Geruch zurückgelassen haben, der eine Stimmung der Verlassenheit und des Fremdseins erweckt — o ich weine, ich weine, Georg, und Du denkst nicht daran, daß ich weine, daß Du meine Thränen trocknen solltest! Du denkst nicht daran, daß ich betrübt bin zum Sterben! Denn in meinem Innern ist der Zweifel erwacht, ob Du mich noch liebst, Georg. Und wenn ich mich in den Spiegel sehe —

Hier verlöschte die Lampe, die mit erstickendem Geruch schon lange geschwält hatte, ohne daß die Schreibende es bemerkte. Sie stand auf und tastete sich in der Finsterniß bis an das Bett. Dort fiel sie hin, betäubt vor Müdigkeit.

Am andern Morgen überlas sie ihren Brief.

Da empfand sie etwas wie Scham, daß sie ihre Seele so nackt und bloß hingegeben hatte. Und sie nahm den Brief und verbrannte ihn.

Zwei Tage vergingen.

Dann setzte sie sich hin, um einen anderen Brief zu schreiben.

Lieber Freund!

Unablässig denke ich über Ihr Betragen auf dem Feste nach. Sie haben mir fünf Tage Zeit gelassen, reiflich alle Gründe desselben zu erwägen. Aber vielleicht wär' es besser, wenn Sie selbst mir einen

Kommentar dazu gäben —? Freilich haben Sie mich ja nicht einmal gefragt, wo ich wohne, und ob ich noch längere Zeit hier bleibe. Sie erwarten also, daß ich das Wort zuerst ergreife. Oder erwarten Sie auch das nicht? Erwarten Sie, daß ich wortlos zurücksinke in meine stumme Ferne, daß ich verschwinde wie ein Schatten, der im unrechten Augenblick aufgetaucht ist, und den man mit einer Handbewegung wieder in die Unterwelt bannt —?

Aber ich möchte nicht bitter werden. Ich möchte nicht, daß zwei Menschen, die einander so viel gewesen sind, auf diese Weise für immer scheiden — mit einem Mißverständniß. Denn ein Mißverständniß obwaltet doch hier? Allerdings — wenn es ein Mißverständniß war, warum haben Sie es nicht schon am nächsten Tage aufgeklärt? Warum haben Sie mir nicht eine Zeile geschrieben, einen Tropfen Balsam in die Wunde gegossen, die Sie unfreiwillig schlugen? Warum haben Sie bis heute geschwiegen, während ich — wartete? Oder dachten Sie nicht daran, daß ich wartete?

Aber es war kein Mißverständniß, ich weiß es ohnedieß. Sollte ich also nicht den Muth haben, mir einzugestehen, was es in Wirklichkeit war? Sie wollten einfach nicht, daß ich mit Ihrer Tochter in Berührung komme, noch dazu in dem Augenblick, als sie zum ersten Mal in die Welt trat. Es war Ihnen peinlich, in Gegenwart Ihrer Frau und Tochter mit mir zu verkehren.

So ist es herausgesagt!

Ich wußte es gleich, ich las es auf Ihrem Gesicht, genau als hätten Sie es ausgesprochen — denn ich

kenne ja dieſes Geſicht beſſer als Alles auf der Welt. Aber anfänglich war mir dieſe Erkenntniß zu gräßlich! Ich habe mich dagegen gewehrt wie eine Verzweifelte —

Vielleicht wäre es das Beſte, wenn ich zu Ihnen ginge und mit Ihnen ſelbſt redete. Sie würden vielleicht alle dieſe trüben, argwöhniſchen Gedanken, die aus einem leidenden und verbitterten Herzen kommen, mit einem lieben Worte verſcheuchen. Ich glaube es beinahe noch. Aber ich fürchte zu ſehr die Möglichkeit, auf Ihrem Geſichte wieder jene Miene zu erblicken, jene Miene, die mir ſo deutlich ſagte, daß Sie mich lieber ausſtreichen möchten aus Ihrem Leben, daß Sie ſich meiner ſchämen.

Ich ſuche nach einem Grunde, der dieſe Wandlung in Ihren Empfindungen mir gegenüber hervorgebracht haben kann. Ich finde keinen. Keinen wenigſtens, an dem ich Schuld hätte. Meine Schuld, Georg, meine Schuld nach der Auffaſſung der Welt — iſt ſie nicht meine Ehre nach der Ihrigen? War ſie es nicht bis zu der Stunde — als Ihre Tochter ein erwachſenes Mädchen wurde? Wenn hier der Schlüſſel läge! Wenn es wahr wäre, daß jeder Mann, auch der Gütigſte, auch der Freieſte, anders denkt gegenüber ſeiner Tochter als gegenüber ſeiner Geliebten!

Aber ich rede vielleicht in Räthſeln für Sie. Vielleicht wiſſen Sie gar nicht, wovon ich rede. Denn alle geiſtige Gemeinſchaft zweier Menſchen verhindert nicht, daß Momente, die auf den Einen den unauslöſchlichſten Eindruck machen, die zu Wendepunkten ſeines ganzen innerlichen Lebens werden, für den Andern

flüchtig und bedeutungslos sind. Und erst spät, erst wenn sie sich eines Tages nicht mehr verständigen können, wird es offenbar, wie jeder von ihnen trotz der Hingebung der Liebe mit seinem eigenen Wesen allein geblieben ist.

An einen solchen Moment will ich Sie erinnern, Georg. Er liegt weit zurück in den Anfängen unserer Bekanntschaft, wohl gegen vierzehn Jahre zurück.

Es war auf einem jener Spaziergänge, die wir zusammen machten — so ahnungslos noch Beide, daß uns etwas anderes aneinander fesselte als eine bloße intellektuelle Uebereinstimmung. Ach, wir haben später so oft von den entzückenden Genüssen dieser Spaziergänge gesprochen, daß sie auch aus Ihrer Erinnerung nicht ganz geschwunden sein können!

Da sagten Sie einmal — in welchem Zusammenhange, weiß ich nicht mehr; aber der Ort ist mir genau im Gedächtniß geblieben. Es war in der Waaggasse, gerade dort, wo ein altes einstöckiges Haus mit einer Gartenmauer weit aus der Linie der neugebauten Häuser hervortrat. Ich habe diese Stelle lieb gehabt um Ihrer Worte willen; immer, wenn ich vorüberkam, dachte ich mir Ihr Gesicht als ein Gnadenbild, das dort auf mich niedersah, und ich bekränzte es mit meinen Gedanken wie mit frischen Blumen. Gestern bin ich wieder hingegangen. Das alte Haus ist verschwunden, und die gerade Reihe der neuen Häuser läuft hart und nüchtern die ganze Gasse entlang. Mir war, als ob jemand gestorben wäre. Aber ich

bin auch in einer Stimmung, in welcher Alles traurig und unheilverkündend wird!

Sie sagten: „Ist denn ein Mädchen, das sich einem Manne hingiebt bloß aus Liebe, unter Verzicht auf jene äußeren Vortheile, die mit der sogenannten weiblichen Tugend verbunden sind, ist ein solches Mädchen nicht die Höchste und Edelste ihres Geschlechtes? Was sind dagegen alle die Anderen, die mit der Leidenschaft des Mannes spekuliren, die geheirathet sein wollen, die versorgt sein wollen um den Preis ihrer Liebe —? Aber so verkehrt und ungerecht urtheilt die Welt!"

Georg, würden Sie diese Worte heute wiederholen? Ich meine nicht, Ihrer Tochter gegenüber — nur mir gegenüber, Georg, würden Sie sie wiederholen?

Und doch weiß ich, daß Sie damals aus Ueberzeugung sprachen und sicher nicht, um mich zu verleiten. Sie waren ja damals noch eben so ferne davon, in mir eine Geliebte zu sehen, wie Sie später ferne davon waren, in unserer Liebe eine Sünde zu sehen.

Ich aber habe Ihre Worte in meinem Innersten bewahrt, und von diesen Worten ist für mich ein Licht ausgegangen, das mir das ganze Leben zu einer neuen Erscheinung gemacht hat.

Nie in allen diesen Jahren habe ich unsere Liebe anders betrachtet, denn als etwas Hohes, Reines, Ehrenvolles, das seine Heiligung in sich selbst trug. Nie in allen diesen Jahren habe ich anders an Sie gedacht als mit Glauben, mit Bewunderung, mit Ehrfurcht; und darin hat mich weder irre gemacht, daß Sie aus Liebe zu Ihrem Kinde den Bund mit einer ungeliebten

Frau aufrechterhielten, noch auch, daß Sie mich ziehen ließen, als mein Bruder mich mit sich fortnahm. Heute freilich, da der Zweifel mein Herz zu zerfressen begonnen hat — aber auch heute erst! — will es mir scheinen, als ob Sie schon damals meinen Verlust nicht allzuschwer empfunden hätten. So vergiftet mir die Stunde dieses unseligen Wiedersehens langsam unsere ganze Vergangenheit! Ich fühle mit Schaudern, wie dieses Zerstörungswerk unaufhaltsam fortschreitet, wie eine wachsende Erbitterung tödtlich über mich hereinbricht —

Als die Schreibende so weit gekommen war, las sie ihren Brief noch einmal von Anfang an. Da fand sie, daß sie sich darin zu rechtfertigen suchte, wie Jemand, der sich heimlich dennoch schuldig fühlt. Ihr Stolz empörte sich. Und sie nahm auch diesen Brief und verbrannte ihn.

Wieder vergingen zwei Tage.

Dann erhielt sie eine Postkarte von ihrem Bruder, der sich beklagte, daß sie sich allein und zwecklos in der Welt herumtreibe, während zu Hause die Wirthschaft drunter und drüber gehe.

Da setzte sie sich hin und schrieb den dritten Brief.

Geehrter Herr Professor!

Ich bin Ihnen eine Antwort schuldig. Nicht Antwort auf eine Frage, sondern Antwort auf eine Beleidigung. Und ich will quitt mit Ihnen sein, bevor ich abreise.

Im Grunde bedauere ich Sie. Wie leer und trostlos muß Ihr Leben sein, daß Sie innerhalb so

weniger Jahre ſo tief in die Konvenienz zurückfallen konnten! Hätte ich eine Ahnung von Ihrer gegenwärtigen Geſinnung gehabt, ſo wäre ich Ihnen nicht mehr vor die Augen gekommen, das dürfen Sie mir glauben. Aber man erwartet doch nie, Saul unter den Propheten und mit den obligaten Prophetenallüren zu finden! Ich war ein wenig außer Faſſung darüber. Das Schauſpiel war verblüffend. Sie als Familienvater von der ſtrengen Obſervanz — mir gegenüber! Und das im Angeſicht all' der anderen Auguren der bürgerlichen Korrektheit! Und das in dem Augenblick, als Sie mit der weihevollen Aufgabe inſulirt waren, die „Würde des Standes" zu repräſentiren!

Es wäre doch eine kleine Abwechslung in dem öden Einerlei dieſer ſervilen Feſtkomödien geweſen, wenn ich mich an Ihre Seite geſtellt und geſagt hätte: „Seht her, Feſtgenoſſen und lieben Freunde, auch ich bin ein „Mädchen aus gutem Hauſe", auch ich bin eine Vollbürtige Eures hochachtbaren Kreiſes — und dieſer Mann hier, der mir jetzt in Gegenwart ſeiner Frau und Tochter nicht die Hand reichen will, als könnte meine bloße Berührung die Ehrbarkeit verpeſten und die Unſchuld anſtecken, dieſer Mann hat meine Jugend und meine Zukunft als Geſchenk von mir angenommen, und zum Dank dafür verabſchiedet er mich mit einem Fußtritt." Da hätten ſie wohl mit faulen Aepfeln nach mir geworfen, die tugendhaften Väter des Vaterlandes! Aber erſchrecken Sie nicht nachträglich, Herr Profeſſor: ich hätte nie das Herz gehabt, Ihnen einen ſolchen Affront anzuthun; und ich ließ Ihnen das

Vorrecht, allein mit faulen Aepfeln nach mir zu werfen. Sie konnten dies umso ungenirter thun, als ja nur ich etwas davon merkte. Ihre korrekte und würdevolle Haltung lief keine Gefahr dabei.

Ich aber lache, wie Derjenige lachen kann, der diese ehrwürdigen Häupter ohne den Ornat ihrer feierlichen Staatsperrücken gesehen hat und weiß, was für Kahlköpfe sie in Wirklichkeit sind.

Irene.

Diesen Brief las sie ungezählte Male wieder. Sie fühlte eine sonderbare Befriedigung dabei. Dieser Brief enthielt nichts mehr von ihrem Selbst: er war eine Maske für das schmerzverzerrte Angesicht ihrer Seele. Sie warf ihn eigenhändig in den Briefkasten, als sie abreiste.

Er ist immer unbeantwortet geblieben.

Onkel Bautz.

Gleich beim Eintreten hatte Adele bemerkt, daß etwas vorgefallen war. Sie hätte nicht sagen können, was; aber Jenny erschien ihr verwandelt. Ihre goldblonden Haare waren nicht ganz so sorgfältig gekräuselt wie sonst; sie trug auch keines jener großblumigen Battistkleider, mit denen sie im Hause ihre reizende Gestalt zu enthüllen liebte, sondern ein dunkles Wollkleid mit einem abweisenden Stehkragen. Allerdings wurde Adele diese Symptome erst gewahr, als sie sich zu wundern begann, warum Jenny diesmal so wenig Interesse für den Modebericht zeigte, den sie ihr vom letzten Rennen brachte.

„Jenny, mit Dir ist etwas vorgegangen!“ sagte sie endlich, nachdem sie das Aussehen ihrer Freundin nochmals mit einem scharfsinnigen Blicke gemustert hatte.

Und richtig! Jenny wurde dunkelroth und griff sich verlegen an den Stehkragen, als fürchte sie, daß er nicht ordnungsmäßig zugehaftelt sei. Dann ganz kleinlaut: „Ach Gott, was sollte denn mit mir vor-

gegangen ſein? Ich bin geſund, die Kinder Gottlob auch, mein Mann kommt morgen zurück, es iſt Alles in Ordnung!“

Adele (überlegen): Na, meine Liebe, wenn Du Dich vor Deinem Mann nicht beſſer verſtellen kannſt, wirſt Du einen ſchweren Stand haben.

Jenny (plötzlich wieder ſehr blaß): Du weißt ſchon davon! Aber von wem kannſt Du denn um Gottes Willen etwas erfahren haben? Nein, es iſt ja ganz unmöglich!

Und nun mußte Adele ſchwören, daß ſie nie ein Sterbenswörtchen weiter erzählen würde; ſie mußte ein Gelübde der Verſchwiegenheit bis zum Tod ablegen und ſich eidlich verpflichten, daß dieſes Geheimniß auf ewige Zeiten in ihrem Buſen wie in einer Gruft mit Granitdeckel begraben ruhen ſollte.

Dann verlor Jenny dennoch wieder die Courage; und ſie fing an zu betheuern, daß ſie es trotz alledem nicht ſagen könne, weil es ſich überhaupt nicht ſagen ließe, und weil ſie nie den Muth finden würde, es über die Lippen zu bringen, ſo daß Adele endlich ärgerlich ſagte:

„Ganz wie Du willſt! Gar ſo ſehr intereſſirt es mich ja auch nicht.“

Sie ſtand auf und trat an den Rand der Terraſſe. Auf der Wieſe vor dem Hauſe ſpielten Jenny's kleine Mädchen Ball. Plötzlich ſteckten ſie die Köpfe zuſammen; dann kamen ſie herbeigelaufen und riefen wie aus einem Mund:

„Mama, der Ball iſt geplatzt. Onkel Bautz muß uns einen neuen bringen.“

Jenny wurde wieder ſehr roth.

„Ich werde euch ſelbſt einen mitbringen, wenn ich in die Stadt fahre,“ ſagte ſie düſter.

Die Kinder: Ach Gott, das dauert zu lang! Schreib' doch lieber dem Onkel Bautz, dann haben wir ihn morgen gewiß.

Jenny: Kinder, laßt mich in Ruhe. Und geht auf die rückwärtige Wieſe ſpielen. Ich habe Kopfweh. (Und nach einer bangen Pauſe, in welcher Adele gefliſſentlich ſchwieg, mit gepreßter Stimme): Sage mir einmal, welchen Eindruck hat Dir denn Onkel Bautz immer gemacht?

Adele: Welchen Eindruck? Einen recht guten.

Jenny: Nun ja, das wohl. Aber hat er Dir ſo ganz einen Eindruck gemacht wie — wie ein Mann, der zum Verlieben da iſt? Ich wenigſtens habe mir nie vorſtellen können, daß man ſich in einen Mann verliebt, der Balthaſar heißt! Da muß man doch immer an die heiligen drei Könige denken, nicht?

Adele: Warum willſt Du Dich denn auf einmal in den Onkel Bautz verlieben?

Jenny (beſtürzt): Ich? Gott beſchütze mich! Im Gegentheil: ich ſage ja eben, daß er mir nie ſo recht wie ein Mann vorgekommen iſt. Deshalb war ich ja immer ganz ungenirt ihm gegenüber. Ich habe ihn immer wie ein Hausmöbel betrachtet oder wie ein Erbſtück, das man mit in die Ehe bekommt. Er iſt bei uns eine Art Familienkiebitz geweſen, wie es ſo

viele unter den alten Junggesellen giebt. Denn alt ist er mir immer vorgekommen — Dir nicht auch?

Adele: Aber er kann ja noch nicht vierzig Jahre alt sein!

Jenny: Trotzdem! Ich weiß selbst nicht, warum — vielleicht, weil ich mir von den Kindern angewöhnt habe, Onkel Bautz zu sagen. Und „Onkel Bautz“ — die Kinder haben doch manchmal närrische Einfälle! Weiß der Himmel, wie sie auf dieses „Onkel Bautz“ verfallen sind! Jedenfalls klingt Bautz nicht gefährlicher als Balthasar. Ueberdies hat er ja auch lauter Onkelgewohnheiten! Zum Beispiel trägt er immer ein „Staubtaschentuch“ bei sich, mit dem er auf Spaziergängen den Damen die Bänke abwischt oder die Fenster auf der Eisenbahn, wenn die Scheiben angelaufen sind. Und dann schleppt er immer alle Packete und Taschen, die man gerade bei sich hat; und wenn unvorhergesehene Gäste kommen, so läuft er selbst schnell zum Fleischhauer oder Zuckerbäcker, wie man's gerade braucht; oder wenn man Dreizehn bei Tisch wäre, so verschwindet er unauffällig, oder er übernimmt die Kinder, wenn die Bonne beim Serviren helfen muß, und so fort. Sein Vater und der Vater meines Mannes waren Cousins — also ist er ja auch ein ganz naher Verwandter —

Adele: Nun, was das betrifft: bei diesem Verwandtschaftsgrad braucht man noch keinen Dispens zum Heirathen, glaub' ich!

Jenny: Ach Gott, wer spricht denn vom Heirathen! Ich sage doch schon die ganze Zeit, daß

ich nie daran gedacht hätte — aber Du willst mich nicht verstehen, scheint mir! Das ist sehr garstig von Dir; denn Du weißt recht gut, daß ich Onkel Bautz wirklich nur als Hausmöbel betrachtet habe —

Adele (unerbittlich): Gern hast Du ihn doch immer gesehen —

Jenny trocknete sich die Augen mit dem Handrücken. Das war ein Zeichen, daß sie aufrichtig bekümmert war; sonst hätte sie ihr Taschentuch dazu gebraucht.

Auch Adele schien zu befürchten, daß dieser Moment eine Klippe ihrer Freundschaft, die nun schon den zweiten Sommer die Nachbarschaft der Villen aushielt, werden könnte, und schlug einen anderen Ton an:

„Geh', Alte, glaubst Du denn im Ernst, daß irgend Jemand vermuthen könnte, Du hättest Absichten auf den Onkel Bautz?"

Jenny (erleichtert): Nicht wahr? Aber jetzt nachträglich, wenn ich so drüber nachdenke — ich weiß nicht, dieser Unglücksmensch hat Alles in Verwirrung gebracht. Und was soll ich denn meinem Mann sagen? Mir stehen die Haare zu Berg, wenn ich nur daran denke! Er wird immer gleich so heftig! Und verheimlichen kann ich es ihm nicht; denn es muß ihm ja nach den ersten Tagen auffallen, daß Onkel Bautz nicht mehr kommt. Und wenn er nun fragt, warum? Er wird mir nicht glauben, daß ich ganz unschuldig bin! Er wird mich auszanken, daß ich — daß ich zu herausfordernd bin. Nie wird er dem Onkel Bautz Unrecht geben, das weiß ich im Voraus! Erstens hält

er so große Stücke auf ihn, und zweitens sagt er immer, Alles, was einer Frau passirt, ist nur ihre Schuld!

Adele: Das ist sehr ungerecht!

Jenny: Ja, aber es ist doch seine Meinung! Seinerzeit — es ist jetzt sieben Jahre her, meine Aelteste war gerade drei Monate alt — als Onkel Bautz, der damals noch einfach der Cousin Balthasar war, von seiner Weltreise zurückkam, wo er zwei Jahre zugebracht hatte — ja, was wollte ich sagen? Also seinerzeit sagte mein Mann, es sei sein Wunsch, daß ich diesem Balthasar, den ich noch gar nicht kannte, mit der größten Rücksicht und Freundschaftlichkeit entgegenkäme, sozusagen mit offenen Armen; denn dieser Balthasar sei der beste Mensch von der Welt und hätte den schmählichsten Undank erfahren; ich dürfte mich aber ja nie unterstehen, ihn darüber zu befragen oder Anspielungen darauf zu machen — was mir doch ohnedies nicht eingefallen wäre so einem armen Menschen gegenüber, der aus Desperation auf eine Weltreise geht. Ich sage Dir das Alles nur, damit Du siehst, daß mein Mann selber Schuld ist, wenn ich den Onkel Bautz von allem Anfang an sehr vertraut behandelte. Und er ist mir von allem Anfang an wie ein alter Mann vorgekommen mit seinem altmodischen, viereckigen Bart und seiner komischen Abtheilung mitten auf der Stirne, von der seine Haare wie zwei Hörner nach rechts und links abstehen. Und dann trägt er immer so enge Hosen mit ausgeweiteten Knien und ganz alte, verschwitzte Hüte — das ist doch Alles nicht sehr elegant und einladend. Freilich, wenn er etwas auf sich

hielte, wär' er kein übler Mann — findeſt Du nicht?

Adele: Alſo findeſt Du ihn doch nicht ſo widerwärtig?

Jenny: Widerwärtig? Das habe ich nie behauptet. Widerwärtig kann ihn gewiß Niemand auf der Welt finden. Aber muß man denn gleich Jeden widerwärtig finden, der etwas weniger gepflegt iſt, als man es gern hat? Ueberhaupt ſage ich das nur, damit Du begreifen kannſt, wie Alles gekommen iſt. Denn unlängſt, das letzte Mal, als er heraußen war — es ſind ſchon drei Tage her — wir ſaßen hier auf der nämlichen Stelle, er und ich — alſo unlängſt ſagte ich zu ihm, weil mir gerade nichts Anderes einfiel — und was ſoll man denn immer miteinander reden, wenn man ſich faſt jeden zweiten Tag ſieht? — ich ſagte alſo, weil auf einmal eine ſo eigene Verlegenheit entſtanden war — Du mußt nämlich wiſſen, daß ich, gerade als Onkel Bautz kam, das neue Negligee probirt hatte, mit dem ich meinen Mann überraſchen wollte — ach Gott, jetzt iſt mir die ganze Freude daran verdorben! Jetzt zieh' ich es nie mehr an!

Adele: Ein neues Negligee? Zeig' doch her!

Jenny: Nein, ich mag es gar nicht anſehen! Es iſt etwas — etwas eigenthümlich ausgefallen; aber ſchließlich im Haus, wo man nur von dem eigenen Mann geſehen wird —

Adele: Und von Onkel Bautz!

Jenny: Das war doch nur ein unglücklicher Zufall! Ich wollte es ohnedies gleich wieder aus-

ziehen. Aber die Thüre ſtand offen, und Onkel Bautz trat wie gewöhnlich sans façon herein; und da er mich nun ſchon geſehen hatte, und da er nie bemerkt, was man anhat — übrigens iſt das Negligee auch gar nicht ſo arg; es iſt aus elfenbeinweißem Crêpe, weißt Du, der ſich ſo fabelhaft anſchmiegt, und oben hat es einen Sattel aus Luftſtickerei, weißt Du, die ganz à jour iſt, und als Aermel nur einen pliſſirten Volant, weißt Du, der ſich wie ein Fächer zurückſchlägt, wenn man den Arm aufhebt. Ich ſagte zu Onkel Bautz, er möge ſich indeſſen draußen niederſetzen, ich müſſe mich nur ſchnell umkleiden. Er aber antwortete: „Ach was, mach' Dir doch keine Unbequemlichkeiten meinetwegen; Du biſt ja ohnedies wunderſchön.“ Da dachte ich, daß er das Negligee gewiß für eine Geſellſchafts-Toilette hielt, wie es bei ſolchen Junggeſellen ſchon vorkommt — und ſo ſetzte ich mich zu ihm. Aber ganz behaglich war mir's doch nicht; und deshalb entſtand eben dieſe ſonderbare Verlegenheit. Onkel Bautz ſah mich an, ſah weg, ſah mich wieder an und redete kein Wort. Weil mir alſo in der Geſchwindigkeit nichts Geſcheidteres einfiel, ſagte ich: „Onkel Bautz, warum trägſt Du eigentlich Haar und Bart ſo unvortheilhaft? Du wärſt ein ganz hübſcher Burſche, wenn Du eine beſſere Friſur hätteſt!“ Ich weiß nicht, warum ich gerade das ſagte; aber findeſt Du nicht auch, daß es unerträglich iſt, wenn jemand lächerlich ausſieht, während er einen bewundert? Er lachte und fragte, wie er denn nach meiner Meinung friſirt ſein ſollte. Ich lachte auch, ſtand auf und fuhr ihm

mit den Fingern durch die Haare, um seine schrecklichen Hörner nach rückwärts zu streichen. Da fing er meine Hände auf und zog mich zum Spaß ein wenig an sich. Wirklich nur zum Spaß; denn er sah ganz gemüthsruhig dabei aus, ließ mich auch gleich wieder los und sagte: „Gieb Dir keine Mühe, Jenny, ich werde doch nicht schöner!" Und ich dachte, daß er wohl nur so verwahrlost ist, weil er keine Frau hat, die auf ihn schaut, und ich fragte ihn, warum er eigentlich nicht geheirathet habe. Wie hätte ich denn wissen sollen, was ich da anstellte! Zu dumm! Jemanden sieben Jahre lang zu kennen und dann so hereinzufallen! Aber das kommt davon, daß Hermann mich immer wie ein Kind behandelt, dem man Alles verheimlichen muß! Sage, ist es nicht empörend, daß er mir nie ein Wort davon verrathen hat, daß Onkel Bautz verheirathet ist —?

Adele: Ja sage mir lieber, wie ist es denn möglich, daß das so lang verheimlicht bleiben konnte?

Jenny: Weil er von seiner Frau geschieden ist! Weil sie jetzt in Paris lebt und dort eine gefeierte Schönheit ist, aber offenbar nicht gerade comme-il-faut! Weil sie ihn betrogen hat! Weil er deswegen auf die Weltreise gegangen ist! Weil er sich vorher erschossen hat und wieder gerettet wurde! Weil er sich ganz aus den Kreisen zurückgezogen hat, in denen er mit seiner Frau verkehrte! Ist es denn erhört? Onkel Bautz, der Cousin Balthasar, hat eine gefeierte Schönheit zur Frau! Onkel Bautz erschießt sich und geht aus Liebesgram auf eine Reise um die Welt!

Ich war ſtarr vor Staunen! Aber wenn Du gehört hätteſt, wie er das Alles erzählte! Anklagen? Vorwürfe? Keine Spur! Nicht ein böſes Wort hat er über ſie geſagt, entſchuldigt hat er ſie, ſich ſelbſt hat er verantwortlich gemacht! Und ſie war doch gräßlich undankbar gegen ihn! Er hat ſie aus höchſt ungünſtigen, ärmlichen Verhältniſſen geheirathet, wo ſie obendrein von einer Stiefmutter, die eine ganz ungebildete Perſon war, maltraitirt wurde. Und Du mußt wiſſen, Onkel Bautz war eine ſehr gute Parthie für ſie. Denn er iſt ſehr reich — das weiß ich von Hermann. Und kaum war er drei Jahre verheirathet, ſo hatte ſie ein Verhältniß mit einem Andern. Das heißt, er drückte ſich nicht ſo deutlich aus; aber es muß wohl ſo etwas geweſen ſein, denn was ſollte das ſonſt bedeuten: „Es blieb mir eines Tages kein Zweifel, daß ſie mich nicht liebte und nie geliebt hatte —?“ „Sage doch lieber, ſie war eine Frau, die nicht wußte, was Ehre iſt,“ ſagte ich daraufhin ſehr entrüſtet und um etwas Genaueres zu erfahren. Er aber ließ ſich nicht irre machen und ſagte mit ſeiner unbegreiflichen Milde: „Ach Jenny, es iſt eine eigene Sache um die Ehre, ſobald die Liebe in's Spiel kommt! Da wird die Ehre, die ſonſt ſo wichtig iſt, ganz klein und unbedeutend, und man gäbe alle Ehre hin, wenn man nur die Liebe behalten könnte. Ich will mich nicht beſſer machen, als ich bin: aber wenn ſie bloß aus Rückſicht für meine — Ehre nicht gethan hätte, was ſie that, ſo wäre ich nicht weniger unglücklich geweſen. Und wenn ſie mich trotz alledem lieb gehabt hätte —“ er ſagte nicht, was

dann geſchehen wäre, aber ich möchte wetten, dann hätte er ihr verziehen. Und ich weiß nicht, warum — Alles, was er da ſagte und wie er es ſagte, kam mir ſo ſchmerzlich und rührend vor, daß ich auf einmal weinen mußte —

Adele (erſtaunt): Da haſt Du weinen müſſen? Ja was iſt denn daran rührend, ich bitte Dich? Wenn er nicht mehr auf ſeine Ehre hält, iſt es doch natürlich, daß es ihm ſo erging!

Jenny (ganz in ihre Geſchichte vertieft): Als er das bemerkte, beugte er ſich ſo weit vor, daß er mich von unten herauf anſehen konnte und fragte mit einem ganz neuen Geſicht: „Du weinſt, Jenny?“ und nahm meine Hand in ſeine beiden Hände. Ich brauchte ſie aber nicht wegzuziehen, denn er legte ſie ſelbſt gleich wieder weg, wie etwas, das einem nicht gehört. Und nach einer Weile fuhr er wieder ruhig fort: „Ich bin eben nicht der Mann, den ein ſo außerordentliches Weſen lieb haben konnte. Ich habe ſie auf Händen getragen, ich habe gethan, was ſich ihr nur an den Augen ableſen ließ — aber das war nicht das Rechte. Sie hatte an mir keinen Halt, ſie konnte vor mir keinen Reſpekt haben — und ſo mußte ſie mir genommen werden, unvermeidlich, unausbleiblich!“ „Was?“ ſagte ich ganz faſſungslos, „keinen Reſpekt vor Dir? Dann hat ſie kein Herz gehabt!“ „Vielleicht!“ antwortete er ohne Bitterkeit, beinahe ſo, wie wenn man von einer Verſtorbenen ſpricht; „vielleicht aber war ſie überhaupt nicht für die Ehe geſchaffen! Jedenfalls nicht für die Ehe mit einem Mann, wie ich bin.

Ich bin ja auch nicht für die Ehe geſchaffen.“ „Du?“ ſagte ich. „Du müßteſt doch der beſte Ehemann von der Welt ſein mit Deiner Güte und Nachſicht und Gefälligkeit!“ Denn das mußt Du doch zugeben, Adele, ein Mann, der einem Alles angehen läßt und dem Alles recht iſt, was man thut — kann man ſich etwas Angenehmeres vorſtellen?

Adele (nachdenklich): Hm, je nachdem. Denn andrerſeits, einen ſolchen Waſchlappen zum Mann zu haben, der ſich Alles gefallen läßt.

Jenny. Wie? Ein Mann, der ſich erſchießt und dann auf eine Weltreiſe geht, iſt doch kein Waſchlappen! Mir ſcheint, Du glaubſt auch, was Onkel Bautz glaubt: daß die Frauen nur diejenigen Männer wirklich lieben, vor denen ſie ſich zugleich fürchten —? Das aber kommt mir nicht richtig vor. Ich kann mir doch vorſtellen, daß ich meinen Mann eben ſo lieb hätte, wenn ich mich nicht ſo ſehr vor ihm fürchtete — oder ſogar weit lieber! Fürchten iſt doch faſt das Gegentheil von liebhaben! Das ſagte ich auch dem Onkel Bautz. Da wurde er ganz tiefſinnig und ſchwermüthig und ſagte: „Ja, man ſollt' es denken! Aber dieſe lieben, ſchönen Köpfe ſind voller Widerſprüche und Eigenheiten! So ein plumpes Weſen wie ein Mann verſteht alle dieſe Feinheiten und Arabesken nicht! Jenny, Eines aber weiß ich aus ſchmerzlicher Erfahrung: ihr mißachtet die Männer, die — die ihr nicht fürchtet! Ihr lacht ſie aus, ihr findet ſie komiſch!“ Da that er mir plötzlich ungeheuer leid, und ich fand ihn in dieſem Moment wirklich gar nicht mehr komiſch —

und — und — nun ja, es war nicht ganz in Ordnung, und ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam — er war aufgeſtanden, und ich war aufgeſtanden, und wir ſtanden uns gegenüber — und — und — da fiel ich ihm um den Hals und ſagte: „Bei Gott, ich finde Dich nicht komiſch! Ich werde Dich nie mehr komiſch finden!

Pauſe.

Adele (während Jenny ſich ſchneuzt): Nun, und —?

Jenny. Leider faßte Onkel Bautz die Sache anders auf. Er hielt mich in ſeinen Armen feſt und gab mir einen Kuß mitten auf den Mund. Und da kam es mir wie ein Blitz zum Bewußtſein, daß er doch kein alter Mann iſt, und — daß man ihn doch nicht umarmen darf!

Pauſe.

Adele. Nun, und —?

Jenny. Gar kein und! Er kam gleich wieder zur Beſinnung, ging weg von mir, ſtellte ſich hier an das Geländer und ſah einige Zeit angelegentlich auf die Wieſe hinaus.

Adele. Und Du?

Jenny. Ich? Ich blieb ſtehen wie angewurzelt. Ich war ganz betäubt über dieſe unvermuthete Wendung, das kannſt Du Dir denken! Dann drehte ſich Onkel Bautz um und ſagte mit ſeiner gewöhnlichen Stimme: „Jenny, Du biſt ein gutes Kind. Aber ich denke, es iſt beſſer für mich, wenn ich auf längere Zeit Urlaub von Dir nehme —“

So weit war Jenny mit ihrem Bekenntniß ge-

kommen, als unten am Gartenthor eine Art indianiſches Siegesgeheul ausbrach. Die Kinder hatten ſich von der rückwärtigen Wieſe wieder hervorgeſchlichen; nun waren ſie einem Eintretenden triumphirend entgegengeſtürzt.

„Onkel Bautz!“ rief Jenny ſchreckensbleich.

„Da ich eben hier vorbeigehe, wollte ich Dir nur guten Tag ſagen, Jenny,“ ſagte Onkel Bautz völlig unbefangen. „Und auch fragen, ob Hermann morgen ankommt?“

„Ja,“ verſetzte Jenny, ohne ihn anzuſehen. „Willſt Du nicht Platz nehmen?“

„Danke, ich gehe gleich wieder. Wenn alſo Hermann morgen kommt, ſag' ihm, bitte, daß ich ihm etwas mitzutheilen habe, was ich ſelbſt ihm erzählen möchte, eh' er es von jemand Anderem erfährt. Das erlaubſt Du mir doch?“

Jenny richtete mit einem hörbaren Athemzug einen dankbaren Blick auf ihn. „Willſt Du nicht doch Platz nehmen?“ wiederholte ſie etwas wärmer.

Onkel Bautz war einen Augenblick unſchlüſſig. Aber als dieſer Augenblick vorüber war, ſetzte er ſich nieder und legte den Hut ab.

Adele ſah, daß er kurzgeſchorene Haare hatte. Und der Hut war unbeſtreitbar ein neuer Hut. Da wurde ihr Geſicht ſehr bedenklich.

Mit dreizehn Jahren.

Seit einiger Zeit war es zu Hause sehr ungemüthlich geworden. Nicht als ob es früher keine Unannehmlichkeiten gegeben hätte. Gleich der Kirchgang am Sonntag-Vormittag — wenn das nicht ein wahrer Passionsweg war!

Erstens waren die großen Schwestern und die Mama schon eine Stunde vorher schlecht aufgelegt. Alle neuen Kleider wurden in die Kirche zum ersten Male angezogen — und was das heißen wollte, konnte nur der ermessen, der dabei war! Die Kleider saßen nie, wie sie sollten; die Frisuren gelangen nie nach Wunsch; immer rissen Handschuhknöpfe ab, wenn es schon höchste Zeit zum Fortgehen war; Schleier, Handschuhe, Taschentücher, Gebetbücher geriethen stets im letzten Augenblick auf unbegreifliche Weise in Verlust — kurz, es war offenbar, daß der liebe Gott dieses ganze Toilettemachen für die Kirche höchlich mißbilligte. Und doch waren Mutter und Schwestern sehr ungehalten, daß Emmy selbst so wenig Eifer zeigte,

ſich ſchön zu machen für den lieben Gott. Vor dem Fortgehen fand in der Regel noch eine kurze Inſpektion ihrer Perſönlichkeit ſtatt, die leider nie zu einem befriedigenden Reſultat führte. Da waren Ohren und Hals nicht genügend gewaſchen, die Stiefel vertreten, der Hut verbogen, die Kleider voll Flecken. Alle Defecte, die während der Woche unbeachtet blieben, kamen an dieſem unglückſeligen Sonntag-Vormittag ans Licht.

„Gott, was für große Füße das Kind hat", ſagte Bertha, und „So halte Dich doch gerade", ſagte Lina, und „Es iſt eine Schande, mit Dir auf die Gaſſe zu gehen", vollendete die Mama.

Aber das eigentliche Leiden begann erſt in der Kirche. Während der ganzen Meſſe mußte man ſtehen, denn es war leider nicht elegant, ſich niederzuſetzen. Mama und Schweſtern fanden, daß in den Bänken nur „Mob" ſei. Emmy hätte ſich nichts daraus gemacht, zu ſtehen, wenn nur der „Kinderſchuſter" des Hauſes ihre Stiefel nicht immer zu kurz gemacht hätte. Es war allerdings nicht zu leugnen: ihre Füße hatten einen merkwürdigen Drang, in die Länge zu wachſen; aber ſie waren darin nicht aufzuhalten, wenn man ſie auch noch ſo ſehr einzudämmen ſuchte. Dieſes Verfahren bewirkte nur, daß bei längerem Stehen, und beſonders wenn das Wetter kalt war, die großen Zehen in einen höchſt empfindlichen Zuſtand geriethen. Und was für eine beſcheidene Rolle die großen Zehen im Haushalte des menſchlichen Organismus für gewöhnlich auch ſpielen mögen, in dieſem Zuſtande machten

sie sich auf schamlose Weise bemerkbar und trugen zuletzt den Sieg über alle anderen Organe davon. Ja das Centrum der Gedanken schien mit einem Male an diese ungewöhnliche Stelle verlegt. Wenigstens war Emmy nicht im Stande, ihre Gedanken von den großen Zehen loszureißen. Und da auch das andauernde Knieen unter die Gewohnheiten gehörte, denen nur der Mob huldigte, mußte sie sich eben zerstreuen, so gut es ging; sie stand auf einem Fuße, bis sie Fünfzig gezählt hatte, und dann auf dem anderen wieder bis Fünfzig; sie stellte statistische Berechnungen über die Zahl der Anwesenden auf, indem sie Frauen, Männer und Kinder in Separattabellen eintheilte. Die richtige Andacht war das freilich nicht. Aber sollte man es glauben: die großen Zehen waren so hartnäckige Widersacher Gottes, daß sie durchaus keine Andacht gestatteten, solange sie durch das Stehen in Anspruch genommen waren.

Auf diese Weise führte Emmy genaue Aufsicht über die fromme Heerde und kannte alle Stammgäste, die immer denselben Platz einnahmen. Darunter war auch ein hübscher, junger Mann mit schwarzem Schnurrbärtchen, der auffallend regelmäßig an einem Seitenaltar stand.

Es war der Altar eines ungenannten Heiligen. Ueber dem spitzenbesetzten Altartuche lehnten in einem gläsernen Schrein seine irdischen Ueberreste als köstlich geschmücktes Gerippe. Eine breite Ehrenkette hing ihm über den Brustkasten herab; seine Rippen waren mit Perlen und Goldflittern besetzt; in seinen Augenhöhlen hatte er große Amethysten eingesenkt,

und auf seinem Todtenschädel trug er eine goldene Krone, die mit einer weißseidenen Schleife unter der Kinnlade befestigt war. Ein blauer Sammtmantel mit schimmerndem Atlasfutter und gestickten Säumen breitete sich hinter seinen Schulterblättern aus. In seinen Fingern aber, an denen Rauten und Topase in großen Ringen glänzten, hielt er ein silbernes Herz mit goldenen Flammen obenauf.

Emmy fürchtete sich immer ein wenig, wenn sie nach dem heiligen Knochenmann hinsah. Und es war recht peinlich, daß sich der hübsche, junge Mann mit dem schwarzen Schnurrbärtchen gerade diesen Platz ausgesucht hatte. Er stand übrigens gewöhnlich mit dem Rücken gegen den Altar gewendet. Wahrscheinlich aus diesem Grunde hatte es den Anschein, als ob er beständig herüberschaue; so oft Emmy ihre Augen aufschlug, fand sie es bestätigt. Ob er wohl auch zu kurze Stiefel anhatte, weil er so wenig andächtig war? Zuweilen lächelte er unmerklich und drehte sein Schnurrbärtchen; Emmy glaubte auch einmal zu bemerken, daß er jemanden, der in derselben Richtung stand wie sie, durch leichtes Neigen des Kopfes grüßte. Dabei erröthete er entschieden. Alles das war sehr kurzweilig und ein gutes Mittel gegen Fußweh. Deshalb fühlte Emmy aufrichtiges Bedauern, als er plötzlich verschwunden war. Schon seit drei Sonntagen fehlte er auf seinem gewohnten Platz.

Um dieselbe Zeit war es zu Hause sehr ungemüthlich geworden.

Kaum setzte man sich an den Tisch zu den Eltern,

um in einem unbeachteten Moment einen Blick in die Zeitung zu werfen, so hieß es gleich: „Emmy, hast Du keine Aufgaben zu machen?“ oder noch unverblümter: „Emmy, geh' doch ein wenig in's Kinderzimmer.“ Das bedeutete, es waren Gespräche im Anzuge, die sie nicht hören sollte. Und wenn man sich dann im Zimmer der großen Schwestern häuslich niederlassen wollte, so hieß es auch dort: „Emmy, hast Du keine Aufgaben zu machen?“ oder noch unverblümter: „Emmy, geh' doch ein wenig in's Kinderzimmer.“

Bertha aber hatte alle Augenblicke verweinte Augen; auch geschah es sehr oft, daß sie sich mit Lina nur durch räthselhafte Zeichen und Winke oder durch unsinnige Gespräche unterhielt, die, obwohl sie aus deutschen Worten bestanden, so unverständlich waren, als ob sie chaldäisch wären; zum Beispiel: „Niemand wird schon andere Wege zu finden wissen, wenn man auch noch so sehr dagegen ist“ — oder: „Ich habe das Niemand gleich gesagt; aber Niemand war trotzdem nicht davon abzubringen.“

Irgend etwas Geheimnißvolles mußte vor sich gehen, Emmy merkte es wohl. Bei Tisch machte der Papa ein finsteres Gesicht und redete kein Wort; die Mama war immerfort ärgerlich und nervös, so daß man ihr gar nichts recht machen konnte; und beide Eltern ließen keine Gelegenheit vorübergehen, ohne den lieben Gott zum Zeugen anzurufen, was man mit seinen Kindern auszustehen habe.

Am schlimmsten wurde es im Fasching nach einem Balle, den Bertha und Lina besucht hatten.

Der Papa schloß sich mit Bertha in sein Zimmer ein und man hörte ihn bis heraus laut und zornig sprechen; aber verstehen konnte man nichts. Als Bertha zum Vorschein kam, war sie ganz verstört und verrauft; sie schloß sich mit Lina in ihr Zimmer ein, während der Papa sich gleich wieder mit der Mama einschloß.

Selbst im Kinderzimmer wispelte die Bonne mit dem Stubenmädchen — sollte man da nicht die Fassung verlieren?

„Nein, jetzt wird mir's zu dumm!" rief Emmy und hatte gute Lust zu weinen. „Was geht denn vor? Wird mir denn kein Mensch ein Wort sagen?"

Und die Bonne antwortete mit einem albern weisen Gesicht: „Liebe Emmy, seien Sie froh, daß Sie noch so jung sind und sich um nichts zu kümmern brauchen. Alle diese Dinge kommen immer früh genug!"

Mehr war nicht aus ihr herauszubringen, so daß sich Emmy schließlich rächte, indem sie trotzig sagte: „Uebrigens ist mir auch Alles höchst egal!"

Eines Tages, als sich die Verdrießlichkeiten anscheinend ein wenig gelegt hatten, ging Emmy mit Bertha aus der Gesangsstunde nach Hause. Das war auch eine Neuerung; früher war Bertha immer allein gegangen.

Plötzlich sagte Bertha: „Ach Gott, gleich wird es regnen! Gehen wir lieber durch die Durchhäuser, da sind wir geschützter!"

So weit Emmy's meteorologische Kenntnisse reichten, stand zwar kein Regen zu erwarten; aber der Weg durch die Durchhäuser war auf alle Fälle weit

luſtiger. Da gab es ſonderbare alte Läden, mit ſonderbaren alten Frauen darinnen, die ſonderbare alte Sachen zu verkaufen hatten; da gab es finſtere Winkel in verräucherten, finſteren Höfen, die ein ſo romantiſches Ausſehen hatten, als könnten dort die ungewöhnlichſten Dinge geſchehen; da gab es Einblicke in dunkle Corridore und auf ſchmale Wendeltreppen, die ſüßſchauerliche Erinnerungen an Abenteuer und Rittergeſchichten erweckten.

Auch Bertha ſchien die Durchhäuſer gerne zu haben; ſie ſchlug ein angenehmes Schlendertempo an und blieb bald da, bald dort ſtehen.

Es dämmerte ſchon ſtark in den Durchhäuſern. Dennoch bemerkte Emmy unverſehens jemanden, der ihr bekannt vorkam.

„Schau!“ ſagte ſie und faßte Bertha beim Arm. „Der Mann vom knöchernen Heiligen!“

„Wer?“ fragte Bertha unwirſch.

„Er hat uns auch erkannt!“ flüſterte Emmy lachend und verlegen, als ſie ſah, daß der Fremde im Vorübergehen mit einem eigenthümlichen Lächeln ſeinen Blick feſt auf Bertha heftete.

Aber Bertha ſagte ganz böſe: „Was bildeſt Du Dir denn ein! Und überhaupt, ſieh den Männern nicht ſo in's Geſicht; das ſchickt ſich nicht.“

Gleich darauf kamen ſie an einem Bäckerladen vorbei. Da faßte ſich Bertha an den Kopf und ſagte mit ſchwacher Stimme: „Ach, liebſte Emmy, mir iſt ganz übel vor Hunger! Geh' doch da zum Bäcker hinein und kaufe mir einen Wecken.“

„Willst Du denn nicht mit hineinkommen?“ fragte Emmy, während ihr Bertha zwei Kreuzer verabreichte. Aber Bertha fand, der Laden sei gesteckt voll Menschen, und in der schlechten Luft würde ihr noch viel übler werden.

Als Emmy mit dem Wecken zurückkam, war eine verhältnißmäßig lange Zeit verstrichen; denn sie hatte warten müssen, bis alle anderen Kunden bedient waren.

Bertha war verschwunden.

Sollte sie am Ende ernstlich unwohl geworden sein? Oder war sie indessen vorausgegangen?

Emmy blieb rathlos eine Weile in dem Menschenstrome stehen, der nach beiden Seiten vorüberwogte. Sie begann zu frieren; aber sie getraute sich nicht, den Platz zu verlassen. Wahrscheinlich hatte sie etwas überhört oder mißverstanden! Da würde sie nun wieder schön ausgezankt werden! Denn Bertha verstand keinen Spaß, wenn etwas nicht nach ihrem Kopfe ging; sie wurde wirklich immer gleich „unbändig“, wie der Papa sagte.

Plötzlich stand Bertha wieder vor ihr, wie aus dem Boden gewachsen. Sie hatte glühende Wangen und glänzende Augen. „Warteſt Du schon lange?“ sagte sie sehr freundlich. „Mir war so übel, daß ich den Hausmeister um ein Glas Wasser bitten mußte.“

Und so freundlich blieb Bertha den ganzen Abend. Ja sie ließ sich sogar vor dem Schlafengehen in ein längeres Gespräch mit ihr ein.

Emmy's schwesterliche Gefühle erreichten ihren Höhepunkt, wenn sie an diesen Gesprächen theilnehmen

durfte, in denen Bertha und Lina ihre ganze Welt- und Menſchenkenntniß entfalteten. Und was dieſe Geſpräche noch beſonders anziehend machte: ſie drehten ſich ausſchließlich um die Männer, um ihre Schwächen und Irrthümer, Vorzüge und Gebrechen, und um Alles, was ſie von den Frauen dachten, wünſchten, verlangten, vorausſetzten.

Diesmal kam die Rede auf die Verſchwiegenheit und das Vorurtheil der Männer, daß das weibliche Geſchlecht keine Geheimniſſe bei ſich behalten könne.

„Ja, das behaupten die Männer," ſagte Bertha. „Und doch bin ich überzeugt, daß ſogar Du, Emmy, etwas verſchweigen könnteſt!"

„Sogar ich?" fragte Emmy erſtaunt. „Habe ich denn ſchon ſo oft Tratſchereien gemacht?"

„Verſuchen wir's einmal! Würdeſt Du es zum Beiſpiel zuſammenbringen, nie jemandem zu ſagen — ja, was ſollen wir denn nur ſchnell als Beiſpiel nehmen? Nehmen wir alſo etwas ganz Gleichgiltiges, damit Du es nicht gar zu ſchwer haſt — alſo daß wir heute den „Mann vom knöchernen Heiligen" begegnet haben —?

„Aber das iſt ja gar nichts! Wem ſollte ich denn das überhaupt ſagen?"

„Alſo, daß mir heute im Durchhauſe übel geworden iſt? Das iſt ſchon etwas ſchwerer!"

Kurze Zeit darauf kam der Papa unverhofft Vormittags aus der Kanzlei nach Hauſe. Die Mama war ausgegangen; Lina ſaß beim Nähtiſchchen, Emmy am anderen Fenſter und machte eine Aufgabe.

Der Papa war so aufgeregt, daß er ihre Anwesenheit gar nicht bemerkte.

„Wo ist Bertha?“ rief er noch an der Thüre zu Lina.

Bertha war unglücklicherweise gerade fortgegangen, um etwas einzukaufen.

„Wer ist mit ihr gegangen?“

„Sie ist allein gegangen.“

„Zum Teufel hinein! Habe ich nicht strengstens verboten, daß sie allein aus dem Hause —“

„Aber Papa! Sie ist ja nur über die Gasse zum Kaufmann gegangen!“

„Das ist alles eins! Ich will es nicht haben, das wißt Ihr, und wir werden doch sehen, ob ich meinen Anordnungen nicht Respekt verschaffen kann!“

„Aber Papa! Sie hat Dir ja doch versprochen und die Hand darauf gegeben, daß sie nicht mehr heimlich mit ihm zusammenkommen wird —“

„Mußt Du immer ihre Partei ergreifen? Diese Frauenzimmer halten zusammen wie die Kletten! Aber ich lasse mich nicht hinter's Licht führen durch Euère Heimlichkeiten und Lügengeschichten —“

„Aber Papa! Diese Behandlung ist wirklich“ — Lina drückte ihr Taschentuch vor's Gesicht.

„Behandlung hin, Behandlung her! Wer sich um wortbrüchige Personen annimmt, hat sich diese Behandlung selbst zuzuschreiben, verstanden?“

„Wortbrüchig?“

„Ja, wortbrüchig! Eben habe ich erfahren, daß sie vorgestern wieder mit ihm gesehen worden ist — und

wo bleibt sie denn jetzt so lange? Himmel Donnerwetter! Willst Du mir vielleicht weismachen, daß man so lange braucht, um „über die Gasse“ zu gehen?“

Der Papa begann zornig auf und ab zu schreiten. Bertha kam noch immer nicht, und je länger sie ausblieb, desto zorniger wurde er. Plötzlich blieb er vor Emma stehen, die sich angelegentlich auf ihr Schreibheft beugte, als hätte sie über ihrer Aufgabe die ganze Welt vergessen.

„Was machst Du denn hier?“ schrie er aufgebracht. „Mußt Du überall dabei sein? Schau', daß Du hinauskommst!“

Emmy zitterte am ganzen Leibe, als sie in das Kinderzimmer schlich. Aber wenigstens wußte sie jetzt Bescheid. Es war also ein Er im Spiele! Eine unglückliche Liebe! Ein verfolgtes Liebespaar! Und diese unerhörten, wunderbaren Dinge trugen sich hier im Hause zu, in ihrer nächsten Nähe, und sie hätte beinahe nichts davon gewußt! Arme Bertha! Wie unglücklich war sie und wie heldenmüthig zugleich! Wie schwer mußte es sein, so dem Zorne des Papas die Stirne zu bieten! Emmy schauderte bei dieser Vorstellung, aber sie fühlte, daß sie ganz auf Bertha's Seite stand. Und sie schwur sich zu, daß sie ebenso tapfer wie Bertha selbst in diesem glorreichen Kriege zwischen Liebe und Gehorsam für die Sache der Liebe einstehen wollte.

Um sich gleich hilfreich zu bethätigen, stellte sie sich im Vorzimmer auf und wartete mit klopfendem Herzen. Es dauerte eine Ewigkeit, bis Bertha kam.

„Der Papa ist zu Hause und will mit Dir reden! Er ist sehr böse, daß Du so lange ausbleibst!“ flüsterte sie ihr bedeutungsvoll zu.

Aber Bertha sagte leichthin: „Meinetwegen! Man bekommt ja nie, was man braucht. Mindestens in zehn Läden hab' ich laufen müssen!“

Emmy sah ihr mit Bewunderung nach, wie sie sich mit dieser guten Ausrede — und es war gewiß nur eine Ausrede! — in die Höhle des brüllenden Löwen stürzte.

Es mußte schlimm hergegangen sein, denn Bertha redete kein Wort mehr den ganzen Tag. Sie starrte stumm vor sich hin und rührte bei den Mahlzeiten keinen Bissen an. Spät Abends aber, als die Eltern schlafen gegangen waren, kam sie an Emmy's Bett.

„Also hast Du doch getratscht, Du schändliches Ding!“ rief sie voll Erbitterung und rüttelte Emmy an der Schulter. „Und wie falsch Du bist! Da stellst Du Dich noch im Vorzimmer auf, um zu schauen, was ich für ein Gesicht mache, wenn es los geht! Aber warte nur! Das werde ich mir merken, das soll Dir nicht geschenkt sein!“

Emmy hatte sich erschrocken im Bett aufgesetzt.

„Aber mein Gott, was denn? Was soll ich denn getratscht haben?“

„Willst Du vielleicht auch noch leugnen? Aber zufällig kann es gar niemand Anderer gewesen sein, als Du! Laß Dich nur so als Spion gebrauchen, das ist sehr schön! Da wirst Du es weit bringen!“

So fuhr sie mit unverständlichen Anklagen fort, ohne daß Emmy auch nur zu Wort kommen konnte.

Endlich rief Emmy unter Thränen: „Und wenn Du mich auch noch so sehr ausmachst, so bin ich es doch nicht gewesen, und ich weiß gar nicht, was Du meinst, und nichts!“

Zum Glück mischte sich Lina drein und sagte, es käme ihr wirklich so vor, als ob Emmy nichts wüßte.

„Aber wer sollte es sonst dem Papa gesagt haben? Gerade damals hat uns niemand gesehen, das weiß ich bestimmt! Und Emmy sagte doch, als er uns entgegenkam: „Der Mann vom knöchernen Heiligen! Schau', er hat uns erkannt!“ Folglich hat sie ihn gesehen und wahrscheinlich hat sie dann weiter spionirt!“

„Wie?“ rief Emmy und fiel vor Ueberraschung in die Kissen zurück. „Der ist es? Der Mann vom knöchernen Heiligen? Aber davon habe ich ja keine blasse Ahnung gehabt! O hättest Du Dich doch längst an mich gewendet, Bertha, liebe Bertha! Statt dessen glaubst Du nun gar, ich würde Dich verrathen, ich!“

Da war denn Bertha ausgesöhnt und von Emmy's Unschuld überzeugt und gab ihr schließlich sogar einen Kuß.

Freilich, wenn es nach Emmy's Wunsch gegangen wäre, hätte sich diese Scene viel rührender und erschütternder gestaltet. Leider aber ließ sich Bertha kein Wörtlein weiter über „ihn“ entschlüpfen, noch sagte sie, wie Alles gekommen sei und wie noch Alles werden sollte, und warum der Papa gar so sehr gegen

den armen jungen Mann mit dem schwarzen Schnurrbärtchen wüthe.

Emmy blieb mit offenen Augen liegen. Sie war zu voll von diesen erstaunlichen und großartigen Erlebnissen. Ach, so war sie denn in den Dunstkreis jener märchenhaften, mystischen Sache, die da Liebe hieß, eingetreten! Liebe, Liebe! Ein Wort, das sich in die Seele einschmeichelte, wie ein sonniger Februartag, wenn man in der Luft zum erstenmal ein Frühlingswehen spürt. Ein Wort, das süß war und beklemmend zugleich wie Orangenblüthenduft, ein Wort, das wie ein Zauberschlag festliche, hohe, mächtige Empfindungen aus verborgenen und unbekannten Tiefen hervorlockte.

Emmy fühlte, daß sie ihrer Theilnahme, ihrer Opferfreudigkeit, ihrer Begeisterung einen Ausdruck geben mußte. Aber was, ja was konnte sie thun?

Es fehlte ihr nicht an kühnen Plänen und Entwürfen; nur wenn man sie genauer überlegte, waren sie doch nicht recht durchführbar. Und war denn Bertha überhaupt geneigt, ihr das nöthige Vertrauen zu schenken? War denn irgend jemand geneigt, von ihrem guten Willen und allen ihren innerlichen Liebesschätzen Gebrauch zu machen? Aber wenn auch nicht — geschehen mußte doch etwas!

Unruhig wälzte sie sich von einer Seite auf die andere. Ihre Gedanken wurden immer verworrener und dabei immer lebendiger; richtete sie ein Wort an Bertha oder den Papa, so stand auch gleich Bertha

oder der Papa da und antwortete. Dann erschrack sie, ermunterte sich wieder und merkte, daß sie geträumt hatte.

Auf einmal schlug eine Uhr. Emmy zählte die Schläge; es waren zwölf. Sie schauderte ein wenig — und plötzlich stand der junge Mann mit dem schwarzen Schnurrbärtchen vor ihr. Hinter ihm aber, halbaufgerichtet wie er in seinem Glasschrank lehnte, erschien leibhaftig der knöcherne Heilige. Seine goldene Krone funkelte, und von seinem blauen Mantel ging ein seidenes Knistern aus. Eine leise Unruhe schien sich seiner bemächtigt zu haben; er rührte sich in den Gelenken, daß sie knackten und blinzelte mit seinen amethystenen Augen. Dabei machte er mit dem Kopf eine Bewegnng gegen den jungen Mann hin, gewissermaßen als wollte er fragen: „Nun, was sagst Du dazu?"

Hatte er Alles mitangesehen? War er einverstanden? Oder war er böse? Mißbilligte er, was sich zugetragen hatte? Aber war denn nicht die ganze Geschichte sozusagen unter seinen Augen entstanden? War er nicht sozusagen der Patron der ganzen Geschichte? Trug er nicht überdies ein flammendes Herz in der Hand?

Und da wußte Emmy auch mit einem Schlage, was sie zu thun hatte. Sie mußte dem knöchernen Heiligen ein Gelübde machen. Wenn jemand helfen konnte, so war er es.

Sie besaß einen goldenen Ring mit einem kleinen blauen Stein. Diesen Ring sollte der Heilige haben. Er war freilich ein reicher Mann, für den der Ring

mit dem kleinen blauen Stein nur eine schlechte Gabe war. Aber vielleicht, wenn man eine tüchtige Anzahl Vaterunser draufgab? Und um ganz sicher sein Herz zu gewinnen, wollte sie noch ein Uebriges an Selbstüberwindung leisten; und sie gelobte, diese Vaterunser täglich um dreiviertel acht Uhr Morgens auf dem Wege in die Schule vor seinem Altare darzubringen. Dazu mußte sie um eine Viertelstunde früher aufstehen — eine Ueberwindung erster Klasse, die der Heilige hoffentlich nach ihrem vollen Umfange zu taxiren gewillt war!

Und mit zitternden Händen schob Emmy am nächsten Morgen ihren Ring, sorgfältig in ein Seidenpapierchen gewickelt, in eine Spalte des gläsernen Schreines.

Die Kirche war um diese Zeit noch dämmerig; der Meßner ging herum und wischte Staub ab oder steckte neue Kerzen in die Leuchter; in den Bänken saßen hie und da ein paar alte Frauen; aber niemand kümmerte sich um Emmy. Sie konnte ihre Angelegenheit mit dem Heiligen ungestört abmachen.

Emmy fürchtete sich nach wie vor, ihn anzusehen; ihre Zuversicht gerieth immer ein wenig in's Schwanken, wenn ihr Blick auf seine unerbittlichen Knochen fiel. Aber täglich um dieselbe Stunde kniete sie vor seinem Altar und betete mit Eifer gewissenhaft ihre vielen Vaterunser; und wenn sie sich verzählt zu haben glaubte, so betete sie vorsichtshalber noch eines, damit ja derjenige, den sie zum Schutzpatron der Liebenden erkoren hatte, nicht zu kurz käme.

Sie hatte ihm eine Frist von sechs Wochen gesetzt; da ließ sich schon was ausrichten, selbst bei einem so unversöhnlichen Haß, wie ihn der Papa gegen den jungen Mann mit dem schwarzen Schnurrbärtchen zu hegen schien. Oft, wenn Bertha stumm in sich versunken dasaß, mit düsterer und verlorener Miene, betrachtete Emmy sie mit heimlichem Triumphe und dachte: „Da bist Du nun so hoffnungslos, Du Glückliche, und weißt gar nicht, was indessen schon für Dich im Werke ist!“ Und sie ging aus dem Zimmer, um sich unbeobachtet die Hände zu reiben vor Freude und Erwartung.

Aber es wollte sich nichts ändern. Zwischen Bertha und den Eltern herrschte beständig eine merkliche Spannung. Einmal, bei einer halblaut geführten Unterredung der Eltern, schnappte Emmy das Wort „Biegen oder Brechen“ auf; sonderbarerweise ließ auch Bertha kurze Zeit später gegen Lina eine Aeußerung fallen, die genau so klang wie „Biegen oder Brechen“. Emmy schloß aus diesem unangenehmen Schlagwort, daß ihr heiliger Bundesgenosse noch nichts zur Besänftigung der Gemüther gethan hatte.

Und allmälig schlich sich immer stärker der bange Zweifel in ihre Andacht, ob wohl der Heilige überhaupt geneigt war, sich in solche Liebeshändel einzumischen? Ob er es nicht unbedingt mit den zehn Geboten hielt, in denen von Liebe nicht im mindesten die Rede war? Ob er nicht ohne Pardon forderte, daß Bertha einfach thue, was vorgeschrieben war, nämlich gehorchen? Ach, er sah ganz danach aus in

seiner fleischlosen Starrheit, in dem kalten Pomp seiner Kleinodien!

Und wie er mit hartem Griff das flammende Herz umklammert hielt, als wollte er es zerdrücken!

Emmy's eigenes Herz zog sich ängstlich zusammen, und dunkle Ahnungen von Kämpfen und von Leiden hallten darin wieder, wie fernes Donnergrollen in einem stillen Seitenthal. Verzichten, entsagen, sich unterwerfen — was für schreckliche Worte! Nicht glücklich sein, wie das Herz begehrte, sondern sich einem fremden Willen beugen — was für ein grausamer Gedanke! Und wenn nun der Papa wirklich nicht nachgab, und wenn nun der Heilige wirklich ein heimlicher Gegner der Liebenden war? Emmy senkte eilig ihre Blicke und verdoppelte ihre Andacht.

Sechs Wochen waren vergangen, sieben Wochen, acht Wochen, und noch eine Woche und noch eine.

Da geschah endlich das Außerordentliche, auf das Emmy so lange gewartet hatte.

Bertha war nicht bei der Jause.

„Wo ist denn Bertha?" fragte der Papa.

„Sie ist zu ihrer Freundin Ella gegangen," antwortete die Mama.

„Allein?"

„Das Stubenmädchen hat sie begleitet und wird sie um sieben Uhr wieder abholen."

Der Papa blies kriegerisch die Luft zwischen den Lippen hervor, schien aber keinen Grund zu weiteren Bemerkungen zu finden.

Gegen halb acht Uhr kam das Stubenmädchen herein und ſagte, daß Fräulein Bertha ſchon fortgeweſen ſei, als ſie ſie abholen wollte. Glücklicherweiſe war der Papa im anderen Zimmer; die Mama winkte dem Mädchen ärgerlich zu, daß ſie ſtill ſein und hinaus gehen ſolle. Sie wurde gleich ſehr nervös; alle fünf Minuten ſagte ſie zu Emmy: „Geh' doch ſchauen, ob Bertha noch nicht gekommen iſt.“

Es wurde dreiviertel acht, es wurde acht, Bertha war noch immer nicht da. Das Souper ſtand auf dem Tiſch, Alle ſetzten ſich auf ihre Plätze, Bertha war noch immer nicht da.

„Wo iſt denn Bertha?“ fragte der Papa. „Muß ſie denn immer die Letzte ſein?“

Emmy fühlte, daß ihre Ohren glühend heiß wurden: jetzt mußte gleich wieder ein Donnerwetter losbrechen, daß niemand mehr einen Biſſen ſchlucken konnte! Aber die Mama ſagte gefaßt:

„Ella hat bitten laſſen, daß Bertha heute bis halb zehn bleiben darf —“ und ſo ging wenigſtens das Souper noch friedlich vorüber.

Als Emmy um halb zehn Uhr wie gewöhnlich ſchlafen ging, war Bertha noch nicht zuhauſe. Emmy zweifelte nicht, daß jetzt die Entſcheidung bevorſtand.

Zu denken, daß ſie noch eine ganze Nacht verbringen ſollte, eh ſie Alles erfuhr!

Sie hörte, wie die Eltern in das Zimmer der großen Mädchen gingen und dort aufgeregt mit Lina redeten. Nach einer ſchier endloſen Zeit ſagte die Stimme der

Mama: „Nimm lieber den Pelz; es ist heute wieder sehr kalt geworden!“

Und die Stimme des Papa's versetzte ungeduldig: „Gieb her und mach' nicht so viele Geschichten!“

Diese Stimmen kamen vom Vorzimmer her; dann wurde die Hausthür zugeschlagen.

Der Papa war also selbst fortgegangen, um Bertha zu holen. Gewiß wartete der junge Mann mit dem schwarzen Schnurrbärtchen bei der Freundin Ella auf diesen Moment, um sich dem Papa mit Bertha zu Füßen zu stürzen und seine Verzeihung und seinen Segen zu erflehen.

Emmy weinte vor Rührung bei dem Gedanken an alle die schönen und herrlichen Dinge, die da gesagt und gethan werden mußten, und schlief mit frohen Vorgefühlen ein.

Aber am nächsten Morgen beim Frühstück sah sie nur verstörte und verwachte Gesichter. Niemand redete ein Wort. Und Bertha — Bertha war noch immer nicht da. Es wurde Mittag, es wurde Abend — keine Bertha!

Als Emmy fragte, wo denn Bertha sei, antwortete die Mama, Bertha hätte bei der Freundin Ella heftiges Fieber bekommen und müsse dort für einige Tage das Bett hüten. Aber das war natürlich eine Ausflucht; sie erkannte es gleich an der Stimme der Mama.

Emmy mußte abermals schlafen gehen, und die glückliche Lösung war nicht gekommen.

Aber länger hielt ſie es nicht mehr aus. Barfüßig, im Nachthemd, kam ſie zu Lina geſtürzt. Und ſie beſtürmte ſie ſo lange mit flehentlichen Bitten, ihr die Wahrheit zu ſagen, aber wirklich die Wahrheit, bis Lina endlich nachgab und ſagte:

„Alſo, wenn Du es durchaus wiſſen willſt: Bertha iſt mit ihm durchgegangen!“

Das Stammbuch.

Die Lampe brannte mit ſo mäßiger Helligkeit, wie ſchlecht geputzte Junggeſellenlampen eben zu brennen pflegen, und die tiefe Stille im Zimmer wurde ſchon ſeit einer Weile nicht mehr durch das Ticken der Uhr über dem Schreibtiſch unterbrochen. Sie war ſtehen geblieben, weil ſie nicht aufgezogen war. Aber wer kann auch gerade alle Wochen einmal daran denken, daß er eine Uhr aufziehen ſoll! So oft der Onkel in das Zimmer des Neffen trat, richtete er ſeine luſtigen kleinen Augen auf die unglückſelige Uhr und fragte erſtaunt mit ſeiner fettleibigen Stimme: „Warum geht ſie denn ſchon wieder nicht?“ Wenn dann der Neffe mit ſeinem melancholiſchen Lächeln zerſtreut erwiderte: „Sie iſt vielleicht nicht aufgezogen,“ verſetzte er ſtets: „Ja, das verträgt ſie freilich nicht;“ und dabei lachte er ſo von Herzen, als ob ihm dieſer köſtliche Einfall eben zum erſten Male gekommen wäre. Aber der Onkel konnte auch leicht lachen; er hatte in ſeinem ganzen Leben noch niemals vergeſſen, ſeine Uhr auf-

zuziehen. Und die Uhren stehen in einem geheimnißvollen Contact mit dem Schicksal; alle wunderlichen, verwickelten, problematischen Situationen verhängt es gewiß nur über Leute, deren Uhren so oft stehen bleiben, weil sie nicht aufgezogen worden sind.

Auf dem Schreibtisch lag ein Brief, der mit der letzten Post gekommen war. Eine so feste, sichere Hand hatte ihn geschrieben, daß man ihn der Schrift nach für einen Männerbrief halten hätte können. Aber Männerbriefe werden von einem Mann in keinem Falle mit so nachdenklicher Miene und so träumerischen Augen gelesen, mit Augen, die nach so vielen Stellen hinausschauen in eine unbestimmte Ferne, als suchten sie eine Gebärde, eine Miene, ein Lächeln wieder zu erblicken, mit Augen, die keine Bilder von der sie umgebenden Außenwelt aufnehmen können, weil sie so sehr erfüllt sind von Bildern einer wirksameren Innenwelt.

Nachdem er den Brief auf diese Weise dreimal gelesen hatte, stützte er seine Stirne an den Schläfen in beide Hände und starrte mit einem Ausdruck mühseliger Ueberlegung vor sich hin. Aber er konnte seine Gedanken nicht sammeln; sie kehrten immer wieder zu ihrem früheren Gegenstande zurück.

Schließlich öffnete er eine Schublade des Schreibtisches, in der eine zwanglose Fülle von alten Papieren und Heften durcheinander wogte, und begann darin nach den Vorgängern dieses Briefes zu suchen. Um sich das Geschäft des Suchens zu erleichtern, griff er einen Haufen dieser Papiere heraus und musterte sie flüchtig, eh er sie in den Papierkorb warf. Dabei stieß

er auf ein dünnes, altes Büchelchen mit Goldschnitt und abgegriffenem Ledereinband. Es war das Stammbuch seines Großvaters, eine Familienreliquie, welche der Onkel in einer Anwandlung genealogischer Pietät ihm als dem präsumtiven Stammhalter des Geschlechtes eines Tages feierlich übergeben hatte.

Bei der Erinnerung an diese Begründung des Geschenkes hielt er, von einer eigenthümlichen Ideenassoziation geleitet, in seinem Suchen inne. Was wollte er eigentlich mit diesen Briefen? Kannte er sie nicht ohnedies auswendig, Zeile um Zeile? Und die Antwort, die er finden wollte, stand ja doch nicht darin. Darin standen in allen Variationen die Beweise treuester Erinnerung, wärmster Theilnahme, zärtlichster Fürsorge, die Beweise jener Empfindung, welche sie Beide Freundschaft nannten.

Und diese Freundschaft warf auf jede Wendung, auf jeden Satz, auf jedes Wort ihren verklärenden Schimmer; sie verwandelte die häufigen Vorwürfe über hartnäckiges Stillschweigen in verrätherische Zeichen ungeduldiger Erwartung und den Dank für die spärlichen Nachrichten, die er von sich gab, in süße Bestätigungen einer tiefen, verschwiegenen Neigung. Dennoch war nirgends die zarte Grenze des rein Freundschaftlichen überschritten; die Grüße des Gatten schlossen sich so natürlich an, daß man unschwer errathen konnte, sie seien nicht ohne seine Zustimmung hinzugefügt. Der Gatte wußte um diese Briefe, er las sie vermuthlich, bevor sie abgesendet wurden. War er so kurzsichtig in der Beurtheilung der Empfindung, aus der sie hervor-

gingen, oder war er so großmüthig in seinem unbedingten Vertrauen? Auf fünfzig Meilen Entfernung konnte er diese Großmuth wohl üben; aber wie, wenn sich nun die fünfzig Meilen in fünfzig Schritte verwandelten und an die Stelle des brieflichen Verkehrs der persönliche Umgang träte?

Der Mann am Schreibtisch seufzte tief auf. War das Leben nicht beschwerlich genug, daß sich der Zufall noch so verhängnißvoll hineinmischen und ihm die Pein einer solchen Wahl bereiten mußte? daß sich die Umstände verschworen, ihn in Versuchungen zu führen, denen er nicht gewachsen war —? Nein, er war wahrhaftig nicht der Mann, Versuchungen zu bestehen! Er hatte immer gethan, was seiner jeweiligen Stimmung gerade entsprach. Und warum nicht, da er doch die Anschauung theilte, daß der Mensch im Grunde nichts Anderes ist, als ein Stein, der, wenn er geschleudert wird, so weit fliegt, als die Stärke des Wurfes reicht —? Warum sollte er sich da mit Erwägungen und Bedenken plagen, wenn das Resultat ohnedieß im Vorhinein durch seine Constitution festgesetzt, sozusagen hinter dem Rücken seines Bewußtseins schon abgemacht war —?

Und nun mußte er diese unvorhergesehene Chance haben, eine Stellung gerade in jener Stadt zu erhalten! Zwanzig Städte zum mindesten waren ebenso möglich, und gerade auf diese mußte der Zufall gerathen! Und er Tropf, er konnte nicht schlüssig werden, ob er ablehnen, ob er annehmen solle! War es denn nicht in Ansehung seiner Empfindungen für diese Frau

der ungeheuerlichſte Glücksfall, der ſich ereignen konnte? Sehnte er ſich nicht zu allen Stunden des Tages, beſchäftigten und müßigen, mit jeder Faſer ſeines Herzens nach ihr? Wußte er nicht mit untrüglicher Gewißheit, daß ſie im Stande ſei, ſeinem leeren und traurigen Daſein noch Reiz und Werth zu verleihen? Beſaß er nicht ein Anrecht auf ſie, auf das einzige Geſchöpf, das er jemals geliebt hatte?

Aber da war ein dunkles, unbeſtimmtes, ungreifbares Etwas im Hintergrunde ſeines Bewußtſeins, das ihm die ganze künftige Seligkeit verleidete. Warum empfand er keine Freude über die mögliche Erfüllung eines heimlich erſehnten Glückes? Warum legte ſich der Gedanke an dieſe Erfüllung mit einem ſchmerzlich beängſtigenden Druck auf ſeine Seele —? Warum ſträubte ſich in der blinden Tiefe, die der vernünftigen Einſicht unzugänglich blieb, eine räthſelhafte Macht gegen dieſe Erfüllung und machte ihm den Entſchluß unmöglich —?

Hole der Teufel dieſes läſtige und unnütze Herumtappen in den dunklen Irrgängen des eigenen Ichs!

Er begann unmuthig in dem alten Büchlein zu blättern, das vor ihm lag.

Da breitete die Stammbuchkunſt alle ihre dilettantiſchen Typen aus; da waren die feierlichen Urnen auf den unperſpectiviſchen Poſtamenten, die tiefſinnigen Embleme aus abgeſchnittenem Haar, die Opferaltäre mit den brennenden Herzen, die Säulentempelchen, zu denen der Weg ſich ſo reinlich durch den grünen Raſen ſchlängelt, die aufgeklebten Schattenriſſe, die nie

Jemandem ähnlich gesehen haben, die Liebesgenien mit ihrer wider alle Regeln der Anatomie erfundenen Muskulatur — immer dieselben Motive mit demselben pathetischen Ernst. Welche Wandlung von dem Geschmack der Großväter zu dem der Enkel!

Den Enkel muthete das Büchlein an wie Kinderspielzeug; es kam ihm ganz unglaublich vor, daß sein Großvater, wie er aus dem Datum ersehen konnte, die meisten dieser Erinnerungen zwischen seinem fünfundzwanzigsten und dreißigsten Jahre gesammelt hatte. Er selbst entsann sich keiner Zeit seines Lebens, in welcher er kindlich genug gewesen wäre, auf ähnliche Einfälle zu gerathen, nicht mit sechzehn, ja nicht einmal mit zwölf Jahren. Und doch beschlich ihn eine Art Wehmuth beim Anblick dieser altfränkischen Schriftzüge mit ihren umständlichen Schnörkeln, dieser verschollenen Phrasen mit ihrer veralteten Terminologie. Eine glückliche Beschränkung auf naive Lebensideale sprach ihn daraus an, die ihm diese Menschen befremdlich und beneidenswerth zugleich erscheinen ließ. Da sagte Einer:

„Schön wie die Tugend sey dein Leben,
Ihr sey Dein ganzes Herz geweiht —
Was könnten Dir die Götter Größ'res geben
Als solche hohe Erdenseligkeit!"

Und ein Anderer:

„Dein Herz ist keusch und keusch mein Herz!
Es liebt Dich! Wiss' es ganz! Hier ist mein
Wort! Hier meine Hand! Schlag' ein
Und ewig sey der Bund!"

Und ein Dritter:

„Freund, nur die Tugend zu erkennen,
Sey unser Ruhm, sey uns're Pflicht!“

Und noch einer:

„Nicht Ehre, nicht Ruhm, nicht glänzendes Glück
Bringt Ruhe des Geistes;
Tugend allein gewähret sie Dir!“

Jemand schrieb:

„Zur Freundschaft gehört eine große, reine Seele, feste Grundsätze, unerschütterlicher Muth, vorurtheilsfreie Gesinnung. Du bist mein Freund, Johann Gotthold; alle diese Stücke Du besitzest sie!“

Ein Anderer, schwärmerischer, berief sich auf Jacobi:

„Eine Liebe ist dem Menschen gegeben, die den Tod unter die Füße tritt, keinen Schmerz achtet und keine Lust. Ihr Saame geht auf in der Beschauung, Bewunderung und Achtung eines Anderen. Alsdann verliert der Mensch sein Leben, um es zu gewinnen; es erwacht der Instinkt seiner vernünftigen Natur, welche nicht die Seele des Leibes, sondern des Geistes Seele herrschend zu machen strebt.“

Noch hochfliegender citirte ein Anhänger der Voß'schen Muse:

„Wem anvertraut ward heiliger Genius,
Den läut're Wahrheit ew'ger Kraft, zu schau'n,
Was gut und schön sey, was zum Aether
Hebe vom Wahn und Gelust des Staubes.
Durch Harmonien dann zähm' er des Vaterlands
Anwachs, ein Orpheus, Lehrer der Frömmigkeit
Und Ordnung, unbiegsam dem Ansehn,
Frank, ein Verächter dem Neid und schamhaft—“

Er erinnerte ſich nun, durch den Onkel gehört zu haben, daß dieſer Großvater in ſeinen Mannesjahren an den Freiheitskriegen theilgenommen hatte und ſpäterhin wegen angeblicher demagogiſcher Umtriebe verfolgt worden war. Er ſtarb auf der Flucht und hinterließ ſeinen zwei kleinen Söhnen nicht viel mehr als dieſes Stammbuch und einen begüterten Onkel.

Dieſer mißbilligte zwar, wie alle begüterten Onkel, die demagogiſchen Umtriebe; aber er nahm die Knaben zu ſich und bewahrte das Stammbuch auf.

Und da ſaß nun der Enkel und las mit gemiſchten Empfindungen in dem einzigen Vermächtniß des Großvaters und ſuchte die ſchwachen Spuren einer Perſönlichkeit aus den Worten, mit denen ſich die Freunde in dem Gedächtniß des Eigenthümers zu verewigen ſtrebten.

Dabei blätterte er weiter, immer von rückwärts nach vorne, wie er Bücher eben zu leſen pflegte. So kam er an das Titelblatt. Darauf war von ſeines Großvaters eigener Hand ein lächerliches Bild gemalt, darſtellend eine hohe und finſtere Mauer, durch deren gewölbten Thorbogen man in eine zartgrüne, fein ausgeführte Frühlingslandſchaft blickte. Ueber dieſem Thore ſtand auf einer geſchweiften Tafel in zierlichen Lettern zu leſen: „Eingang in die Gefilde der Freundſchaft.“

Geiſtesabweſend ſtarrte der Enkel lange dieſe Inſchrift an; ſeine Gedanken kamen und gingen wie Schatten von Sommerwolken auf einem ſonnigen Weg. Und unverſehens war er eingetreten durch das Thor, ging

umher in der fein ausgeführten, grünen Frühlingslandschaft.

Darin blüht und duftet es überschwänglich. Alles strahlt in jenem zauberhaften Lichte, mit dem irdische Gegenstände nur durch die Erinnerung beleuchtet werden. Wie gut kennt er diese Gegend, wie ist ihm jeder Weg lieb und vertraut! Vor Allem der Birnbaum neben dem alten, freundlichen Gasthaus, vor welchem er nach seiner Ankunft sitzt und gelangweilt die fremde Umgebung betrachtet, wo er, herausgerissen aus allen seinen bequemen Gewohnheiten, zur Erholung die vier Wochen seines Urlaubes zubringen soll. Er hadert mit seiner Gesundheit, die auf einmal gegen die Großstadtluft protestirte, nachdem sie dieselbe achtunddreißig Jahre lang ununterbrochen vertragen hatte; er verflucht seinen Arzt, der ihn, mit der gangbaren Etiquette „Neurasthenie" versehen, einfach auf's Land geschickt hatte, als ob damit seine Zustände zu beseitigen wären. Aber was in aller Welt soll er mit seinen Vormittagen beginnen, wenn er sie nicht in der ruhigen Geschäftigkeit des Bureaus todtschlagen, was mit seinen Nachmittagen, wenn er sie nicht in dem behaglichen Dunst der Kaffeehaus-Athmosphäre verträumen, und was erst mit seinen Abenden, wenn er nicht im Bierhaus an der Runde des Stammtisches von Tabak und Politik eingeschläfert werden kann?

Das überlegt er unter dem Birnbaum, und ist eben stark in Versuchung gerathen, aus dem öden ländlichen Müßiggang, aller Neurasthenie zu Trotz, wieder in den öden städtischen Müßiggang zu ent-

fliehen, als sich eine Gesellschaft auf die Nachbarbank niederläßt.

Drei Herren und eine Dame.

Was für ein silbernes Lachen, welche sympathische Stimme! Wie es ihn verdrießt, daß jene sich leichtlebig unterhalten, während er auch hier wieder der Einsame, der Ausgeschlossene, der Unbeachtete ist, der mit sich nichts anzufangen weiß! Und doppelt verdrießt es ihn, da ihn für gewöhnlich einer der Drei recht gut kennt. Will dieser Mensch ihn nur jetzt nicht kennen, weil er befürchtet, sich ein lästiges Anhängsel durch eine Begrüßung zuzuziehen?

Und schon empfindet er seine bloße Gegenwart als eine Aufdringlichkeit; er steht auf, um sich ungesehen zu entfernen.

In diesem Moment erblickt ihn der Andere und eilt gleich auf ihn zu, ganz ungezwungen und ganz freundschaftlich. Ohne daß er gefragt wird, muß er sich den beiden Andern und der Dame vorstellen lassen.

Er hat keine Zeit, darüber ungehalten zu sein; denn die Dame verwickelt ihn gleich in ein Gespräch, und während sie spricht, sieht sie ihn mit glänzenden schwarzen Augen an. So freundlich, so unbefangen, so einnehmend sieht sie ihn an, daß er auf die linkische Betretenheit, welche ihn gewöhnlich fremden Frauen gegenüber befällt, ganz vergißt.

Diese Frau, die ist gar keine Frau für ihn. Sie ist für ihn wie ein Mann, und doch wieder himmelweit verschieden von einem Mann. Ihre Rede gleitet mit ruhiger Sicherheit auf dem Flusse des Gespräches

hin, und sie hat eine divinatorische Gewandtheit, immer dort zu landen, wo er etwas zu sagen hat. Sie entlockt ihm in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft Dinge, die er in seinem Leben noch niemals irgend jemandem zu sagen vermochte; und nach drei Tagen ist es ihm undenkbar, daß es je eine Zeit gegeben haben soll, da er diese Frau nicht kannte. Das Gefühl unbehaglicher Leere, das er nie recht los werden konnte, ist mit einem Male aus seinem Innern verschwunden. Das ganze Dasein hat eine andere Färbung angenommen. Sogar die Natur gewinnt Reize, die er niemals vermuthet hätte. Spaziergänge, sonst eine lästige Strapaze, zu der er sich kaum jemals entschloß, sind nun eine unerschöpfliche Fundgrube der Unterhaltung, desgleichen das Mittagessen, das seine wählerische Appetitlosigkeit immer zu einem verdrießlichen Problem für ihn wie für Wirthe und Kellner gemacht hatte. Alle Leute erscheinen ihm wohlwollender und zuvorkommender geworden zu sein; selbst mit dem Gatten dieser Frau, der ihm anfänglich antipathisch war, befreundet er sich alsbald, er, der sonst gegen Menschen, die ihm nicht zusagten, von der schroffsten Unzugänglichkeit war. Und mit den beiden Knaben dieser Frau geht er stundenlang spazieren, er, dem sonst der Umgang mit Kindern Anfälle nervöser Gereiztheit verursachte.

Manchmal, wenn er allein ist, wenn er sie zu einem vereinbarten Ausflug, einer Wasserfahrt, einem Spaziergang erwartet, fühlt er sich fast versucht, sich Gedanken über seine Empfindungen für diese Frau zu

machen. Aber ist es nicht sehr natürlich, daß auch er einmal in einer Sommerfrische jene Unterhaltung genießt, von welcher seine Bekannten beständig prahlen? Soll er sich da lange fragen, was ihm eigentlich so sehr an dieser Frau gefällt, da es ihm doch nicht einmal zum Bewußtsein gekommen ist, ob sie hübsch ist oder nicht? Er wird doch nicht Gefahr laufen, sich in aussichtslose Gefühle für eine höchst ehrenhafte, über allen Zweifel erhabene Frau zu verlieren? Für eine Frau, die ihn wahrscheinlich deshalb so schnell gewonnen hat, weil sie keine Komplimente herausfordert, weil sie nicht zu gefallen strebt, weil sie einen kurzen Rock und grobe, genagelte Stiefel trägt, weil sie ihre Gestalt in einer plumpen Blouse verbirgt, und Hände und Gesicht unbedenklich dem Sonnenbrande preisgiebt; für eine Frau, die immer klar und bestimmt weiß, was sie will, und das Gewollte ebenso einfach und geräuschlos ausführt. Genug, er empfindet in ihrer Gesellschaft eine Befriedigung, eine Genugthuung, eine Erleichterung, die ihm noch unbekannt und daher um so wunderbarer ist; mit einem Wort, er empfindet Freundschaft für sie.

Und immer blauer wird der Himmel über den Gefilden der Freundschaft, immer sonniger die Landschaft, immer märchenhafter Wald, Wiesengelände, Feldweg, Flußufer. Wo er geht und steht, begleiten ihn tausend freundliche Erinnerungen, winken ihm tausend angenehme Hoffnungen. Da ist kein Felsen, der nicht von dem lieblichen Echo einer wohlklingenden Stimme widerhallt, da ist kein Weg, der nicht von dem elasti-

ſchen Schritt eines flinken Fußes erzählt hätte. Selbſt dieſe Allee des Verſchönerungs-Vereines iſt ihm theuer. Unter jenem friſchgepflanzten Akazienbaum zog er ſich zum erſten Mal ihren Unwillen zu, weil ihm eine zu gewagte Anekdote aus ſeinem Kaffeehausleben entſchlüpfte; bei dem zweiten friſch gepflanzten Akazienbaum fragte er ſie, beſtürzt über dieſe unvorhergeſehene Wirkung, in ſo weichen Tönen, wie er ſie gar nicht in ſeiner Kehle vermuthete:

„Sind Sie böſe auf mich, gnädige Frau?“ Bei dem dritten friſchgepflanzten Akazienbaum ſagte ſie, halb beſänftigt und halb vorwurfsvoll:

„Ich möchte beinahe wünſchen, daß ich es könnte!“ und bei dem vierten friſchgepflanzten Akazienbaum gelobte er in einer akuten Steigerung ſeiner Freundſchaft hoch und heilig Beſſerung, damit ſie ihre Güte gegen ihn nicht wieder zu bedauern habe.

O Sonne der Erinnerung! Wie viele liebliche Blumen blühen aus dem dürren Boden der Alltäglichkeit, wohin du ſcheineſt! Und wie ſüß duften dieſe Blumen für ihn, der ſich über ſie niederbeugt und wieder in ihrem Anblicke ſchwelgt, ſo lange darin ſchwelgt, bis die Sonne der Erinnerung von einer feuchten Wolke verdunkelt wird.

Aber welche Veränderung hat ſich unvermerkt vollzogen? Sind es denn noch die Gefilde der Freundſchaft, in denen er wandelt? Vier Wochen lang haben ſie ſich bei Sonne und Regen, Gunſt und Ungunſt der Witterung in ihrer lächelnden Ruhe, in ihrer ſonnigen Heiterkeit bewährt, und nun, da der

letzte Tag dieser vier Wochen sich seinem Ende zuneigt, welche geheimnißvolle Wandlung begiebt sich mit ihnen?

Ein Himmel aus feurigen Wölkchen wölbt sich über die Erde und hüllt den Weg unter den stillen Bäumen in rothe Dämmerung; die ganze Natur ist in ein ahnungsvoll räthselhaftes Stillschweigen gesunken, und nichts Lebendiges ist mehr in der Welt außer ihnen beiden. Es kommt ihm vor, als sähe er sie zum ersten Mal, jetzt erst das edle Profil ihres Gesichtes, das schlanke Ebenmaß ihrer Gestalt, und er kann seine Blicke nicht mehr von ihr abwenden. Jede Bewegung, die sie macht, erfüllt ihn mit steigendem Entzücken; und wenn sie ihre schwarzen Augen stumm zu ihm aufschlägt, läuft ihm ein Schauder durch die Glieder. Er dürstet nach einem Worte von ihren Lippen und vermag doch nicht, das Schweigen zu brechen. Jede Empfindung für die Zeit ist ihm verloren gegangen; er hätte nicht sagen können, ob dieser Spaziergang Minuten oder Stunden dauere. Vergangenheit und Zukunft fließen ineinander, und die Gegenwart scheint sich über alles Gewesene und alles Kommende auszudehnen. Wundersame Gedanken wogen in seinem Gemüthe, wie Lotusblumen auf einem glänzenden Wasserspiegel; längstvergessene Märchen tauchen in ihm auf und nehmen neue Gestalt an. Er fühlt sich wieder zum Knaben geworden, zum weltunkundigen, weltfernen, weltfremden Knaben, vor dessen träumerischem Blick sich das Leben ausbreitet wie ein verheißungsvoll verschlossenes Paradies. Und es dämmert

in ihm auf: nicht die Gefilde der Freundschaft sind es, in denen er wandelt, es ist das alte unsterbliche Paradies mit seiner exotischen Fülle schuldloser Glückseligkeit, das jeder Abkömmling des alten thörichten Adam wieder erlebt und wieder verliert. Und hier steht ja auch für ihn der Baum der Erkenntniß, diesmal kein Apfelbaum, sondern eine zerzauste Fichte, an deren Fuß seine Eva innehält, um von der Anhöhe noch einmal hinabzusehen auf das liebliche That, das nur mehr von dem warmen Licht eines späten Abendrothes erhellt ist.

Dort drängen sich ihm seine Empfindungen endlich unwiderstehlich auf die Lippen, und er findet Worte dafür, Worte, wie er sie in seinem Leben noch nie gefunden hat. Dort sagt er ihr — er weiß eigentlich nicht mehr genau, was er ihr dort sagt: auch die Sonne der Erinnerung ist um diese Stunde in rother Gluth untergegangen. Es müssen aber Worte voll inniger Beredsamkeit sein, Worte der Dankbarkeit, der Bewunderung, der unbegränzten Huldigung, denn sie wendet sich erröthend weg, wie Jemand, der unverdienten Lobeserhebungen ausweichen und sie zugleich mit herzlichem Vergnügen anhören möchte.

Und er ergreift ihre Hand und zieht sie an sein Herz; und da sie immer noch hinausschaut in den erlöschenden Abendhimmel, sagt er mit einer Stimme, in der die ganze Trunkenheit seiner Seele bebt:

„Und keinen freundlichen Blick geben Sie mir in das Exil mit?“

Sie wendet sich zu ihm, und er sieht, daß ihre

Augen voll Thränen ſind. Da ſinkt ſein Kopf auf ihre Hand herab in einem für freundſchaftliche Gefühle viel zu langen, zu heißen, zu ſchmerzlichen Kuß. Auf ſeinem Scheitel aber, dort, wo ſich unter ſeine blonden Haare die erſten grauen miſchen, fühlt er eine zarte, innige Berührung, ſo zart und innig, daß ſie nur von den Lippen einer liebenden Frau kommen kann.

Und dann?

Dann war es Nacht, die Lampe ſtand im Begriff auszugehen, über die Gefilde der Freundſchaft ſchlug ſich plötzlich ein ſchwarzer Lederdeckel, und die fettleibige Stimme des Onkels ſagte:

„Da ſitzt er über dieſer alten Schartecke und reibt ſich den Schlaf aus den Augen! Ja ſage mir, Burſche, was treibſt Du denn? Der Stammtiſch wartet ſeit drei Stunden umſonſt auf Dich; und da dachte ich natürlich, Du hätteſt einen Schnupfen und lägeſt im Bette, ſo daß es Chriſtenpflicht für mich wäre, früher nach Hauſe zu kommen. Da iſt aber richtig die Uhr ſtehen geblieben! Du lieber Himmelvater, und wieder nicht aufgezogen! Das verträgt ſie nicht, Verehrteſter; weißt Du das nicht?“

Und geſchäftig machte er ſich daran, die Uhr aufzuziehen, während der Neffe noch immer an ſeinen Augen rieb, als ſei ein beſonders hartnäckiger Schlaf daraus zu vertreiben.

Der Onkel war zu ſehr in Anſpruch genommen, um Gloſſen darüber zu machen; er richtete die Uhr mit aſtronomiſcher Genauigkeit nach ſeiner Taſchenuhr,

die er täglich nach dem Mittagszeichen auf der Sternwarte regulirte. Nach vollbrachtem Werke zündete er sich eine Zigarre an und setzte sich in den Lehnstuhl neben dem Schreibtisch, um zu plaudern.

Er hatte einen eigenthümlichen Geruch mit in's Zimmer gebracht, jenen charakteristischen Wirthshausgeruch, der sich aus kaltem Zigarrenrauch, menschlicher Ausdünstung, nassen Winterröcken, vergossenem Bier und gerösteten Zwiebeln zusammensetzt.

Mit der Macht, welche Gerüche überhaupt auf das Gedächtniß ausüben, vergegenwärtigte dieser Geruch dem Neffen jählings sein ganzes Leben. Denn der Onkel hatte schon nach dem Wirthshaus gerochen, als er, der einzige überlebende Verwandte, ihn im Institut besuchte, wo er ihm heimlich die ersten verbotenen Zigarren und die ersten verbotenen Romane als die augenfälligsten Beweise seiner verwandtschaftlichen Fürsorge zusteckte; er hatte nach dem Wirthshaus gerochen an allen Tagen ihrer künftigen gemeinsamen Existenz, dieser leeren, eintönigen, langweiligen Junggesellen-Existenz, in welcher der Onkel vor Behagen rund und dick wurde und der Neffe vor müdem Ueberdruß grau und hager; und dieser altgewohnte, langvertraute Geruch war ihm mit einem Male so unsäglich zuwider, daß er den gemüthlichen, lebenslustigen Onkel, der arglos seine Plauderei fortsetzte, erwürgen hätte mögen. Denn dieser Geruch kontrastirte zu empfindlich mit dem zarten Dufte der vergilbten Blätter, in denen vergessene Gesinnungen aufbewahrt waren wie getrocknete Blumen, und mit dem süßen Arom jenes Briefes, in

dem eine Frauenſeele voll Hoheit und Anmuth ihre Blüthen entfaltete.

„Du biſt heute unausſtehlich,“ ſagte der Onkel zuletzt ärgerlich, weil er keine Antworten erhielt; „fehlt Dir vielleicht doch etwas?“

Und mit ſeinem melancholiſchen Lächeln verſetzte der Neffe:

„Nichts als eine ſonderbare Hyperäſthesie der Geruchsnerven. Ich glaube, ich leide an einem hereditären Uebel. Die Aerzte behaupten ja, daß in der Conſtitution der Großväter das Schickſal der Enkel liegt!“

Die Amsel.

Die Amsel saß auf dem Dachfirst und sang. Sie sang mit ihrer sanften, flötenden Stimme immer wieder ihr altes Rezitativ; aber eine so stillverklärte Seligkeit lag darin, eine so ruhevolle Weltfreudigkeit, daß es ihrem Zuhörer unten im Gartenhause schien, als könnte sie sich nicht oft genug wiederholen. Er hörte deutlich, daß sie sagte: „Die Welt ist so wunderschön, und ich liebe die Welt so sehr" — nichts anderes, als das; aber mit welcher innigen Ueberzeugung trug sie das vor! Ach und wer hätte ihr nicht Recht geben sollen inmitten dieser üppigen Frühlingsfülle! Der Kastanienbaum auf der Wiese war mit Blüthen besteckt wie ein Christbaum mit dicken Wachskerzen; ein starker, süßer Geruch von blühenden Apfelbäumen und Fliedergesträuchen erfüllte die Luft; und durch die Gebüsche glühte das durchscheinende Licht der tiefstehenden Sonne in einem vollen, überschwänglichen Grün, das nicht minder beredt war als der jauchzende Vogel.

Der Zuhörer im Gartenhauſe ließ den Kopf auf die Lehne des Rollſtuhles ſinken und ſeufzte tief. Ja, Alles um ihn her verkündete beredt, welch' ein hohes, köſtliches, einziges Glück das Leben ſei — das Leben, das er ſo bald verlaſſen mußte! Aber er hatte ſicherlich noch eine Friſt — und war denn das Leben nicht für jedes Weſen nur ein Darlehen auf ungewiſſe Friſt? Wie merkwürdig, daß man ſeines Lebens nur froh werden konnte, wenn es wirklich eine ungewiſſe Friſt war! In allen anderen Dingen war Ungewißheit ſchlimmer als die ſchlimmſte Gewißheit, und nur gerade hier —! Vielleicht nur mehr ein halbes Jahr zu leben, und jede Minute dieſer gemeſſenen, koſtbaren Zeit ſich zu verbittern mit dem Gedanken, daß es in einem halben Jahr unwiderruflich vorbei ſein werde! Wie viele Menſchen, geſunde und kranke, würden nicht innerhalb dieſer Zeit noch vor ihm verſcheiden, wie viele, die jetzt noch vergnügt in den Tag hineinlebten, als ob es ewig dauern ſollte! Aber das war's eben! Dieſes Wiſſen oder Nichtwiſſen, um das handelte ſich's. Der Tod exiſtirte im Grunde nur für Denjenigen, der ihn vorausdachte. Der Vogel, der dort oben ſein Lied ſang, war er nicht glücklicher daran, als die unſeligen, zweibeinigen Geſchöpfe, die da herumgingen und wußten, daß ſie ſterben würden? Dieſes Wiſſen um den Tod, das war ein böſes Erbtheil der Menſchheit! Aber ſterben in hohem Alter, wenn das Auge und das Ohr ſchon vorher abgeſtorben ſind, ſich allmählig aus der Welt entfernen, gedankenlos und unbewußt, ſo mochte es immerhin erträglich ſein. Die

Hoffnung auf eine ſolche Abenddämmerung des Bewußtſeins war vielleicht der einzige Troſt für das grauſame Wiſſen um den Tod. Aber bei klarem Verſtande, mit friſchen Sinnen, im Vollgefühl des Lebens zu wiſſen, daß die Tage gezählt ſind, daß es kein Entrinnen giebt, nicht einmal einen Aufſchub —!

Doch warum keinen Aufſchub?

Ein halbes Jahr mindeſtens, vielleicht auch länger — oder vielleicht — vielleicht ſogar . . .! Vielleicht war es doch nur hypochondriſcher Argwohn, der ihm alle dieſe untrüglichen Anzeichen vorſpiegelte —? Doch nur krankhafte Einbildung, genährt durch ſeinen mediciniſchen Dilettantismus? Aber Unſinn, Unſinn! Er hatte die Wahrheit längſt errathen, und ſo war es beſſer, ſich mannhaft in das Unvermeidliche zu fügen, als ſolchen feigen Möglichkeiten nachzuhängen. Er wollte es ertragen wie ein Mann, ja, das wollte er. Was lag im Grunde genommen an ſeinem Daſein? Wenn man es mit kaltem Blut erwog, ganz als ginge einen die Sache nicht perſönlich an, ſo war dieſe Exiſtenz voll Schmerzen und ekelhaften Zuſtänden in dieſem gelben, verdorrten Leibe keinen Schuß Pulver werth. Die Weiſeſten unter den Weiſen waren zu allen Zeiten darüber einig, daß das Leben eher ein Uebel als ein Gut ſei — und nun erſt ein ſolches Leben des langſamen Verhungerns! Allerdings, wer geſund war, jung und blühend und ſorgenlos, wie konnte der das Leben geringſchätzen, wie konnte der zweifeln, daß es ein unermeßliches Gut ſei? Er, wenn ſich ein Wunder ereignete und er wieder friſch

und gesund diesen jammervollen Krankenstuhl verlassen könnte, wie würde er sich des Lebens freuen, ununterbrochen, in vollen Zügen, bloß in dem Bewußtsein schwelgend, daß er lebe, lebe! Wie wollte er all' diesen kopfhängerischen Narren des Lebensüberdrusses seine Meinung sagen! Sie sollten nur einmal vor dieser schauerlichen Gewißheit gestanden haben — —

Aber wo nur Babette wieder blieb? Heute nahm das wieder gar kein Ende! Zu lächerlich, diese endlosen Conferenzen hinter seinem Rücken, nach jeder Visite des Arztes — und da sollte er nichts merken! Das war ja um den hartgesottensten Optimisten argwöhnisch zu machen! Und obendrein ihre verweinten Augen — verweinte Augen waren das empörendste, was es in einem solchen Fall geben konnte. Aber sie hatte doch eigentlich immer eine Neigung zu katarrhalischen Augenaffectionen gehabt; schon in den Tagen ihrer frischesten Jugendblüthe waren diese rothen Augenränder zuweilen recht störend gewesen. Warum sollten sie also jetzt durchaus vom Weinen herrühren? Und konnten diese endlosen Unterredungen mit dem Doctor Deinhardt nicht einen anderen Grund haben, einen ganz anderen Grund? Deinhardt hatte Babette immer gern gesehen — und sie, war sie denn nicht immer noch ein hübsches Ding trotz ihrer dreißig Jahre? Und leichtsinnig genug dazu? — —

Aber das war ja rein idiotisch! Ach, wenn ihm nur Jemand die Wahrheit sagen könnte, die sichere, verbürgte, glaubhafte Wahrheit! Vielleicht könnte er Deinhardt dennoch d'ran kriegen? Vielleicht, wenn er ihm

ſagte, daß er vor ſeinem Tode noch das Verſprechen einlöſen wolle, welches er Babetten gegeben hatte, ſie zu heirathen —?

Allerdings würde Deinhardt wahrſcheinlich antworten: „Lieber Freund, wenn Du Deiner Babette verſprochen haſt, ſie zu heirathen, ſo heirathe ſie auf jeden Fall.“ Nun, dann könnte er ja immerhin einwenden, daß er durchaus nicht geneigt ſei, ſich auf Lebenszeit zu binden, falls es noch irgend eine Ausſicht gebe, daß er wieder geſund werde.

Das war eine Idee! Denn Deinhardt konnte ihm nicht eine Ehe aufhalſen wollen, die eine drückende Feſſel für ihn wäre, wenn er am Leben bleiben ſollte. Deinhardt wußte, was ſolche Eheverſprechen bedeuten, die man im erſten Ueberſchwang der Leidenſchaft giebt; er wußte auch, daß Babette durchaus nicht die Anmaßung hatte, die Erfüllung dieſes Verſprechens zu erwarten. Babette war noch jung und geſund, und ſie beſaß überdieß das Glück der Ungebildeten, fromm zu ſein. Da war es freilich leicht zu leben, wenn man einen lieben Gott hatte, dem man alle Angelegenheiten des Lebens in die Schuhe ſchieben konnte! Und leicht zu ſterben, wenn man die Ausſicht hatte, dieſes lebensdurſtige, unerſättlich am Daſein hangende Ich in ein beſſeres Jenſeits hinüberzunehmen!

Jeden Sonntag, wenn Babette mit einer gewiſſen Verſchämtheit, als gäbe ſie einer unvernünftigen, alten Gewohnheit nach, ſich zum Kirchgang anſchickte, beneidete er ſie im Stillen um ihren Glauben. Ach,

in gesunden Tagen scheint es einem so selbstverständlich, daß ein reifer Verstand damit nichts mehr zu schaffen hat, aber dann, wenn die Stunde kam, da man aufhören sollte zu leben, wenn man in's Nichts dahinschwinden sollte, in das schwarze, ungeheuere, gräßliche Nichts —! Und da tief innen wehrte sich etwas verzweifelt gegen dieses Nichts, etwas, das ihm den Schweiß auf die Stirne trieb, etwas, das sich krümmte in verheimlichter, schweigsamer, grimmiger Todesangst.

Indessen hatte die Amsel immerfort gesungen. In ihren lieblichen Gesang begannen die Spatzen ihr Gezwitscher zu mischen; sie hatten sich in großer Gesellschaft auf dem blühenden Kastanienbaum angesiedelt und trieben mit erheblichem Aufwand von Stimme ein solches Unwesen in seinen Zweigen, daß es aussah, als rüttle ein Sturmwind daran.

Der Kranke bewegte sich unruhig in seinem Rollstuhl; er trocknete sich die Stirne und versuchte mit Anstrengung, sich zu erheben. Aber erschöpft sank er wieder zurück; empfindungslos wie Bleiklumpen hingen die Beine an seinem Rumpf. Seine Kräfte nahmen erschreckend ab; wie thöricht, zu glauben, daß dieser armselige Funken noch ein halbes Jahr glimmen sollte! Nur sein Kopf war klar, sein Verstand war frisch, da war noch Kraft für eine Ewigkeit des Denkens und Wollens. Also Muth und nicht mehr daran denken! Nicht daran denken — das war das einzige Mittel gegen den Tod, so lange man lebte. Man mußte es machen wie die alten Spatzen; jetzt lärmten sie noch wacker mit den jungen, und wenn der Winter kam,

so verkrochen sie sich still in einen Winkel und gingen ohne Aufhebens in das bessere Jenseits der Spatzen ein.

Er nahm eine Semmel vom Tisch, zerkrümelte sie und warf sie in die Wiese. Seine Kraft reichte aber nicht; die Krumen fielen gleich vor der Schwelle des Gartenhauses nieder. Zögernd kamen die Verwegensten herbeigeflogen; dann folgten einige Andere, und in wenigen Minuten zankte sich die ganze Schaar um die besten Bissen. Die Jungen ließen sich mit unverschämter Bequemlichkeit von den Alten füttern; manchmal erwischten sie auch selbstständig ein Bröcklein und schluckten es ungeschickt. Im Nu war die ganze Mahlzeit aufgezehrt; die Verwegenen unter der Bande hüpften mit herausfordernden Sprüngen noch näher heran, machten lange Hälse und warfen neugierige Blicke um sich, während die Schüchternen geschäftig die letzten winzigen Brosamen aufpickten.

Dieses Schauspiel zerstreute den Kranken. Er versank in eine gedankenlose, müde Schlummerstimmung — in einen Zustand zwischen Schlaf und Ohnmacht; und vor das dunkle Gespenst, das in seinem Bewußtsein spukte, sank wie ein wohlthätiger Schleier ein kurzes Vergessen. So verging wohl eine halbe Stunde.

Da kam Babette.

Ihre Schritte weckten ihn aus seiner Erstarrung. Er sah auf und wurde sogleich sehr übellaunig.

„Wo bist Du denn so lange gewesen?“ fragte er unwirsch.

Sie schien verlegen und stotterte ein wenig; sie habe Commissionen zu besorgen gehabt, und da habe

Deinhardt ſie in ſeinem Wagen bis zum Kaufmann mitgenommen.

Was denn das für ewige Commiſſionen ſeien, an denen die Frauenzimmer Jahr aus Jahr ein zu beſorgen hätten?

Und dann, fügte ſie noch verlegener und mit einer demüthigen Dienſtbotengeberde, die ſie ſich nicht abgewöhnen konnte, hinzu, habe ſie auch einen Sprung in die Kirche gemacht.

Darüber ärgerte er ſich noch mehr. Der uneingeſtandene Neid um die Annehmlichkeiten ihrer gläubigen Unbildung machte ihn böſe.

„Wie? Jetzt um dieſe Zeit? Was haſt Du da in der Kirche zu ſuchen, indeß ich hier allein ſein muß? Du biſt auf dem beſten Weg, eine unerträgliche Betſchweſter zu werden.“

Sie ſuchte ihn zu beſchwichtigen, indem ſie mit einem gezwungenen Lachen: „Aber geh, aber geh!“ ſagte. „Und allein warſt Du ja auch nicht. Du haſt doch die Krankenwärterin bei Dir gehabt?“

„So? Ich ſoll wohl die ganze Zeit die Krankenwärterin anſehen, damit ich beſtändig daran erinnert werde, daß ich —? Ich habe ſie in's Haus gejagt, verſtanden?“ Er empfand ein unwiderſtehliches Bedürfniß, ſie zu peinigen, weil ſie ſo dick und geſund vor ihm ſtand.

„Richte mir die Pölſter!“ befahl er. Aber kaum hatte ſie mit ihren Händen an die Kiſſen, die hinter ſeinem abgezehrten Rücken aufgerichtet waren, gerührt, ſo ſtieß er ſie weg und fluchte über ihre Ungeſchicklich-

keit. „Geh' mir aus den Augen und laß mich allein", ſagte er ſchließlich. Doch als ſie ſich wirklich anſchickte, ſich zu entfernen, fügte er ſchleunig hinzu: „Denn ich ſehe Dir ja an, Du zählſt die Minuten, bis Du von mir weggehen kannſt!"

Sie ſchüttelte mit einem Seufzer den Kopf und ſetzte ſich, ohne zu antworten, an den Tiſch. Er begann alsbald zu ächzen und zu ſtöhnen. Früher, als er allein war, hatte er nicht geſtöhnt; jetzt, in ihrer Gegenwart, empfand er ſeine Schmerzen ſtärker, und die unabänderliche Troſtloſigkeit ſeines Zuſtandes ſchien ihm noch unerträglicher.

Babette ſaß ſtumm daneben. Sie ſah mit einem ſorgenvollen Geſichte vor ſich hin; wenn ſie aber glaubte, daß er ſie beobachte, verbreiterte ſich ihr Mund zu einem eiligen Lächeln.

Darüber ärgerte er ſich maßlos. Dieſes fade, unechte Lächeln war ihm in den Tod verhaßt.

Dann verſank er abermals in eine kurze Bewußtloſigkeit. Als er daraus erwachte, ſtand Babette in großer Unruhe neben ihm.

„Was willſt Du denn da?" ſagte er gereizt. „Du biſt doch unausſtehlich!"

Sie ſetzte ſich wieder auf ihren Platz, aber ihre Unruhe ſteigerte ſich zuſehends. Sie rückte auf ihrem Seſſel hin und her, ſie ſchluckte immer öfter, befeuchtete ſich die Lippen fortwährend mit der Zunge, räuſperte ſich nervös; ihr rundes, gutmüthiges Geſicht war dunkelroth. Offenbar wollte ſie etwas ſagen, wofür ſie keine Einleitung fand. So machte ſie es immer,

wenn sie ein Anliegen hatte! Sie war doch über alles erlaubte Maß dumm.

„Ich habe — ich weiß aber nicht — ich meine — vielleicht bist Du jetzt nicht gerade — aber Du brauchst es ja nur zu sagen —“

Er fixirte sie mit einem kalten, feindlichen Blick, der sie vollends in Verwirrung brachte. Sie verstummte wieder. Eine Zeit lang hörte man nur den Gesang der Amsel, die noch immer auf dem Dachfirst saß. Die Spatzen hatten ihr Hauptquartier in den anstoßenden Garten verlegt; in der Ferne krähten zwei Hähne um die Wette.

„Es ist ja nichts Unrechtes“, begann Babette neuerdings. „Du brauchst ja blos Nein zu sagen, wenn Du nicht willst. Aber Du ärgerst Dich immer gleich so — deshalb weiß ich nicht — ich fürcht' mich, weil Du gar so heftig bist — und weil der Doctor sagt, Du sollst Dich ja gewiß über nichts alteriren —“

„Also was denn, zum Kuckuck?“

„Mein Gott, mein Gott, jetzt hab ich noch gar nicht angefangen, und Du bist schon zornig! Es ist wirklich schwer — —“. Sie trocknete sich die Augen. „Ich wollte Dir nämlich nur erzählen, daß ich — ich habe nämlich jetzt gerade die Frau Gruber begegnet — Du weißt ja, ihr Mann ist vor zwei Jahren zum Sterben gewesen, aufgegeben ist er gewesen von allen Doctoren, so daß schon gar keine Hoffnung mehr war — warum schaust Du mich denn so sonderbar an, Ludwig?“

„Alſo weiter, weiter! Lebt der Mann der Frau Gruber noch?“

„Freilich lebt er noch.“

„Was hat ihm denn gefehlt?“

„Dasſelbe, was Dir fehlt, ſagt die Frau Gruber.“

Der Kranke richtete ſich ein wenig auf. Seine matten Augen begannen zu glänzen und zwei rothe Flecken erſchienen auf ſeinen eingefallenen Wangen.

„Nun, und? Was hat ihm denn geholfen? Kannſt Du denn nicht zuſammenhängend erzählen?“

„Die Frau Gruber meint, daß es Dir auch helfen würde, und daß ſie viele Fälle wüßte, wo nichts anderes helfen wollte —“

„Was denn aber, Herrgott noch einmal?“

„Ja, Du müßteſt halt daran glauben, Ludwig; der Glaube iſt die Hauptſache dabei, ſagt die Frau Gruber —“

Babette warf einen furchtſamen Blick auf ihn. Sie ſchien einen neuen Wuthausbruch zu erwarten. Aber er machte nur eine abwehrende Handbewegung und ſagte, ohne ſie anzuſehen:

„Gewiß wieder ſo ein Sympathiemittel für alte Weiber. Aber ſchließlich iſt mir ſchon Alles egal!“

„Ach Gott, nicht deswegen. So ſchlecht iſt es ja nicht bei Dir, Ludwig. Aber warum ſollte man denn nicht verſuchen — weil ſich doch Deine Krankheit ſo ſehr in die Länge zieht und weil die Medizinen doch ſo wenig nützen — und ich meine halt, daß man nichts unverſucht laſſen darf —“

„Alſo weiter, weiter!“

„Daß Du nie in die Kirche gegangen bist, macht nichts, sagt die Frau Gruber; ihr Mann ist auch nie in die Kirche gegangen. Es nützt auch, wenn man nicht fromm gewesen ist und wenn man nur zuletzt den guten Willen hat. Lieber, lieber Ludwig, versprich mir, daß Du es thust!"

„Nun ja, ja, ich verspreche es — aber was soll ich denn thun, Himmel-Donnerwetter?"

„Nur zu meiner Beruhigung, oder, wenn Dir das nicht der Mühe werth ist, weil es Dir doch vielleicht hilft — Ludwig, möchtest Du — möchtest Du Dich nicht — versehen lassen?"

Der Kranke antwortete nicht.

„Ludwig, möchtest Du nicht?"

Babette konnte ihre Thränen nicht länger zurückhalten. Sie schluchzte laut in ihre Hände. Als sie sich wieder ein wenig gefaßt hatte und ihre verweinten Augen wieder auf ihn richtete, sah sie, daß er mit entstelltem Gesicht vor sich hinstarrte. Die rothen Flecken waren von seinen Wangen verschwunden; auf der gelben, faltigen Haut lagen grünliche Schatten. Babette ging um den Tisch herum und ergriff seine herabhängende Knochenhand. „Ludwig, so rede doch! Wenn Du nicht willst, brauchst Du ja blos nein zu sagen. Aber Du hast mir's versprochen —"

Der Kranke richtete seine stieren Blicke auf sie. Ein wahnsinniges Entsetzen stand darin.

„Gut, gut!" sagte er mit heiserer Stimme. „Ich habe Dir's versprochen. In einem halben Jahre wollen wir weiter darüber reden —"

„Warum denn in einem halben Jahre? Wenn es Dir helfen ſoll, warum denn erſt —"

„Alſo wann denn?"

„Sobald als möglich, Ludwig, morgen, heute —"

„Nein, in einem halben Jahre, früher nicht —"

„Ludwig, ich bitte Dich inſtändig —"

Und da er mit ſteigender Heftigkeit „nein, nein" ſchrie, verlor Babette ihre letzte Faſſung. Sie fiel vor ſeinem Lehnſtuhl auf die Knie nieder und beſchwor ihn mit aufgehobenen Händen: „Heute noch, Ludwig, heute noch, jetzt gleich, es iſt die höchſte Zeit. Der Herr Pfarrer wartet ſchon unten im Gärtnerhaus. Ludwig, es geht um die ganze Ewigkeit, lieber, guter Ludwig, es geht um Deine ewige Seligkeit! Denk' an Deine arme Seele — denk' an Deine arme Seele — Du haſt mir ſo viel Gutes gethan in Deinem Leben, lieber, guter Ludwig, ich kann Dich nicht ſo ſterben laſſen —"

Er ſtieß ſie mit beiden Händen von ſich.

„Ich will nicht ſterben", ſchrie er, „ich will nicht, hörſt Du, ich will nicht ſterben! Ich will leben, leben, leben —"

Mit übermenſchlicher Anſtrengung ſtand er auf, und taumelnd, mit weitaufgeriſſenen Augen und erhobenen Armen, ſchritt er hinaus auf die Wieſe.

Er kam bis an den blühenden Kaſtanienbaum. Dort brach er zuſammen. Ein convulſiviſches Zucken lief durch ſeinen Körper, dann ſtreckte er ſich lang aus und rührte ſich nicht mehr.

Hinter der nächſten Hecke kam Doctor Deinhardt

hervor und ſtürzte auf den Kaſtanienbaum zu. Er beugte ſich neben Babette über die hingeſtreckte Geſtalt. Nach einigen Minuten richtete er ſich auf und trocknete ſich die Augen.

Es war ſein Jugendfreund, der da todt auf der Wieſe lag.

„Warum ſind Sie nicht bei Ihrer Geſchichte von der Frau Gruber geblieben, Fräulein Babette?“ ſagte er mit ſchmerzlichem Vorwurf. „Sie hätten ihm nicht ſagen dürfen —“

„Ach Gott, ach Gott, dann hätten Sie mir auch nicht ſagen dürfen, daß es mit ihm zu Ende geht. Und was wollen Sie denn? Er hat ja doch längſt gewußt, daß es keine Rettung für ihn gibt. Täglich zehnmal hat er es geſagt —“

„Geſagt hat er es wohl, aber gewußt hat er es doch nicht, Fräulein Babette.“

Auf dem Dachfirſt ſaß noch immer die Amſel und ſang. Aber es war niemand mehr da, der ihr zuhörte.

Eine blaue Schleife.

„Und wenn morgen früh das schnaubende Dampfroß diesen Glücklichen, diesen Beneidenswerthen, der heute achtzehn Jahre alt geworden ist, zurück in seine Heimath entführt, dann möge er freundlich unser gedenken, die wir ihm donnernd zurufen: Er lebe hoch!“

Der Redner trocknete sich die Stirne, während er sein überfließendes Glas nach allen Seiten schwenkte, um sich für den dröhnenden Beifall zu bedanken. Er hatte sich an einer kunstvollen Kette der schönsten, in solchen Fällen üblichen Redefiguren fast eine Viertelstunde lang bis zu diesem gesegneten Lebehoch heraufgewunden. Natürlich hatte er nicht verfehlt, das menschliche Leben mit einem Strome zu vergleichen; ferner hatte er alle Anwesenden als Zeugen für seine Behauptung angerufen, daß mit dem achtzehnten Geburtstage die schönste Zeit des Lebens anhebe, und daß jeder, der sich bereits erheblich davon entfernt habe, kein größeres Glück kennen würde, als wieder auf diesem Punkte zu stehen — eine Bemerkung,

die von den zwanzigjährigen, wie von den vierzigjährigen Damen mit dem gleichen beifälligen Seufzer aufgenommen wurde.

Unterdessen saß der Gegenstand dieser Ovation sehr verlegen auf seinem Sessel, heftete seine großen, rehbraunen Augen ängstlich auf den mit Geflügelknochen bedeckten Teller vor sich und machte nur zuweilen, wenn der metaphorische Schwung der Rede die Vorzüge seiner Person in bengalisches Licht setzte, mit seinen schönen, wohlgepflegten Händen eine abwehrende Bewegung. Dann färbten sich seine Wangen mit einem lebhaften Roth, und er warf einen eiligen Blick an seiner Nachbarin zur Linken vorüber in die untere Gegend des Tisches, wo zwischen einem schwarzen und einem rothen Barte die Enden einer blauen Schleife in einem goldenen Gekräusel mattglänzender Haare sichtbar waren. Die Hausfrau applaudirte bei solchen Stellen und fragte ihn jedesmal aufmunternd: „Haben Sie verstanden, Monsieur Pierre?“

Pierre war Franzose; sein Vater, ein reicher Kaufmann in einer nordfranzösischen Provinzstadt, hatte ihn während der Ferienmonate der Familie, mit deren Oberhaupt er in geschäftlicher Verbindung stand, zur Erlernung der deutschen Sprache anvertraut.

Erst nach mehreren Wochen seiner Anwesenheit kam Pierre dahinter, daß er das Zimmer der ältesten Tochter bewohnte, die man, um Raum für ihn zu gewinnen, in eines der Kinderzimmer einquartiren mußte.

Das war der erste Anlaß zu einer Annäherung

an sie gewesen. Er hatte sich bei ihr gleich am selben Tage mit ungewohntem Aufwand an Worten entschuldigt, indem er alle Verantwortung über seine Anwesenheit auf den Willen seines Vaters wälzte. Trotz der Kargheit seiner Mittheilungen war es zu errathen, daß Pierre die Zeit bis zu seinem achtzehnten Jahre unter einer strengen, ja tyrannischen Leitung verlebt habe. Vielleicht aber sollte diese Reise in die Fremde, nach dem Sinne des eisernen Vaters, die Inauguration der Erwachsenheit und aller jener angenehmen Freiheiten sein, welche die bürgerliche Gesellschaft dem jungen Manne von diesem Zeitpunkt an einräumt.

Als der Beifallssturm sich gelegt hatte und Pierre aus dem Gedränge von Köpfen, Händen und Gläsern, dessen Mittelpunkt er bildete, hinten und vorne reichlich betröpfelt, wieder aufgetaucht war, fand sich's, daß die blaue Schleife an seiner Seite leuchtete. Die Inhaberin derselben schien nicht gewillt, schon so bald auf ihren Platz zurückzukehren; sie blieb neben Pierre stehen, der als Held des Abends auf dem Ehrenplatze zwischen der Hausfrau und einer rundlichen Würdenträgerin von achtunddreißig Jahren saß.

„Geh' doch auf Deinen Platz, Laura," sagte die Hausfrau schon zum zweiten Mal.

Und Laura versetzte zum zweiten Mal: „Ach Gott, es ist ja der letzte Abend heute," und setzte ihr Gespräch mit Pierre über die Aussichten einer baldigen Wiederholung seines Besuches fort.

„Geh' doch auf Deinen Platz, Laura," wiederholte die Hausfrau schärfer.

Laura war so vertieft, daß sie gar keine Antwort gab.

„Wenn Du aber jetzt nicht gleich gehst —! Es ist eine wahre Schande, wie Du Dich benimmst.“

Laura warf den Kopf zurück; ihre Augen verdunkelten sich. Ohne ein Wort zu sagen, entfernte sie sich; aber sie setzte sich nicht auf ihren Platz zwischen den rothen und den schwarzen Bart, sondern ging schnurstracks zur Thür hinaus.

Pierre folgte ihr unverwandt mit den Augen. Er war ganz blaß geworden.

„Oh — Sie haben ihr beleidigt —“ sagte er vorwurfsvoll. „Permettez, madame —“ er wollte aufstehen, um ihr nachzueilen.

„Aber ich bitte Sie, bemühen Sie sich nicht, Monsieur Pierre! Wenn man wie ein erwachsenes Mädchen behandelt werden will, muß man sich darnach benehmen.“

„Ik werde sie holen,“ beharrte Pierre.

Die Hausfrau drückte ihn auf seinen Sessel nieder. Er sank resignirt zurück. Als aber einige Minuten vergangen waren und die Thür sich nicht wieder öffnete, wurde er sehr unruhig; endlich murmelte er: „c'était pourtant ma faute, madame,“ sprang auf und verschwand.

Die Hausfrau war eben mit ihrem Nachbar zur Linken, einem pensionirten Oberst, beschäftigt, der an ihr das ganze Brillantfeuerwerk seiner Pensionisten-Galanterie abbrannte. So bemerkte sie Pierre's Abwesenheit nicht.

Er ging langsam über den Korridor und heftete seine Augen suchend auf die vielen Thüren, die hier mündeten. Die Küchenthür stand halb offen; ein lebhafter Schmalzgeruch drang heraus, Tellerklirren und Gelächter. Das Stubenmädchen Mina steckte den Kopf heraus; als sie Pierre erblickte, glänzte ihr Gesicht vor Freude.

„Der Musjeh Pierre! Das ist doch schön, daß Sie auch an unsereins denken!“ Sie zog die Küchenthür hinter sich zu.

„Haben Sie — Haben Sie nicht —“ Pierre stockte und wurde sehr roth.

„Was denn, Musjeh Pierre?“ fragte Mina zärtlich und kam näher. „Aber mein Gott, wie Sie aussehen! Sie sind ja über und über angeschüttet, Musjeh Pierre!“

Eifrig machte sie sich daran, ihn mit ihrer Schürze abzutrocknen. Dabei sah sie ihn mit ihrem gewinnendsten Lächeln an.

Das Stubenmädchen Mina war sehr hübsch, ganz Jugend und Gesundheit und, wie es in jenem Studentenliede heißt:

Und ein Kind mit runder Brust,
Juppheidi, juppheida . . . .

Bei Tisch, wenn sie servirte, streifte sie mit ihrem vollen Arm gerne Pierre's Schulter, und es kam ihm vor, als bliebe sie mit der Schüssel immer länger als nöthig an seiner Seite ruhen. Sie nahm es auch jetzt sehr genau mit dem Reinmachen. Pierre bedankte sich einmal über das andere, aber sie ließ sich nicht ab-

halten. Schließlich kniete ſie vor ihm nieder, um einen Tropfen von ſeinen Lackſchuhen wegzureiben. Dabei umfaßte ſie ihn an den Knieen und drückte ihn ſänftlich an ſich. Er beugte ſich herab, um ſich frei zu machen, ſie aber ſchlug ihre ſchwarzen Augen mit einem Blicke zu ihm auf, der vielleicht bloß in Folge ihrer knienden Stellung etwas Flehendes hatte.

„Iſt es denn wirklich wahr, daß Sie ſchon morgen fortgehen, Musjeh Pierre? Du lieber Gott! Ich verliere den Verſtand, wenn ich mir das denke!“

In dieſem Augenblick wurde heftig geſchellt. Pierre erſchrak ſo ſehr, daß er zuſammenfuhr. Das Stubenmädchen Mina hingegen erſchrak gar nicht Sie hielt ſeine Knie noch immer an ihrem Buſen feſt und ſagte noch flehender: „Müſſen Sie wirklich ſchon morgen fort? Und wollen Sie mir nicht zum Abſchied ein gutes Wort ſagen? Nur ein einziges Mal, Musjeh Pierre —?“

„Mais je vous en prie — es iſt nicht Zeit jetzt —“

„Alſo ſpäter, ja?“ Sie ließ ihn los, ſtand auf und war mit einer flinken Wendung bei der Thür — nicht ohne ihm, bevor ſie verſchwand, noch einen Blick über die Schulter zuzuwerfen.

Pierre trat in den Salon. Hier war es ſtill und kühl; gedämpft drang der Lärm der Tiſchgeſellſchaft durch die geſchloſſenen Thüren. Eine einzige verſchleierte Lampe brannte in einer Ecke. Auf dem Boden, knapp vor der Thür, die in das Schlafzimmer der Eltern führte, lag eine blaue Schleife. Pierre's

Hände zitterten, als er die Schleife aufhob; und je länger er sie in den Händen hielt, desto mehr zitterten sie. Endlich verschwand die Schleife irgendwo zwischen seiner Weste und seinem Hemde. Dann machte er einen Schritt vor und klopfte schüchtern an die Thür.

„Mademoiselle Laura — sind Sie hier?"

Keine Antwort.

Er klopfte stärker, rief lauter, nichts rührte sich. Sie war nicht da.

Er blieb an die Thür gelehnt stehen und versank in Gedanken. Unversehens erschien die blaue Schleife wieder in seinen Händen. Und er begann mit diesem Stückchen Seidenband zu spielen; er knüpfte es auf und rollte es um seine Finger, er band es sich um die Augen und die Lippen und sog mit langen Athemzügen den schwachen Duft ein, den die blonden Haare Laura's daran zurückgelassen hatten.

„Ja um Himmels Willen, wo sind Sie denn so lange gewesen?" fragte die Hausfrau, als er sich wieder an ihre Seite setzte. Er murmelte etwas von Kopfweh und großer Hitze; dafür bekam er gleich einen ganzen Berg Eis auf seinen Teller gehäuft „zur Abkühlung."

Laura saß mit gelangweilter Miene auf ihrem Platz; ihre Haare waren ein wenig zerzaust und ihre Augen ein wenig geröthet.

Die Unterhaltung wurde immer lärmender; ein heißer Dunst von Gasflammen, Champagner und Menschen erfüllte den Raum. Als die Cigarren herumgereicht wurden, gerieth Pierre wieder in den

Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Er rauchte nicht; unter allgemeinem Jubel zündete ihm die Hausfrau die „erste Cigarrette" an, obwohl er betheuerte, daß er längst seine erste Cigarrette geraucht habe. Der pensionirte Oberst, der stark angeheitert war, betrachtete ihn mit schwimmenden Augen. „Du lieber Gott!" sagte er schmunzelnd, „wenn ich mir das denke: dieser glückliche junge Mann fängt erst an, und ich höre schon bald auf — zu rauchen, meine Gnädige," setzte er hinzu und räusperte sich bedeutungsvoll. Die Hausfrau warf einen Blick um sich herum, dann lachte sie, — die jungen Mädchen hatten sich schon in den Salon begeben, wo der schwarze Kaffee servirt werden sollte.

Pierre suchte gleichfalls zu entschlüpfen. Aber es gelang ihm nicht. Der Oberst hatte das Signal gegeben; nun regnete eine Fluth von Witzen und Anspielungen über Pierre herein. Von der Seite der Männer geschah das hauptsächlich auf Kosten des weiblichen Geschlechtes; aber die Damen blieben die Erwiderung nicht schuldig, sie ließen ihrerseits kein gutes Haar an dem männlichen. Und die Pfeile, die da hin und zurück flogen, verloren in der Hitze des Gefechtes immer mehr von der Hülle, mit der sie die Blumensprache des Salons umgiebt. Durch den scherzhaften Ton der Unterhaltung klang es wie von Lauten heimlicher Raserei. Das Gelächter hatte eine besondere Klangfarbe angenommen, die Mienen waren verwandelt, die Augen funkelten. Oder war das Alles nur für Pierre so? Es kam ihm vor, als sei die Luft schwül zum

Erſticken; die lachenden Geſichter verzogen ſich zu fauniſchen Grimaſſen; der Cigarrendampf wogte um ihn her wie ein durchſichtiger Vorhang, hinter dem eine andere, dunkle Welt ſichtbar zu werden begann. Etwas wie eine athembeklemmende Erwartung bemächtigte ſich ſeiner, während er mit einem geiſtesabweſenden Lächeln an der Unterhaltung theilnahm; er hatte das Gefühl, als gleite die ganze Geſellſchaft taumelnd über eine ſchiefe Ebene hinunter, auf der ſie ſich nicht mehr halten konnte, in wachſender Geſchwindigkeit einem unſichtbaren Abgrunde zu.

Aber es geſchah durchaus nichts. Schließlich ſagte die Hausfrau ſehr unbefangen: „Meine Herrſchaften, der ſchwarze Kaffee wird ja kalt“ — und wie durch ein Zauberwort brach ſich das Geſpräch. Der penſionirte Oberſt ſprang auf, um der Hausfrau galant den Arm zu bieten; er war ein wenig unſicher in ſeinen Bewegungen, und ſo warf er dabei ſein Glas um, indem er den Reſt des Weines auf das Kleid ſeiner Nachbarin zur Linken ſchüttete. Aber er kehrte ſich nicht daran, ſondern führte ſeine Dame im Triumph davon.

Im anderen Zimmer ſaßen die jungen Mädchen mit wohlerzogenen, unſchuldigen Geſichtern und zwitſcherten wohlerzogene, unſchuldige Geſpräche.

Dennoch gewann Pierre, als er ſich an Laura's Seite niederſetzte, den Eindruck, daß er ein Geſpräch geſtört habe, welches in ſeiner Gegenwart nicht fortgeſetzt werden konnte. Er entſchuldigte ſich und wollte ſich wieder entfernen.

„Ach Gott bewahre“, ſagte Laura entſchloſſen.

„Wir haben nur dummes Zeug geredet. Ich habe nämlich behauptet, daß Adele —"

„Nein, das darfst Du nicht sagen", unterbrach sie Adele, „ich gehe gleich hinaus, wenn Du das sagst" —

Daraufhin entspann sich ein kleines Gefecht zwischen Adele und Laura; sie zogen sich hin und her, aber sehr gesittet und anständig, so daß es nur aussah wie ein Scheingefecht. Es dauerte auch nicht lange, so kam unter vielem Sträuben und verschämten Protesten die Wahrheit heraus. Sie hatten eine Schönheits-concurrenz unter sich veranstaltet; dabei war Adele als Siegerin für die schönsten Hände hervorgegangen, Irma für den schönsten Hals, Fanny für die schönste Taille, und Laura — ja, wofür Laura den Preis erhalten hatte, das konnte nicht gesagt werden, wirklich nicht, unter keiner Bedingung. Alle Vier erröthetten sehr stark, und Pierre erröthete nicht weniger, während seine leuchtenden Augen auf Laura's Gestalt haften blieben. Er hätte gerne gesagt: „für Alles in Allem", doch wagte er es nicht, aus Furcht, sich zu verrathen. Die jungen Damen aber zeigten sich nicht einverstanden mit dem Preisgericht; in heroischer Bescheidenheit wollte keine den zuerkannten Preis verdienen. Endlich kamen sie auf den Einfall, Pierre zum Schiedsrichter zu ernennen, und je verlegener er wurde, desto höher stieg ihre Kühnheit. Er betheuerte, daß er keine Eignung habe, den Paris zu spielen; seine Verwirrung war so groß, daß er aufstand, wie um die Flucht zu ergreifen. Da umringten sie ihn lachend und drängten ihn in die Fensternische; er wollte ausbrechen, sie hielten ihn zurück.

„Glauben Sie denn, wir wiſſen nicht, welcher von uns Sie den Preis geben möchten?“ ſagte Adele, während ſie Laura vorzuſchieben trachtete. Laura wehrte ſich, die Anderen ſchlugen ſich auf Adelens Seite, der Knäuel wurde enger, das Lachen lauter, die Geſichter heißer. Pierre wagte keine Bewegung mehr zu machen; er ſchloß die Augen in vollſtändiger Verzweiflung. Waren denn Alle wider ihn verſchworen? Und was war nur ſo herausfordernd verrätheriſch an ihm? Selbſt dieſe jungen zarten Damen merkten — aber nein, die merkten doch wohl nichts. Die hatten keine Ahnung, was denn die wahre Urſache ſeiner tölpelhaften Verwirrung ſei, die ſpielten mit ihm, wie mit einem jungen Hunde, der noch nicht beißen kann. Die glaubten wohl, bloß weil er der Sprache nicht ganz mächtig ſei, oder gar, weil er erſt achtzehn Jahre alt ſei, wage er nicht — aber warum wagte er denn nicht, ſeine Hände auszuſtrecken und Diejenige zu ergreifen, die ihn ſo ſehr anzog? In dieſem Gedränge würde doch niemand unterſcheiden können, ob es zufällig oder abſichtlich geſchehen war —

„Na, die jungen Damen ſetzen aber dieſem armen jungen Burſchen ſtark zu —“ ſagte der penſionirte Oberſt.

Jetzt lenkte ſich die Aufmerkſamkeit der Mütter auf die Szene in der Fenſterniſche.

„Seid ihr denn verrückt geworden?“ ſagte die Mama zu Adele. Sie war „wirklich ganz konſternirt“.

„Ach Gott, das iſt gerade der Mühe werth,“ antwortete Adele ſchnippiſch.

„Ihr solltet euch schämen diesem jungen Manne gegenüber —"

„Den nennst Du einen jungen Mann? Etwas so Unbeholfenes, Verlegenes, Aengstliches, das soll ein junger Mann sein? Und noch dazu ein Franzos'! Nun, ich muß sagen, die hab' ich mir anders vorgestellt."

Pierre blieb in seiner Fensternische. Aber es dauerte nicht lange, so siedelte sich Laura auf einem in der Nähe der Fensternische stehenden Fauteuil an, während sich die Uebrigen um einen jungen Mann gruppirten, der im Nebenzimmer, wo das Clavier stand, Couplets vorzutragen begann.

„Warum sind Sie denn so nachdenklich?" fragte Laura, ohne nach Pierre hinzusehen.

Pierre schöpfte tief Athem. Er sei durchaus nicht nachdenklich.

O doch, er sei sehr nachdenklich.

Gewiß nicht.

Warum er denn nicht aufrichtig gegen sie sei?

Pierre schöpfte noch tiefer Athem. Aufrichtig? Dürfe man denn jemals im Leben aufrichtig sein?

Gegen Fremde vielleicht nicht, aber gegen Freunde — freilich, er betrachte sie wohl nur als eine Fremde —

Ooh —!

Nun also dann?

Pierre rückte unruhig hin und her. Er hatte sich hinter dem Vorhang dicht neben Laura gestellt; durch das dünne Gewebe konnte er jede ihrer Mienen unterscheiden, während er selbst im Dunkeln war. Mit

einem plötzlichen Entschlusse sagte er in seiner Mutterſprache:

„Wenn Sie es unter dieſer Bedingung verlangen, Fräulein Laura —! Ich habe über den Toaſt nachgedacht, den man heute mir zu Ehren gehalten hat —"

„Ueber den Toaſt? Was giebt es da nachzudenken?"

„Dieſer Herr ſagte, daß das Alter, welches ich habe, die ſchönſte Zeit des Lebens ſei. Er nannte mich einen Glücklichen und Beneidenswerthen. Nun, ich denke, daß er entweder geſpottet hat, oder daß er ſich großartig irrt. Oder vielleicht bin ich ein Undankbarer oder Unfähiger – was weiß ich! Gewiß aber finde ich, daß ich nicht zu beneiden bin, und daß ich keine Urſache habe, mich in einem ſo glücklichen Zuſtande zu befinden, wie dieſer Herr meint. Ich möchte nur wiſſen, ob ihm ſo wohl zu Muthe war, als er mein Alter hatte, oder ob man all' das ſo ſchnell vergißt, oder ob ich allein ein ſolcher — ein ſolcher —" Er verſtummte vor Erregung.

Laura ſuchte hinter dem Vorhange ſein Geſicht zu erſpähen. In ihren Mienen ſpiegelte ſich Verwunderung und etwas wie Enttäuſchung.

„Ich weiß nicht," ſagte ſie zögernd, „ich hätte nicht gedacht — das heißt, ich verſtehe nicht ganz, was Sie meinen, monsieur Pierre." Und dann mit einem ſchmollenden, verlegenen Lächeln ihr Geſicht halb abwendend, ſetzte ſie hinzu:

„Eigentlich habe ich gehofft, daß Sie nachdenklich ſind, weil Ihnen — weil Sie morgen — aber nein, das kann ich wirklich nicht ſagen!"

Nun war die Reihe des Fragens an ihm. Aber während er noch in sie drang, tauchte zwischen den Portièren des Musikzimmers Laura's Mutter auf. Sie blieb beobachtend einen Augenblick lang stehen und rief dann laut mit scharfer Betonung Laura zu sich.

Und das Fest ging weiter. Spiel und Gesang, Applaus, Gelächter, Stimmengeschwirr, endlich ein chaotisches Gedränge nach dem Vorzimmer, Händeschütteln, Hin- und Herrennen nach verlegten Garderobestücken, nochmaliges Adieusagen — bis die ganze Gesellschaft unter Führung Mina's, die eine Lampe vorantrug, sich in die Krümmungen des Stiegenhauses verlor. Dann nahm Pierre in der Stille der verlassenen Räume, während der Cigarrenrauch langsam durch die geöffneten Fenster entwich, von seinen Wirthen Abschied. Er hatte keine Gelegenheit mehr gefunden, mit Laura allein zu reden; die Mutter hatte ihr aufmerksames Auge nicht mehr abgewendet und ließ auch jetzt Laura nicht von der Seite. Sie entschuldigte sich bei Pierre, daß morgen wegen der frühen Morgenstunde weder sie, noch Laura bei seiner Abreise gegenwärtig sein könnten; der Herr des Hauses aber würde ihm das Geleite auf den Bahnhof geben. Laura sagte zum Abschied nichts als: „Kommen Sie bald wieder", mit einem finsteren Gesicht; sie war offenbar bitterböse über ihre Mutter. Aber es nützte Alles nichts; die Mutter machte sich im Kinderzimmer so lange zu schaffen, bis Laura, die diesmal unendlich lange zu ihrer Nachttoilette brauchte, im Bette lag.

Pierre löschte das Licht aus und warf sich ange-

kleidet auf sein Bett. Er empfand weder Schlaf noch Müdigkeit; mit offenen Augen starrte er auf die Decke, wo sich der Schatten des Fensterkreuzes abzeichnete.

Wie zerrissene Liebesbriefe flatterten ihm seine Gespräche mit Laura durch das Gedächtniß, alle halben Worte und Blicke, das Stammeln einer erwachenden Empfindung, die nach Ausdruck sucht und dennoch den Ausdruck fürchtet. Laura's Gestalt in ihrem weißen Kleid, mit ihrer blauen Schleife, schwebte vor ihm, frisch und heiter wie ein Frühlingsmorgen, wenn sich aus dem weißen Nebel der erste blaue Streifen des Himmels entschleiert, das liebliche Versprechen eines wolkenlosen Tages.

Gleichzeitig aber drängten sich andere Bilder dazwischen. Neben Laura trat immer deutlicher Mina hervor. Sie lächelte mit ihrem gewährenden Lächeln, sie blickte ihn an mit ihren einverstandenen Blicken, sie wiegte sich in der runden Fülle ihrer siegesgewissen jungen Weiblichkeit.

Und wie sie so vor ihm stand, schien der Vorhang zu zerreißen, hinter dem jene andere, dunkle Welt verborgen lag. Diese Welt, sie tauchte auf aus ihrer lautlosen Tiefe, und wälzte sich über ihn herein, fürchterlich und verlockend zugleich, und redete aus Minas Kehle zu ihm mit einem sonoren, gebieterischen Ton, vor dem alle anderen Stimmen verstummten.

Da öffnete sich die Thür und jemand huschte herein.

Pierre fuhr auf.

„Schlafen Sie schon, Musjeh Pierre?" flüsterte

Mina und näherte ſich vorſichtig, um nirgends anzuſtoßen.

Pierre fiel zurück und gab nur einen unverſtändlichen Laut von ſich

„Ich bitt' um die Kleider", ſetzte Mina im Flüſterton fort. „Sie haben vergeſſen, ſie hinauszulegen".

Am andern Morgen, als Mina Pierre's Zimmer aufräumte, um es wieder für Laura in Stand zu ſetzen, fand ſie auf dem Fußboden unter dem Bett eine blaue Schleife.

Sie mußte dorthin gefallen ſein, als Pierre ſich entkleidete. Und in der Eile der Abreiſe hatte er ſie wohl vergeſſen.

Halb tragiſch.

„Du machſt mich nervös, Erwin", ſagte der Kranke, und richtete ſich mühſam aus ſeiner gebeugten Haltung auf. „Warum bleibſt Du denn nicht ſtill ſitzen?"

„Ich wollte nur ſehen, ob der Arzt noch immer nicht kommt, lieber Vater", verſetzte Erwin in entſchuldigendem Ton und ſetzte ſich mit einem unterdrückten Seufzer auf den Platz neben dem Lehnſtuhl. Sein Vater ſank wieder in ſich zuſammen. Selbſt dieſe geringfügige Bewegung hatte ſeine Athemnoth noch geſteigert; die Luft ging mit pfeifenden, röchelnden Tönen durch ſeine Bruſt aus und ein. Viele Minuten lang war in dem ſtillen verdunkelten Raum der Krankenſtube kein anderes Geräuſch vernehmbar als dieſe ſchrillen Athemzüge. Dann allmälig wurden ſie leiſer, und der Kranke ſchien in ſeiner unbequemen Stellung, die Ellbogen auf die Kniee geſtützt, mit herabgeſunkenem Kopf zu ſchlummern.

Erwin wagte keine Bewegung, aus Furcht, ihn zu erwecken. In dem gedämpften Lichte des grünen

Schirmes, der über die Lampe gesteckt war, nahmen alle Gegenstände um ihn her ein gespensterhaftes, hoffnungsloses Aussehen an, und der düstere Eindruck, den diese Stube mit ihren mannigfaltigen Geräthen der Krankenpflege, Kissen, Decken, Näpfen, Flaschen hervorrief, erhöhte sich in dieser schweigsamen Abendstunde vollends zu einem trostlosen. Die Luft war drückend warm, denn der Kranke litt auch an rheumatischen Schmerzen und widersetzte sich mit dem Eigensinn des Alters und des Leidens jedem Luftwechsel. Auf Erwins Stirne standen die Schweißtropfen, aber er trocknete sie nicht — aus Furcht, den Schlummernden zu wecken. Warum hing doch der Vater von jeder seiner Bewegungen ab, als seien sie beide durch ein unsichtbares Band zusammengebunden? Der Vater mochte nicht eine Viertelstunde allein bleiben; seine schlimmsten Zustände befielen ihn stets, wenn Erwin außer Hause war. Schon vor Jahren, als Erwin eben seine Beamten-Laufbahn angetreten hatte, wurde er oft aus dem Bureau weggeholt, weil der Vater sein letztes Stündchen für gekommen hielt. Wenn er dann neben dem Bette oder neben dem Lehnstuhl seines Vaters stand und mit seiner jungen, schmalen Gelehrtenhand die gichtgeschwellten Knöchel der väterlichen Gelenke umschlossen hielt, schien sich ein geheimnißvoller Strom belebend in die Gestalt des alten Mannes zu ergießen. Er vergaß seine Schmerzen, oder seine Schmerzen vergingen in der Anwesenheit seines Sohnes.

„Ich habe nur mehr einen Wunsch im Leben, ich möchte in Deinen Armen sterben, Du mein Einziger",

ſagte er, wenn ihn der Trübſinn überkam, und der Trübſinn überkam ihn immer, wenn er einige Stunden allein war. „Aber dieſer Wunſch wird mir nicht in Erfüllung gehen, ich weiß es, ich weiß es!“

Damals hatte der Vater doch keinen Grund gehabt, an's Sterben zu denken; er war kaum ſechzig, und ſeine Geſundheit, trotz dieſer zeitweiligen Schwindelanfälle, gab keinen Anlaß zu ernſtlichen Befürchtungen. Aber er hatte zu viel Unglück erfahren; ſechs Kinder waren ihm eines nach dem andern weggeſtorben und ſchließlich die Frau — das war ihm offenbar zu ſchwer auf's Gemüth gefallen. Freilich hatte er nicht gerade gut mit ſeiner Frau gelebt; Erwin entſann ſich noch wohl ſeines eigenen, jünglinghaften Erſtaunens, als er ſah, wie die Trauer ſeines Vaters, der zu Lebzeiten der Verſtorbenen ſo weidlich über den Eheſtand gewettert hatte, mit jedem Tage zunahm. Aber der Tod, der alle kleinen Nörgeleien des täglichen Lebens mit ſeiner großen Hand hinwegwiſcht, ſcheint Denen, die er mit ſich fortführt, einen eigenen Zauber zu verleihen. Oder waren dem Vater dieſe täglichen Scharmützel, die nie einen ernſtlichen Ausgang hatten, ein liebgewordenes Bedürfniß geweſen, das eine ſchmerzliche Lücke in ſeinem Leben zurückließ, ſeit es nicht mehr erfüllt wurde?

Als der Urlaub, den ſich Erwin für die erſten Trauerwochen erwirkt hatte, zu Ende ging, und er wieder die Vormittage fern von ſeinem Vater verbrachte, nahm deſſen Gemüthsverfaſſung eine ſo bebedrohliche Geſtalt an, daß ſein Leben in Gefahr ſchien.

Er bestimmte den Sohn, neuerdings Urlaub zu nehmen; und warum sollte er, dessen einzige Lebensfreude dieser Sohn war, ihn einer überflüssigen Laufbahn halber während der wenigen Jährchen, die ihm noch geschenkt sein konnten, entbehren? Hatte er nicht Zeit seines Lebens als guter Hausvater gewaltet und gearbeitet, um seinen Kindern ein sorgenfreies Dasein zu sichern? Und war Erwin, dem das vereinigte Erbtheil der sechs Verstorbenen zufiel, nicht glänzend versorgt? Wozu brauchte er sich in der schlechten Luft einer Amtsstube den Chikanen pedantischer Vorgesetzter auszuliefern und eines dürftigen Gehaltes wegen die Hälfte seiner Lebenszeit im Actenstaube zu vertrödeln? Erwin sollte sein Dasein genießen, Erwin sollte Reisen machen, Erwin sollte sich aller Bequemlichkeit und Behaglichkeit des Lebens erfreuen, daher sollte er alle voreilig übernommenen Verpflichtungen, die ihn daran hinderten, von sich abschütteln.

Erwin fügte sich. Nicht ohne innerliches Widerstreben, nicht ohne heimlichen Kampf. Er hatte Wünsche, Pläne, Aussichten; ein behaglicher, wohlversorgter Rentier zu sein, hatte ihm niemals als das Endziel seiner Bestrebungen vorgeschwebt. Aber Erwin war weich, sehr weich, und sein Vater war hartnäckig. Schließlich hing Erwin nicht so sehr an dem Berufe, den er gewählt hatte; es schien ihm, daß ein begabter Kopf auch auf privatem Wege einen Wirkungskreis, einen Namen erreichen könne. Er willfahrte also dem sehnlichen Wunsche seines Vaters und trat aus dem Staatsdienste.

Zehn Jahre waren seitdem vergangen. Zehn Jahre! Erwin seufzte wieder, und seine Augen öffneten sich weiter. Ja, er war fünfunddreißig Jahre alt geworden in diesem stillen, gemächlichen Nichtsthun! In dieser greisenhaft eintönigen Ruhe des Lebens, die einen Tag in den andern verschmelzen ließ, ohne Abwechslung, ohne Ereignisse. Und seine Hoffnungen, was war aus seinen Hoffnungen geworden?

Erwin zog mit einer unmerklichen Bewegung seine Hand aus derjenigen des Vaters. Er wartete einen Moment, ob der Schlummernde nicht aufgewacht sei, dann erhob er sich vorsichtig und geräuschlos. An der Thür blieb er wieder lauschend stehen — der Kranke rührte sich nicht.

Unhörbar glitt er in's Nebenzimmer. Dort saß die Wirthschafterin und strickte.

„Ich komme in einer halben Stunde zurück, Frau Löffler", flüsterte er ihr zu; „wenn der Vater vorher aufwachen sollte, so sagen Sie ihm, ich sei nur ein wenig in's Freie gegangen, weil — weil ich Kopfweh habe."

Aber schon ließen sich im Nebenzimmer schlürfende, unsichere Schritte vernehmen. Erwin machte eine Bewegung ärgerlicher Ungeduld und wandte sich um. Da stand sein Vater an die Thür geklammert, bleich, mit eingefallenen, durchfurchten Wangen und gebeugtem Rücken, in seinem schlottrigen, grauen Schlafrock eine wahre Jammergestalt.

„Was geht denn — was geht denn hier vor?" sagte er athemlos und erschöpft von den wenigen

Schritten, die er zurückgelegt hatte. „Warum laßt ihr mich denn ganz allein?“

Erwins Ungeduld war noch gewachsen. „Ich wollte nur ein wenig frische Luft schöpfen gehen“, sagte er mißmuthig.

„Ach mein Gott, er will spazieren gehen, während ich hier im Sterben —“ ein heftiger Hustenanfall unterbrach den Kranken. Frau Löffler lief zu ihm, um ihn zu halten, aber er wies sie unwirsch zurück. Nach Athem ringend und von fortwährendem Husten unterbrochen, suchte er Erwin von seinem Vorhaben abzubringen. An einem solchen kalten, regnerischen, windigen Novemberabend ohne Grund auszugehen, sei ein Unsinn, da hole man sich nur muthwilligerweise eine Erkältung, und auf den nassen Steinen gleite man so leicht aus und breche sich den Fuß, und bei dem Nebel sehe man die Wagen nicht und könne leicht überfahren werden.

„Ich bleibe ja ohnedies zu Hause, beruhige Dich nur, Vater — und sprich nicht während des Hustens, das hat Dir der Doctor so oft schon verboten.“

Erwin setzte sich mit einem resignirten Seufzer wieder neben den Vater. Allmählich beschwichtigte sich der Husten, die Athemzüge wurden ruhiger, und wieder herrschte Stille. Im Nebenzimmer erscholl das leise Klirren der Stricknadeln eintönig fort.

„Ich kann es nicht länger aushalten,“ sagte Erwin plötzlich entschlossen. Er war dunkelroth im Gesicht. „Mich schmerzt der Kopf zum Zerspringen. Ich muß auf eine halbe Stunde in's Freie.“

Er drückte dem Vater rasch die Hand und war

bei der Thüre draußen, bevor dieſer ein Wort der Einwendung finden konnte.

Ohne ſich Zeit zu nehmen, ſeinen Winterrock zuzuknöpfen, ſtürzte Erwin fort. Auf der Stiege begegnete er dem Arzt; er murmelte etwas von einem nothwendigen Gang und lief, ohne ſich aufhalten zu laſſen, davon. Als er auf den Minoritenplatz kam, ſchlug es ſieben Uhr. Da athmete er auf.

Das Wetter war unbehaglich, ein kalter Nebel erfüllte die Luft, das naſſe Pflaſter war ſchwarz und ſchmutzig. Aber Erwin merkte nichts davon. Während er langſam an der Kirche entlang auf- und abging, machte er Toilette. Er knöpfte den Winterrock zu, nahm den Hut ab, um ſich die Haare glatt zu ſtreichen, und zog Handſchuhe an.

Fünf Minuten ſpäter ging eine ſchlanke, verſchleierte Dame neben ihm. In Gemeinſchaft mit dieſer begann er die Kirche zu umkreiſen, ungezählte Male und immer von neuem. Der finſtere, ſtille Platz war ganz menſchenleer; die ſpärlichen Paſſanten nahmen ſich in dem unfreundlichen Wetter nicht Zeit, einen neugierigen Blick auf die beiden Spaziergänger zu werfen.

Endlich blieb Erwin ſtehen. „Sie haben etwas auf dem Herzen, Anna," ſagte er mit ſehr viel Zärtlichkeit in ſeiner Stimme: „Sie ſind heute nicht wie ſonſt. Was iſt es, Anna?"

„Nichts, gar nichts!" verſetzte Anna verlegen. „Wie kommen Sie auf dieſe Idee?"

„Ich ſehe es Ihnen an — Sie ſind verändert

gegen mich. Habe ich etwas gesagt oder gethan — Anna, Sie sind doch nicht böse auf mich?"

Anna wurde immer verlegener und unruhiger; sie versuchte weiter zu gehen, das Gespräch auf andere Dinge zu bringen, nestelte nervös an ihrem Schleier, an ihrer Jacke, lachte gezwungen und verstummte zuletzt jählings. Sie weinte. Erwin gerieth darüber ganz außer sich. Er drang in sie, ihm die Wahrheit zu sagen; als er sah, daß sie am ganzen Leibe zitterte und keines Wortes mächtig schien, begann er, sie zu beschwören, mit ihm in einen Wagen zu steigen. Nach langem Widerstreben ließ sie sich dazu bewegen. Er führte sie auf einen nahen Wagenstandplatz; dort befahl er dem Kutscher, eine Stunde spazieren zu fahren.

Als er jedoch im Wagen ihre Hand ergreifen wollte, rückte sie von ihm weg in den äußersten Winkel und begehrte gleich wieder auszusteigen. Nach vielen Bitten gelang es ihm erst, sie ein wenig zu beruhigen.

Aber es verging eine geraume Zeit, vielleicht eine halbe Stunde, eh' er sie bewegen konnte, ihm anzuvertrauen, was denn geschehen sei. Schließlich sagte sie mit erneuten Thränen, daß diese Zusammenkünfte ein Ende haben müßten, daß sie einen unwiderruflichen Entschluß gefaßt habe —

„Nachdem Sie vorigen Sonntag von uns fortgegangen waren, fragte mich die Mutter auf's Gewissen, ob zwischen Ihnen und mir nicht — nichts vorgefallen sei. Lieber Gott, was hätte ich ihr denn sagen sollen?

Es ist ja doch nichts vorgefallen zwischen uns! Dann machte sie mir große Vorwürfe und sagte, daß ein junges Mädchen einen fremden jungen Mann — kurz, sie fand mein Benehmen Ihnen gegenüber nicht in Ordnung. Anderseits fand sie auch — war sie auch mit Ihnen nicht ganz zufrieden. So, jetzt wissen Sie Alles, jetzt lassen Sie mich wieder aussteigen und nach Hause gehen!"

„Anna, und Sie? Sie sind auch nicht zufrieden mit mir?"

„Ich? Welches Recht hätt' ich, unzufrieden mit Ihnen zu sein, Erwin? Aber da ich nicht den Muth gefunden habe, meiner Mutter die Wahrheit über unsere Zusammenkünfte zu sagen, so will ich wenigstens in Zukunft nichts mehr thun, was ich ihr nicht zu sagen wage. Erwin, ich mißtraue Ihnen ja nicht — aber warum wollen Sie denn immer heimlich auf der Gasse mit mir zusammenkommen, da es Ihnen doch freisteht, uns zu besuchen, so oft Sie wollen?"

Erwin antwortete nicht sogleich. Er empfand in diesem Augenblick einen heftigen Groll wider seinen Vater; dennoch war seine Liebe zu ihm so mächtig, daß er sich davor scheute, diesem Groll auch nur mit einem Worte Ausdruck zu geben. Er zog sich aus der Sache, wie alle edelmüthigen Schwachen; er klagte sich selber an.

„Anna, ich bin ein so erbärmlicher Schwächling," sagte er. „Ich bin nicht im Stande, meinem Vater gegenüber auf etwas zu bestehen, was ihn alterirt und wovon er nichts hören will. Sie wissen ja, wie ich

durch seine Krankheit an ihn gebunden bin, und jetzt gerade geht es ihm so schlecht, daß ich kein vernünftiges Wort mit ihm reden kann."

Anna seufzte sehr tief. „Ich weiß, ich weiß", versetzte sie, „Sie sind ein guter Sohn, der beste Sohn der Welt! Aber Erwin, deshalb könnten Sie ja doch öfter zu uns hinaufkommen, statt daß ich — es ist ja doch unrecht von mir — und wenn die Mutter es zufällig erfahren sollte — aber nein, das ist es nicht — es ist — es ist — Erwin, ich glaube, ich fürchte mich vor Ihnen — und vor mir — "

„Fürchten? Sie fürchten sich vor mir, Anna?"

„Nein, nein, nicht eigentlich vor Ihnen. Nur vor mir selbst. Denn ich sehe immer deutlicher, daß ich Ihnen — daß ich Sie — ach Gott, wie soll ich denn sagen? Ich hatte mir doch so fest vorgenommen, heute gleich wieder nach Hause zu gehen — und statt dessen sitze ich nun gar in einem Wagen mit Ihnen!"

Erwin versuchte, diese Thatsache vom Standpunkte der Schicklichkeit zu entschuldigen, aber sie ließ ihn nicht ausreden.

„Und das Schrecklichste dabei ist, daß ich immer gleichgiltiger gegen das werde, was die Leute dazu sagen könnten. In derselben Minute, als ich mir vernünftiger Weise gestehen muß, daß ich Unrecht thue, ist es mir doch innerlich ganz gleichgiltig, daß ich Unrecht thue. Ja in meinem Allerinnersten fühle ich sogar eine Art von Genugthuung darüber, daß ich für Sie etwas thue, was — wofür ich verantwortlich bin,

und ich möchte mit Freuden für Sie alles Unrecht der Welt thun —"

„Anna!"

„Nein, nein! Lassen Sie mich los, Erwin!"

Sie suchte ihre Hand, die er mit seinen beiden Händen umfaßt hielt, heftig zu befreien, aber in diesem leidenschaftlichen Sträuben geschah es unversehens, daß er die ganze Anna in seinen Armen hielt. Er drückte sie an sich — und vermuthlich, weil sie seinem Herzen so nahe war, daß sie das unruhige Klopfen desselben hören konnte, verwandelte sich ihre Furcht in eine muthige Zärtlichkeit. Sie erwiderte seine Küsse, sie schlang ihre Arme um seinen Leib, und die Sünderin, die sich in ihrem „Allerinnersten" unter der sicheren Hut der Vernunft verborgen gehalten hatte, stieg herauf an die Oberfläche, blies die Vernunft davon weg wie eine leichte Staubschichte, lächelte mit weltvergessenen Blicken und fand tausend unschuldig-schuldige Liebkosungen.

In dieser süßen Unterhaltung wurde Erwin unangenehm durch das Anhalten des Wagens gestört. Der Kutscher öffnete den Wagenschlag, indem er meldete, daß die Stunde abgelaufen sei; wohin er nun fahren solle?

„Wohin Sie wollen," rief ihm Erwin ärgerlich zu; „ich werde Ihnen schon sagen, wann es genug ist."

Aber schon war die Sünderin wieder in das Allerinnerste zurückgeschlüpft. Anna wollte von einer Fortsetzung der Fahrt nichts mehr hören und beharrte

mit ernstlicher Standhaftigkeit auf ihrem angekündigten Entschluß, nie mehr heimlich mit Erwin zusammenzukommen.

Nun erst besann sich Erwin auf Alles, was er noch zu erklären schuldig war. Er begann eine umfassende Beichte abzulegen.

Ob Anna nicht errathen habe, was damals die plötzliche Abreise seines Vaters von Gastein verursacht habe? Ob ihr und ihrer Mutter nicht das sonderbare Betragen desselben aufgefallen sei? Er müsse ihr gestehen, daß er mit seinem Vater ihretwegen schon in Gastein einige schmerzliche Auftritte gehabt habe. Vom ersten Augenblicke an habe sein Vater eine merkwürdige, krankhafte Eifersucht wider sie gezeigt. Kaum sei sie auf der Promenade mit ihrer Mutter aufgetaucht, als er schon nach einem Vorwand suchte, weggebracht zu werden. Nichts sei ihm an ihr recht gewesen; er war erfinderisch in Entdeckung von kleinen und großen Mängeln an ihrer Person —

„Ich kannte diese Taktik schon von früher her," fuhr Erwin gedrückt fort. „So oft er zu bemerken glaubte, daß ich für irgend ein junges Mädchen Interesse faßte, verwandelte er sich in den erbittertsten Feind der Bedauernswerthen, der ich mich nähern wollte. Denn Du mußt wissen, er hatte immer eine wahre Todesangst davor, daß ich mich verheirathen könnte. Und als er in Gastein sah, daß sein unfreundliches und mürrisches Benehmen nicht den gewünschten Erfolg hatte, daß Du und Deine Mutter so gütig bereit waren, alle seine Launen auf Rechnung seines leidenden Zu-

ſtandes zu ſetzen, ſtatt ſich dadurch endgiltig verſcheuchen zu laſſen — Anna, er iſt ſonſt der beſte Menſch von der Welt, glaube mir, und es iſt nur aus lauter Liebe zu mir, daß er in ſolche Marotten verfällt — mit einem Wort, er machte mir endlich eine ſchreckliche Scene, und nöthigte mir das Verſprechen ab — Anna, damals war ich noch nicht zum Bewußtſein gekommen, wie gern ich Dich hatte, ich glaubte es überwinden zu können, und gab ihm in meiner Hilfloſigkeit dieſes Verſprechen."

„Welches Verſprechen?"

„Ach Anna, das Verſprechen, nicht zu heirathen, ſo lang er lebt. Denn ſeit Jahren ſchon verfolgt ihn die fixe Idee, daß er nur mehr wenige Monate zu leben habe, und dieſe kurze Friſt, ſagt er, wolle er mich noch ganz für ſich haben. Deshalb erblickt er in jedem weiblichen Weſen, das mir gefällt, ſeinen geſchworenen Feind; und obwohl ich ihm die Hand darauf gegeben hatte, zu ſeinen Lebzeiten nicht zu heirathen, war er ſo aufgeregt und beunruhigt durch Deine Anweſenheit, daß er drei Tage ſpäter abreiſte, ohne ſeine Kur zu beenden. Es iſt wahr, ich hätte ſollen in Anbetracht meines Verſprechens keinen Verſuch mehr machen, Dich hier wieder zu ſehen — aber in dem traurigen Einerlei meiner Exiſtenz war mir jeder Beſuch bei Euch eine ſolche Erquickung! Und ich entſchuldigte mich vor mir ſelbſt damit, daß es ja nicht wahrſcheinlich ſei, daß Du mir gut werden könnteſt. Meine liebe, ſüße Anna! Ich fürchtete das, was ich doch zugleich ſehnlichſt wünſchte — und als

ich nicht mehr zweifeln konnte, daß ich glücklich ſein ſollte, da hatte ich erſt recht nicht mehr den Muth, ein Ende zu machen. Aber gelt, Du begreifſt jetzt, daß ich mit dieſem unſeligen Verſprechen auf dem Herzen nicht anders auftreten konnte? Ich habe immer davor gezittert, daß ich Deine Mutter durch allzuhäufige Beſuche aufmerkſam machen könnte auf das, was zwiſchen uns vorging, und daß ſie eine Erklärung von mir fordern würde. Anna, ich werde Alles wieder gut machen, glaube mir, — ich werde mit meinem Vater reden; aber habe nur noch einige Zeit Geduld. Jetzt kann ich nicht, jetzt iſt er ſo elend, daß ich ihm das nicht anthun darf. Verachte mich nicht deßwegen, Anna, ich bitte Dich, meine Anna, mein Leben, mein Alles —"

Und Anna verachtete ihn nicht. Sie tröſtete ihn mit der Verſicherung ihres Vertrauens und ihrer Geduld; ſie verſprach ihm, ihren unwiderruflichen Entſchluß rückgängig zu machen und wie bisher jede Woche einmal heimlich mit ihm zuſammenzukommen.

Als Erwin den Wagen einige Häuſer weit von Anna's Wohnung halten und ſie allein entſchlüpfen ließ, waren mehr als zwei Stunden vergangen.

Er hatte nur wenige Minuten nach Hauſe; aber er war ſo erfüllt von widerſpruchsvollen Gemüthsbewegungen, daß es ihm unmöglich ſchien, ſich ſogleich wieder in die ſtille, dumpfe Krankenſtube zu ſetzen, um wie gewöhnlich die erſte Hälfte der Nacht bei ſeinem Vater zu wachen. Dieſer Vater war ihm in ſeiner gegenwärtigen Stimmung etwas Fernes,

Fremdes; seine Seele war gänzlich ausgefüllt von Anna. Verloren in den Nachgenuß ihrer Nähe ging er in der Gasse auf und ab; der Gedanke, daß er ohnedies ungewöhnlich lange vom Hause fort war, kam ihm erst nach längerer Zeit. Da entschloß er sich mit einem Seufzer, hinaufzugehen. Es fehlte nicht viel auf zehn Uhr.

Frau Löffler öffnete ihm.

„Guter Gott, wo sind Sie denn so lange gewesen?" sagte sie mit unterdrückter Stimme, die vor Aufregung ganz verändert war.

Erwin sah sie betroffen an; ihr mageres, mißfarbiges Gesicht schien noch magerer und mißfarbiger geworden zu sein.

„Was ist Ihnen denn, Frau Löffler?" fragte er besorgt.

„Ihr Vater hat — ist — hat — Sie müssen sich gefaßt machen —." Sie drückte ihre Schürze an den Mund und weinte.

Ein tödtlicher Schreck fuhr Erwin durch die Glieder. Er fragte nicht weiter und stürzte hinein.

Die Thür des Krankenzimmers war geschlossen; er riß sie auf — sein Vater war verschwunden. Eine Kerze brannte auf dem Nachtkästchen; ihr dürftiges Licht fiel auf ein weißes Laken, das über das Bett gebreitet war. Darunter zeichneten sich undeutlich Formen ab. Etwas gespenstisch Grauenvolles lag in diesen Formen; es war, als müßten sie sich noch heimlich unter ihrer weißen Hülle bewegen, während der entsetzte Blick über sie hinglitt.

Regungslos ſtand Erwin vor dem Bett.

Er fand nicht die Kraft, das Tuch aufzuheben; mit weit aufgeriſſenen trockenen Augen ſtarrte er darauf hin; er konnte das Unfaßliche, das hier vorgegangen war, nicht begreifen.

Frau Löffler ſtellte ſich neben ihn und ſchluchzte in ihre Schürze. „Wollen Sie ihn denn nicht anſehen?“ ſagte ſie nach einer Weile vorwurfsvoll. Sie ſchlug das Tuch zurück.

Da lag ſein Vater blaß und ſtill, als ob er ſchliefe. Aber ſein Geſicht war ſo ernſt und feierlich, wie nie zuvor. Eine unſtörbare, ſtrenge Ruhe herrſchte in ſeinen Mienen, wie eine ſtumme Abweiſung jedes Antheils; etwas Unerklärliches ſprach aus ihnen, als wäre Derjenige, der ſo ſtumm und unbeweglich blieb, Mitwiſſer eines ungeheuren Geheimniſſes geworden.

Es ſchien, daß Frau Löffler erboſt gegen Erwin war, weil ſie die Aufregungen dieſer letzten Stunden allein hatte durchmachen müſſen. Sie fing an zu erzählen, wie Alles gekommen war. Mit beſonderem Nachdruck ſchilderte ſie die ſteigende Unruhe des Vaters über Erwin's langes Ausbleiben. Kaum ſei der Arzt, der den Zuſtand des Patienten unverändert gefunden habe, fortgeweſen, als dieſe Unruhe begann. Fortwährend habe der Vater auf die Uhr geſehen und von einem Zimmer in's andere ſei er gewankt, immerfort jammernd: „es muß ihm was geſchehen ſein, es muß ihm was geſchehen ſein!“ Er fühle eine ſo ſchreckliche Beklemmung, eine ſo beängſtigende Ahnung, daß ein großes Unglück bevorſtehe — und endlich, als es acht

Uhr schlug, sei sein Zustand so fürchterlich geworden, daß sie die Köchin um den Arzt schicken mußte. Gleich darauf ward er plötzlich still, streckte sich in seinem Fauteuil lang aus und ließ den Kopf sinken. Sie glaubte, er sei aus Schwäche eingeschlafen; aber dann bemerkte sie, daß er nicht mehr athmete. Der Arzt konnte nur mehr constatiren, daß ein Herzschlag seinem Leben ein Ende gemacht habe.

Am Tage des Begräbnisses kam Anna mit ihrer Mutter. Erwin hattte ihr den Tod seines Vaters nur durch ein gedrucktes Parte angezeigt, so daß sie nicht früher davon erfahren hatte. Sie drückte ihm stumm die Hand; er erwiderte ihren Händedruck nicht. Fremd und theilnahmslos streifte er mit einem flüchtigen Blicke die beiden Frauen und lud sie mit einer wortlosen Geberde ein, sich niederzusetzen.

Die Mutter, eine sehr correcte Frau, sagte ihm in wohlgesetzten Worten ihr Beileid und erkundigte sich mit einer Stimme voll höflichen Bedauerns um die näheren Umstände des Todesfalles. Anna versuchte, einige schüchterne Trostesworte einzuflechten.

Aber er vermied es, sie anzusehen und ihr zu antworten. Ihre Gegenwart war ihm unerträglich. Er glaubte aus Allem, was sie sagte, nur eine gemachte Trauer herauszuhören; und der Gedanke, daß für sie die Trauernachricht eine Freudenbotschaft gewesen sein mußte, erfüllte ihn mit einem unsäglich qualvollen Zorn wider sie. Sie war seine Mitschuldige; hätte sie ihn nicht zu Erklärungen gedrängt, hätte sie nicht

durch ihr Benehmen seine elementarsten Empfindungen aufgewühlt, nie wäre er bis zu diesem verhängnißvollen Grad von Pflichtvergessenheit gekommen.

Vom Leichenbegängniß zurückgekehrt, setzte er sich hin und schrieb ihr:

„Liebe Anna! Ein furchtbares Verhängniß hat mein Leben zerstört. Durch meine eigene Schuld aber ist es herbeigeführt worden — denn es war meine Pflichtvergessenheit, die meinen unglücklichen Vater getödtet hat. Mit der Sehergabe der Schwerkranken hat er den Wortbruch, den ich an ihm beging, ahnungsvoll gefühlt und ist aus Gram und Verzweiflung darüber gestorben, während ich in roher Selbstsucht den Ankläger seiner Schwächen spielte. Es giebt nur eine Sühne, die ich seinem Andenken erweisen kann — mich auf immer von Ihnen zu trennen. Für alle Zeit steht zwischen Ihnen und mir der schreckliche Tod meines Vaters, der Tod, den ich verschuldet habe. Leben Sie wohl, Anna. Vergessen Sie mich und seien Sie glücklich. Erwin."

Von dem Uebermaß seines Schmerzes gebrochen, fühlte er nur das Bedürfniß, sich selbst zu bestrafen, sich selbst zu peinigen in jeder Weise. Er zerriß sich mit Anklagen und Vorwürfen das Herz und lieferte sich besinnungslos einer leidenschaftlichen Reue aus. Die abgöttische Liebe seines Vaters hatte ihn mit tausend Fäden umsponnen und festgehalten; nun, da diese Fäden durch einen unvorhergesehenen Schlag zerrissen worden waren, fühlte er sich gänzlich haltlos.

In diesen vielen Jahren der bedingungslosen Hin-

gebung war seine Fähigkeit, sich das Leben selbstständig zu gestalten, allmählich verkümmert. Und nun erfüllte sich der Raum, den sein Vater in seinem Gemüth eingenommen hatte, gänzlich mit seinem Schuldbewußtsein.

Der Aufenthalt in der verödeten Wohnung, der Verkehr mit den Verwandten, die sich in wohlgemeinter Theilnahme an ihn herandrängten, die geschäftliche Abwickelung der Verlassenschaftsangelegenheiten, all das war ihm so unerträglich, daß er die Flucht ergriff und abreiste.

Er ging nach Italien; aber er wollte die schönen, sonnigen, lebensfrohen Orte vermeiden, und so verschlug ihn der Zufall nach Parma.

In dieser stillen, ausgestorbenen Stadt verbrachte er viele Wochen in einem altmodischen Hotel, wo um diese Jahreszeit kaum hie und da ein Handlungsreisender abstieg. Er kasteite sich grausam durch Frost und Langeweile; sein Trübsinn war so groß, daß er sich mit Selbstmordgedanken trug.

Schließlich siegte aber seine Lebenskraft dennoch über diese schwere Krise. Die Erinnerung an seinen Vater und sein Verschulden verblaßte langsam und beherrschte nicht mehr ausschließlich sein Bewußtsein; andere Gedanken begannen sich darin anzusiedeln, und sein Interesse an der Außenwelt erwachte wieder. Mitte Februar verließ er Parma, bereiste Mittelitalien, lebte einen Monat in Rom, gönnte sich Anfangs April sogar einen längeren Aufenthalt auf Capri und kehrte im Mai als ein anderer Mensch zurück.

Er hatte eine dunkle Furcht vor dem ersten Be-

treten seiner Wohnung, als müßte hier nothwendigerweise die alte, grimme Seelenqual wieder ausbrechen. Aber nicht einmal am ersten Abend brachte er es über eine Art friedlicher Melancholie hinaus. Vergeblich wehrte er sich mit gewaltsamer Pietät gegen die veränderte Auffassung, welche allmählig die Herrschaft über seine Gefühle gewonnen hatte: in dieser veränderten Auffassung erschien der Tod seines Vaters als eine Erlösung von langjährigem Siechthum, und die Umstände, unter denen er eingetreten war, nur als eine Verkettung unglücklicher Zufälle. Das Schuldbewußtsein war erloschen und ließ sich durch Ueberlegung durchaus nicht mehr anfachen.

In demselben Maß aber, als das Bild des Vaters in Erwin's Gemüth verblich, trat ein anderes Bild darin wieder hervor. Sobald er seine Gedanken nicht mit seiner Willenskraft beaufsichtigte, waren sie emsig dabei, Pläne zu entwerfen, auf welche Art er Nachrichten über Anna bekommen, sie wiedersehen könnte. Wenn er Abends unter den blühenden Bäumen des Stadtparks im staubigsten Menschengewühl spazieren ging, schlug ihm das Herz vor Erwartung und Hoffnung; und so oft er ausging, nahm er seinen Weg über die Tuchlauben, aus keinem anderen Grund, als weil Anna dort wohnte.

Aber der Zufall wollte ihm nicht wohl. Er sah in vier Wochen keine Spur weder von Anna noch von deren Mutter.

Nun begann er sich mit dem Gedanken zu tragen, ihr zu schreiben. Nicht ohne großes Unbehagen konnte

er an den Brief denken, den er ihr nach dem Tode seines Vaters geschrieben hatte. Er begriff die tragische Uebertriebenheit dieses Briefes nicht mehr; seine Verzichtleistung erschien ihm nicht mehr als ein Act heroischer Pietät, sondern als kindische Maßlosigkeit. Er schämte sich fast darüber.

Nachdem sich sein Papierkorb mit zerrissenen Manuskripten bis zu einer beträchtlichen Höhe gefüllt hatte, war Erwin mit Hilfe dieser stilistischen Uebungen zur Einsicht gekommen, daß er, genau genommen, an Anna ein großes Unrecht, ja eine That begangen habe, die einem Wortbruch auf's Haar ähnlich sah.

Diese Einsicht erleichterte ihm die Abfassung eines endgiltigen Briefes außerordentlich. Denn nun hatte er wieder ein Unrecht gutzumachen, eine Pflicht zu erfüllen — und Menschen wie Erwin glauben nur dann ein volles Recht auf ihre Herzenswünsche zu haben, wenn ihnen dieselben unter der feierlichen Maske der Pflichterfüllung erscheinen. Er vermied aber diesmal die hochtrabenden Worte; sehr schlicht und sehr einfach fragte er Anna, ob sie ihm das Unrecht, das er ihr im Uebermaß eines leidenschaftlichen Schmerzes zugefügt, verzeihen und ihm wieder gut werden könne.

Und Anna ward ihm wieder gut. Das heißt, sie sagte, daß sie ihm nie böse gewesen sei, weil sie im Stillen immer angenommen habe, daß er, wenn erst sein großer Schmerz sich gemildert hätte, zu ihr zurückkehren werde, als die treue, liebevolle Seele, als welche sie ihn kannte — eine Auffassung, die in Erwin's

Augen der Klugheit und Güte ſeiner Anna ein glänzendes Zeugniß ausſtellte.

Nur die Mutter theilte Anna's Auffaſſung nicht. Sie hatte ſich ſogar anfänglich auf das Entſchiedenſte gegen dieſe Wendung der Dinge geſträubt.

„Ein Mann muß vor allen Dingen ein Mann ſein," ſagte ſie, als ſie verſuchte, Anna umzuſtimmen. „Aber dieſer Erwin, der von einem Tag auf den andern nicht weiß, was er will, der iſt in meinen Augen gar kein Mann." Denn ſie war eine ſehr correcte Frau.

Der Klub der Uebermenschen.

Lange konnten sie sich nicht darüber einigen, welchen Namen sie ihrer Verbindung geben sollten. Adolf Elsner, der aus der Provinz war, debütirte mit dem Titel: „Bund der Zukunftspriester" — zur höchlichen Entrüstung seiner sechs Kollegen, die einstimmig erklärten, sie wollten von Priestern durchaus nichts mehr hören. Hierauf schlug Siegmund Weltmann „Freie Gesellschaft für Immoralismus" vor. Dieser Gedanke wurde mit beifälligem Gemurmel aufgenommen; es schien fast, als sollten die Annalen des neunzehnten Jahrhunderts mit einer freien Gesellschaft für Immoralismus bereichert werden.

Da erhob Ferdinand Renitz seine gewichtige Stimme dagegen. Er fand, daß dieser Name keineswegs vollständig die Aufgabe bezeichne, die sie sich gestellt hätten. Siegmund Weltmann sagte ärgerlich:

„Was heißt vollständig? Vollständig ist auch nur ein relativer Begriff —". Dann beantragte er einen Zusatz: „Freie Gesellschaft für Immoralismus

und verwandte Gebiete"; damit könnten sich die „Pedanten" wohl zufrieden geben. Er war im Allgemeinen auf Ferdinand Renitz nicht gut zu sprechen. Denn er sah es kommen, daß dieser sich zum Präsidenten der vorläufig noch namenlosen Vereinigung aufschwingen würde — eine Ehrenstelle, für welche er selbst die gleiche, wenn nicht die bessere Qualifikation zu haben glaubte.

Aber sein Zusatz schlug nicht ein; Ferdinand Renitz bezeichnete ihn unumwunden als geschmacklos.

Nun entspann sich eine gereizte Auseinandersetzung zwischen den beiden Champions über den Begriff Geschmack. Siegmund Weltmann sagte geringschätzig, es sei eine alte Wahrheit, daß sich über Geschmackssachen nicht streiten ließe. Mit dieser Wendung hatte er sich eine gefährliche Blöße gegeben. Eben weil es eine alte Wahrheit sei, müsse man damit aufräumen, sagte Renitz; derjenige, der sich auf „alte" oder gar „ewige" Wahrheiten berufe, sei ein Philister, aber kein freier Geist.

Siegmund Weltmann war in den Sand gestreckt.

Jetzt ergriff Christian Ritter das Wort. „Ich begreife eigentlich nicht, warum wir streiten", sagte er versöhnlich. „Der Titel ist doch Nebensache, findest Du nicht, Renitz? Nennen wir uns einfach Friedrich Nietzsche-Verein nach Analogie der Richard Wagner-Vereine —"

Aber der große Ferdinand Renitz wollte nichts wissen von einer Analogie mit den Wagner-Vereinen; „wir sind keine Nachbeter", sagte er stolz, während Christian

Ritter verwirrt und erröthend eine Entschuldigung stammelte.

„Zum Teufel, so heißen wir uns doch, was wir sind: Klub der freien Geister", rief Hermann Schwarz, den die Sache zu langweilen begann.

Diese Bezeichnung schien Gnade vor Renitz' Augen zu finden. Da er aber unmöglich zugeben konnte, daß ein Anderer als er ihre Vereinigung taufe, machte er dennoch Einwendungen. Er sagte, daß es freie Geister zu allen Zeiten gegeben habe; freie Geister seien also nichts Neues. Sie hätten die Aufgabe, ihr Ziel höher zu stecken, über alles Dagewesene hinaus — und deßhalb laute sein Antrag auf: Klub der Uebermenschen.

Da hatte er wieder den Vogel abgeschossen. Selbst Siegmund Weltmann, der mit einem ironischen Lächeln die enthusiastische Zustimmung der Andern begleitet hatte, konnte schließlich der schmeichelhaften Einladung, Uebermensch zu werden, nicht widerstehen; er gab sogar zu, daß nach diesem splendiden Einfall die Präsidentschaft des neuen Klubs unbestritten Ferdinand Renitz gebühre.

Das Klublokal der Uebermenschen war eine kleine, verräucherte Spelunke in der Annagasse, wo sich vorzugsweise jene Klasse von weiblichen Wesen mit Kaffee zu stärken pflegte, die von der bürgerlichen Gesellschaft wegen „unmoralischen Lebenswandels" ausgeschlossen ist. Gerade um seiner Verrufenheit willen hatten die Uebermenschen dieses Lokal für ihre Versammlungen erwählt, obwohl es im Uebrigen wenig Annehmlich-

keiten bot. Aber da sie keine Gelegenheit versäumen wollten, die immoralistische Stärke ihrer Gesinnung zu manifestiren, setzten sie ihren Stolz darein, ein Lokal bei Tag zu frequentiren, in welchem die moralische männliche Jugend nur bei Nacht aufzutreten pflegte. Sie riskirten übrigens nicht viel dabei; sie waren alle Sieben freie, akademische Bürger, und selbst Adolf Elsner, ihr Benjamin, der bei der Maturitätsprüfung auf ein Jahr reprobirt worden war, hatte schon vor mehreren Monaten die bedauerliche Einschränkung der persönlichen Freiheit, welche das Gymnasialleben mit sich bringt, glücklich für immer überstanden.

In dieser Kaffeeschänke, die das stolze Schild: „Café Urania" führte, befand sich ihr Stammtisch hinter einer Glaswand mit matten Scheiben. An dem Tische hatten sie eine Lade mit versperrbarem Schloß anbringen lassen; und Christian Ritter war mit dem Ehrenamt des Schlüsselwartes betraut worden. Er fühlte sich nicht wenig ausgezeichnet dadurch; denn in dieser Lade verwahrten die Uebermenschen (nebst einigen Packeten Cigarettentabak, den Engelhardt von einem Schmuggler zu besonders billigem Preis erwarb, alten Zeitungsausschnitten, Spielkarten und dergleichen), die stenographischen Protokolle ihrer Symposien und die „Tafel der Satzungen". Montag Abends hielten sie nämlich stets ein festliches Symposion ab, bei welchem jedes der Mitglieder eine Rede hielt. Wieninger, der zweitjüngste, und Engelhardt pflegten zu stenographiren, während die anderen sprachen; dafür genossen sie den Vortheil, ohne Rede davon zu kommen. Sie waren

beide einsilbige, redeungewandte Menschen, was aber keiner von ihnen merken lassen wollte.

Die „Tafel der Satzungen" bestand aus einem in der Mitte zusammengeklappten Pappendeckel, der auf diese Weise in zwei Hälften getheilt war. In verschnörkelten Lettern stand mit rother Tinte auf der einen Seite geschrieben:

Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt —

und auf der andern:

I: Jeder ist, wie er ist.

II: Jeder thut, was er will.

III: Jeder hat, soviel er vermag —

ganz klein aber in einer Ecke: Chr. R. fec.

Christian Ritter hatte alle seine Schreibkünste an diese Tafel gewendet; aus den liebevoll ausgeführten Schnörkeln allein war zu errathen, daß er mit der vollen Begeisterung seiner zwanzig Jahre an seinen Beruf zum Uebermenschen glaubte. Er erwartete von dem Klub zuversichtlich die Erfüllung der höchsten Aufgaben. Alle geheimnißvollen, erhabenen Ziele, die den Inhalt der ägyptischen Mysterien, oder des Templerordens, oder der Freimaurerei gebildet hatten, sollte der Klub der Uebermenschen verwirklichen und überflügeln, so dachte er; in seinen Reden wimmelte es von großartigen Andeutungen und himmelweiten Perspektiven, die allerdings immer in eine gewisse Dämmerung getaucht blieben. Denn er mußte vorsichtig sein, weil Siegmund Weltmann keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ohne seinen Witz an ihm zu üben.

Aber er gedachte die volle Herrlichkeit ſeiner Zukunftshoffnungen, in glänzenden, rhetoriſchen Schmuck gekleidet, auf einem anderen Wege der ſtaunenden Mitwelt kund zu thun. Ganz im Stillen arbeitete er an dem großen Werke, an einem Trauerſpiel mit Chören, in welchem die Geſtalt des Uebermenſchen zum erſten Male zur Darſtellung gelangen ſollte. Niemand wußte darum, außer Ferdinand Reniz. Dieſem verdankte er wichtige Rathſchläge und Anregungen; jede Woche faſt hatte derſelbe irgend ein neues Programm, das Chriſtian ſceniſch ausarbeiten mußte. Mit dankbarem Eifer nahm er ſich dieſe Winke zur Richtſchnur; dennoch ſtanden vorläufig noch zahlreiche ungelöſte Probleme der Ausführung im Wege, vor Allem der Held, der glorreiche Uebermenſch, in höchſteigener Perſon. Bis jetzt war das zukünftige Publikum nur durch den Mund anderer Perſonen auf ſeine Erſcheinung vorbereitet worden; der ganze erſte Akt verging mit lauter Ankündigungen, und der Chor hatte ſich ſchon zu ſeinem Ruhme in den kühnſten Metaphern erſchöpft, die eine an Schiller's Gedichten genährte Phantaſie jemals hervorgebracht hat.

Aber endlich mußte er doch ſelber auftreten und heraus auf die Bretter, welche die Welt bedeuten. Nach Chriſtian Ritters Entwurf ſollte er dieſen entſcheidenden Schritt mit einem umfangreichen Monologe begleiten und auf dieſem beliebten Wege dem Publikum das geheimſte Weben und Streben ſeiner Seele offenbaren.

So weit war das große Werk gediehen, allein

hier stockte es hartnäckig. Der Held verläßt, mit orakelhaft dunkeln Worten einen allgemeinen Umsturz, eine Art Götterdämmerung prophezeiend, seine hehre Einsamkeit und stürzt sich in das Weltgetriebe. Aber was nun?

Von Tag zu Tag hoffte Christian, daß Ferdinand ihm eine neue Direktive über das, was ferner geschehen sollte, geben werde. Doch der große Ferdinand Renitz schwieg. Christian hatte ihm in einer weihevollen Stunde überfließender Empfindung gestanden, wer ihm zu seinem Porträt des Uebermenschen Modell stehen sollte — kein Anderer als Ferdinand selbst. Er liebte diesen Ferdinand über Alles, er verehrte ihn, er betete ihn an; ja er zweifelte nicht daran, daß es ein Unsterblicher war, der ihm gestattete, Du und Du mit ihm zu sein.

Alle Schätze des Geistes hatte ihm dieser wundervolle Magier erschlossen — denn Christians Wissen ging nicht über das hinaus, was das Programm der Realschule vorschreibt. Als der Einzige im Klub der Uebermenschen, der keine Gymnasialbildung besaß, wurde er von den Andern mit einiger Geringschätzung betrachtet; aber in der seligen Gewißheit, daß ihn die Sonne unter diesen Planeten mit den Strahlen ihrer Freundschaft bescheine, machte er sich nichts daraus.

Er hatte Ferdinand vor zwei Jahren in der Volksküche kennen gelernt; und kein glücklicher Bräutigam, oder besser, keine glückliche Braut war noch von überschwänglicherem Danke für die Gunst des Schicksals erfüllt als er seit dieser Zeit.

Der Druck der Armuth und einer nüchternen oder hochmüthigen Umgebung schien mit einem Schlage für ihn aufgehört zu haben; er kam sich unendlich reich und unendlich beneidenswerth vor. Seine dichterische Ader ergoß sich in bombastischen Dithyramben auf seinen Freundschaftsbund; er lag im Geiste beständig auf den Knien vor seinem Idole und stattete die Gestalt desselben mit allen Vorzügen aus, die er nur erfinden konnte. Die Seele seines Ferdinand war für ihn makellos wie die Madonna; er hätte nicht gezögert, ein Dogma der Unbeflecktheit von allen irdischen Mängeln für sie aufzustellen, wenn er einem Zweifel an der Möglichkeit solcher absoluten Vortrefflichkeit begegnet wäre. Und wie litt er mit, wenn seinen Freund eine Verstimmung anwandelte oder wenn diesem etwas Unangenehmes widerfuhr! Das geschah sehr häufig; denn das zartbesaitete, hochgespannte Gemüth Ferdinands mußte, so kam ihm vor, von den gemeinen Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens unendlich schwerer getroffen werden, als dasjenige gewöhnlicher Sterblicher. Es schmerzte ihn bitter, daß dieser hohe Geist dazu verurtheilt war, Lektionen zu geben wie er selbst, obwohl er für seinen Theil diese Nothwendigkeit nie als ein besonders hartes Loos empfunden hatte. Aber darin erblickte er nur einen Beweis mehr, daß er erst durch ihn aus geistiger Versumpfung in eine höhere Sphäre emporgehoben worden sei.

Wenn Renitz zuweilen auf einem einsamen Spaziergange den glühenden Menschenhaß entlud, in welchem sich der verwundete Stolz einer ungewürdigten Be-

deutung Luft machte, ſo erſchauerte er bis in's Innerſte vor der Gewalt dieſer Individualität. Mit ſcheuem Staunen bemerkte er dann, daß dieſer Haß ſich nicht blos auf die Philiſter, unter denen Ferdinand ſein Brod ſuchen mußte, ſondern auch auf die Mitglieder ſeines eigenen Klubs erſtreckte. Da war Adolf Elsner „ein ewig unreifer Phantaſt, deſſen blöde Augen nie einen Blick in die wirkliche Welt thun würden," und Engelhardt, „ein ſtumpfſinniger Idiot, klebrig vor Schmutz an Körper und Seele" und Wieninger „eine gemeine Bedientennatur ohne eigene Gedanken" und Schwarz „ein unerträglicher Schwätzer, der ſchamlos fremde Geiſtesprodukte beſtahl" — und daß dieſe zornige Verachtung vollends überſchäumte, wenn die Rede von Siegmund Weltmann war, das verſtand ſich auch für Chriſtian von ſelbſt. Siegmund Weltmann war der einzige unter den Uebermenſchen, zu dem er ſich in einem feindlichen Gegenſatz fühlte — vielleicht, weil derſelbe ihn mit ſeiner Spottſucht ſo unbarmherzig verfolgte, vielleicht, weil er ein zu anmaßender Rivale ſeines Abgotts war. Dennoch erfüllte ihn Ferdinand's maßloſe Geringſchätzung mit einem dunklen Unbehagen; aber er vermied es, darüber nachzudenken, da er ſich keinerlei Kritik über Ferdinand's Worte oder Thaten erlaubte.

Deſto glücklicher war er, wenn Ferdinand's Gedanken von der gemeinen Gegenwart ſich in die große Zukunft erhoben. Bald, bald mußte ſie anbrechen, bald mußte das dritte Reich kommen, von dem Ferdinand träumte, das Reich des heiligen Geiſtes, deſſen

Herren die Menſchen der Erkenntniß ſein würden. Dann, in dieſem neuen Reich, unter der Herrſchaft dieſes neuen Adels, ſollten die Glücksgüter der Welt endlich denen zufallen, die ihrer am würdigſten ſind, den Auserleſenen des Geiſtes, den wahren Repräſentanten des Menſchenthumes, und aus der kahlen Dachſtube ſollte der Adept herunterſteigen in den fürſtlichen Palaſt, der dem Edlen gebührt. —

Und während Ferdinand's magere Wangen ſich im Eifer der Rede dunkler färbten, hingen die Augen Chriſtian's mit inbrünſtigem Glauben an dieſem Asketengeſicht und verklärten es durch die Macht der Liebe zu überirdiſcher Schönheit. In ſolchen Augenblicken ward es ihm zur beſeligenden Gewißheit, daß Derjenige, der da an ſeiner Seite wandelte, der erhabene Prophet ſei, der neue Meſſias, der die Menſchheit auf dieſe Stufe der Vollendung zu führen berufen ſei. Und ſein Herz ſchlug höher bei dem Gedanken, daß dann er ſelbſt vielleicht der Johannes dieſes gewaltigen Mannes werden, und daß auch ſein beſcheidener Name in den Ruhmeshallen des neuen Reiches zu unſterblichem Glanze gelangen könnte.

Gegen Ende des Winters, als die erſten warmen Tage eintraten, machten ſich bei Siegmund Weltmann verſchiedene Symptome bemerkbar, die unzweifelhaft auf eine Verbeſſerung ſeiner Vermögensumſtände deuteten. Bis jetzt war er, obwohl er bei ſeinem Vater lebte und nicht für ſich ſelbſt zu ſorgen hatte, kaum weniger dürftig geweſen als ſeine Kollegen. Nun aber tauchte

er unversehens in einem neuen Ueberzieher auf, dessen Façon auch den unerfahrenen Blicken der Uebermenschen verrieth, daß er von einem Schneider anderer Regionen herrührte. Ueberdies begegnete ihn Engelhardt eines Tages im Prater mit einem auffallend und reich gekleideten Mädchen am Arme, was er Abends im Klub, ehe Weltmann anwesend war, mit der Randglosse erzählte: „der Kerl muß auf einmal unmenschlich viel Geld haben, daß er sich eine so Elegante leisten kann."

Seitdem auf diese Weise Siegmund Weltmann's Glück offenkundig geworden war, drohte die Spaltung unter den Uebermenschen den Klub ernstlich zu gefährden. Renitz und sein Privatjünger zogen sich stark zurück und kamen nur mehr Montags zu den Symposien in das Klublokal; Adolf Elsner bestrebte sich, ein Konkurrenzverhältniß wider diese Beiden zu eröffnen, indem er Hermann Schwarz zum Gegenstand eines eifrigen Kultus erhob, während Engelhardt und Wieninger als erklärte Trabanten des glücklichen Weltmann sich unermüdlich an dessen Fersen hefteten.

So lagen die Dinge, als Siegmund Weltmann mit seinem großen Projekt herausrückte. Er that es am Schlusse einer langen Rede, in welcher er die bisherige Wirksamkeit des Klubs einer boshaften Kritik unterzog und dabei unverfrorene Bemerkungen über seine „gegenseitige Beweihräucherungs-Assekuranz" machte, über eine „Propaganda der Abgötterei", einen „Partikularismus der Selbstüberschätzung" und dergleichen, so daß Christian Ritter, schwitzend vor Aufregung,

den Augenblick nicht erwarten konnte, bis Ferdinand Renitz dieſe unerhörte Frechheit niederſchmettern würde. Unverwandt hingen ſeine Blicke an dem Angeſicht ſeines Propheten, und er murmelte ihm nach jeder neuen Beleidigung zu: „aber jetzt —“ „jetzt aber —“.

Ferdinand Renitz ſchien jedoch langmüthig oder ſaumſelig wie der liebe Gott ſelbſt; kein Blitz fiel vom Himmel, den Frevler zu ſtrafen. Ja, das Donnerwetter entlud ſich endlich wie gewöhnlich über den Unſchuldigen; denn als Chriſtian Ritter, ſeiner nicht mehr mächtig, halblaut ſagte: „Laß Dir doch das nicht länger bieten, ich beſchwöre Dich —“ verſetzte Renitz, ihn mit einem vernichtenden Zornesblick ſtreifend: „Halt's Maul, zum Teufel hinein!“

Indeſſen hatte Siegmund Weltmann ſeinen Antrag formulirt. Er forderte, um dieſen Privathändeln den Garaus zu machen, die Gründung einer Zeitſchrift, deren alleinige Mitarbeiter ſie, die ſieben Uebermenſchen, ſein ſollten, damit ſie in „einträchtiger Zwietracht, in auseinanderſtrebendem Zuſammenwirken, jeder für ſich ſelbſt und doch Alle für einander, ihr Licht vor der Welt leuchten laſſen könnten.“ Und um alle „langweiligen Debatten über nebenſächliche Dinge“ im Vorhinein abzuſchneiden, beantragte er, ihrer Zeitſchrift den Namen: „Freie Blätter“ beizulegen und dem Präſidenten des Klubs die Stelle des Redakteurs anzubieten.

Nun erhob ſich Ferdinand Renitz. Chriſtian erwartete nichts Anderes, als eine fulminante Ablehnung; aber es ſtand ihm buchſtäblich der Verſtand ſtill, als

Ferdinand in wenigen Worten sagte, er nehme diesen Antrag mit Vergnügen an; nur müsse er vorher auf Eines hinweisen. Eine Zeitschrift herauszugeben, das koste vor allen Ding Geld — und wer sollte in diesem Falle das erforderliche Geld beschaffen?

„Ich!" versetzte Siegmund Weltmann mit monumentaler Einfachheit.

Daraufhin schüttelte Ferdinand Renitz seinem Rivalen die „brüderliche Rechte" und beglückwünschte ihn aus „ganzem Herzen" zu dieser hoffnungsvollen Unternehmung. Siegmund Weltmann ließ zur Feier des Tages aus dem nächsten Restaurant drei Flaschen Champagner holen, und der Klub feierte seine Wiedergeburt unter dem festlichen Knallen der Pfropfen.

Angelockt durch das liebliche Gerücht, daß es hier Champagner gebe, stellten sich einige Mädchen an der Glaswand auf und warfen erst sehnsüchtige Blicke, dann sehnsüchtige Worte in den Kreis der Uebermenschen. Siegmund Weltmann lud sie im Ueberschwang seiner Geberlaune ein, sich niederzusetzen; und das Symposion gewann durch die Anwesenheit des weiblichen Elementes alsbald ein sehr erhöhtes Kolorit.

Der Einzige, der an diesem Festrausch nicht theilnahm, war Christian Ritter. Still und in sich gekehrt saß er da und schaute mit melancholischer Miene vor sich hin. Zuweilen schluckte er krampfhaft; von dem vollen Glase, das vor ihm stand, hatte er in zwei Stunden nur zum Scheine ein paarmal genippt.

Als er endlich mit Ferdinand Renitz im Freien stand, machte er seinem gepreßten Herzen Luft. „Das

hätte ich nicht für möglich gehalten", ſagte er mit erſtickter Stimme.

Ferdinand Renitz gab keine Antwort.

„Das hätte ich nicht für möglich gehalten", wiederholte Chriſtian.

„Was denn alſo?" fragte Renitz unwirſch.

„Erkläre mir, ich bitte Dich, wie iſt das nur möglich?"

„Ja was denn, zum Teufel?"

„Ein Blatt, das Siegmund Weltmann herausgiebt! Und Du nimmſt die Redaktion an, Du?"

„Warum nicht?"

„Das iſt mir unverſtändlich! Das begreife ich nicht!"

„Höre, Mann, Du fängſt an, mir langweilig zu werden. Entweder ſage, was Dich ſo ſehr alterirt, oder verſchone mich mit Deinen Ausrufungszeichen."

„Aber Ferdinand, daß Du, Du mit dieſem Siegmund Weltmann gemeinſam —! Er der Herausgeber, Du der Redakteur!"

„Und ich frage nochmals: warum nicht?"

Je kühler Renitz auf eine Begründung drang, deſto verwirrter wurde Chriſtian. Er begriff nicht, warum Ferdinand ſeine Empörung nicht begreifen wollte. Ferdinand, der dieſen Weltmann ſtets ſo ſehr verachtet, der ſo maßlos über ihn geſchimpft, ihn für den Gipfel alles Schlechten und Niedrigen gehalten hatte —! Chriſtian ſuchte ſich mühſam auf einen dieſer zahlloſen Ausſprüche Ferdinands zu beſinnen; aber er war durch die Aufregung ſo angegriffen, daß

ihn sein Gedächtniß gänzlich im Stiche ließ. Er stotterte und stammelte und fand nur immer wieder dieselben unzusammenhängenden Ausrufungen. Endlich sagte er hilflos:

„Ich weiß nicht, Ferdinand, ich glaube, Du willst mich nicht verstehen! Siegmund Weltmann, den Du doch immer — das ist einfach ein Räthsel für mich. Ich kann nur sagen, mir steht der Verstand still!"

„Das merke ich. Also adieu indessen, bis Du ihn wieder einigermaßen in Gang gebracht hast."

Das war zu viel für Christian Ritter. Thränen schossen ihm in die Augen; er mußte seine Brille abnehmen, um sie zu trocknen.

„Ich bitte Dich, Ferdinand!" murmelte er. „Ich hatte gehofft, Du würdest mir erklären — und jetzt willst Du mich hier stehen lassen! Und jetzt bist Du plötzlich so verwandelt gegen mich!"

Ferdinand Renitz stampfte vor Zorn und Ungeduld auf den Boden.

„Wenn Du Dich auch benimmst wie ein Idiot! — Was soll denn das heißen? Bin ich Dir Rechenschaft schuldig über das, was ich für gut befinde? Genügt Dir meine Autorität etwa nicht mehr, da dieser alberne Weltmann auf den Schauplatz tritt?"

„Siehst Du, jetzt nennst Du ihn selbst albern."

„Habe ich jemals gesagt, daß er nicht albern ist? Oder wo steht denn geschrieben, daß man alberne Menschen nicht benützen soll? Verstehst Du denn nicht, daß ich ihn benütze, weil ich ihn brauchen kann?" Und sich allmählich besänftigend, begann er,

Christian in seine Pläne einzuweihen. Er trage längst ein philosophisches System mit sich herum, das fertig gedacht sei bis in die letzten Konsequenzen. Bloß niederzuschreiben brauche er es, habe es zum Theile schon niedergeschrieben; und nur die schlechten Aussichten, bei der allgemein herrschenden Gleichgiltigkeit gegen die Philosophie einen Verleger zu finden, hätten ihn bisher abgehalten, sein Werk zu vollenden.

Und während sie in der windigen Märznacht durch die ausgestorbenen Gassen wanderten, entwickelte er seinem lauschenden Jünger die Grundprinzipien seines Systems. Er ging von einer Erklärung des Zeitbegriffs aus, wobei er sich sogleich in eine ausführliche Polemik gegen Kant vertiefte.

Christian Ritter, der für Fragen der Philosophie noch ein gänzlich jungfräulicher Boden war, begann empfindlich zu frieren. Er zählte im Stillen die Schläge der Thurmuhren, die bald nah, bald ferne hörbar waren, und konstatirte auf diese Weise, daß Ferdinand's Duell mit dem ehrwürdigen Vater Kant anderthalb Stunden dauerte. Als jener wieder auf die weiteren Konsequenzen seines eigenen Systems zu sprechen kam, war Christian so müde, daß er nicht mehr aufpassen konnte. Ferdinand's Stimme war ihm nur mehr ein einschläferndes Geräusch. Daher blieb es ihm dunkel, auf welchem Wege Ferdinand dazu gelangte, den Künstler, den Mann der Wissenschaft, kurz den Menschen des Geistes für den wahren Herrn der Welt zu erklären. Da aber hier der Punkt war, wo Ferdinand's Philosophie in die künftige Religion

des Geiſtes einmündete, zu deren Apoſteln er gehören wollte, wachte er allmählig wieder auf, und fachte in ſeinem vor Kälte erſtarrten Buſen pflichtgetreulich noch einige Funken Begeiſterung an.

Als er nach Hauſe kam, hatte das erſte Morgengrauen begonnen. In ſeinem Zimmer konnte er ſchon jeden Gegenſtand unterſcheiden. Sein Schlafkamerad ſchnarchte, die Luft war froſtig und ſchlecht. Trotz ſeiner großen Müdigkeit ging er nicht ſchlafen, ſondern ſetzte ſich in Hut und Winterrock auf das Bett.

Lange ſaß er dort, erfüllt von einer unendlichen Traurigkeit. Er fand es zwar nicht mehr unbegreiflich, daß Ferdinand Weltmann's Vorſchlag angenommen hatte, dennoch wurde er ſeiner Verſtimmung nicht Herr. Seine verſchwimmenden Blicke glitten die fleckigen, kahlen Wände entlang, über die wenigen armſeligen Möbel und den ſchmutzigen Fußboden, und zum erſten Mal fiel ihm eine dunkle Ahnung von Enttäuſchung und Mißlingen ſchwer auf die Seele. Wenn er ſein ganzes Leben in dieſer elenden Umgebung verbringen müßte, ſein ganzes Leben arm, geplagt, nothleidend! Aber was bedeutete Armuth und Plage für denjenigen, der auf den Flügeln einer großen, weltbewegenden Idee durch das Leben ſchwebte, der getragen wurde von einem mächtigen, beſeligenden Glauben, der geſendet war, eine hohe Miſſion zu erfüllen —?

Dabei ſchüttelte ihn die Kälte wie Fieberfroſt: er zog ſein Federbett über ſich und kauerte ſich ganz in ſich zuſammen. So fand ihn eine Stunde ſpäter ſein Zimmergenoſſe, ein Tapezierergeſell, der früh in die

Arbeit ging, fest eingeschlafen; er weckte ihn auf, nahm ihm den Hut vom Kopf, zog ihm die Stiefel aus, und weil er anzunehmen schien, daß Christian, der sich vor Schlaftrunkenheit nicht auskannte, einen Rausch habe, sagte er wohlwollend: „Schlafen Sie sich aus; das ist das Beste in einem solchen Fall, kann ich Ihnen versichern."

Nun kam eine schwere Leidenszeit für Christian. Ferdinand Renitz vernachlässigte ihn gänzlich und verkehrte dafür umsomehr mit Siegmund Weltmann. Wenn Christian seinen Meister darüber zu interpelliren wagte, so berief sich dieser auf gemeinsame, redaktionelle Geschäfte und entwarf ein so überwältigendes Bild von den Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, daß der Jünger „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle" verstummen mußte. Dennoch verzehrte ihn die Eifersucht so schmerzlich, als wäre Ferdinand eine Geliebte, die ihm untreu wurde. Er fühlte seinen Haß wider Siegmund Weltmann zu unsinniger Heftigkeit anwachsen; manchmal berauschte er sich förmlich an dem Gedanken, daß die „Freien Blätter" Fiasko machen könnten, und Siegmund Weltmann schwer an Geld und Reputation geschädigt aus seinem eitlen Unternehmen hervorgehen würde. In ruhigeren Augenblicken hingegen gab er sich mit der Erwägung ab, ob er nicht seine große Tragödie vom Uebermenschen in der neuen Zeitschrift erscheinen lassen sollte. Er hoffte im Stillen, daß Ferdinand ihn dazu auffordern werde; aber Ferdinand schien im Drange seiner redaktionellen Thätigkeit die große Tragödie vollständig aus dem Gedächtniß

verloren zu haben. Doch eines Tages, als Ferdinand ihm mittheilte, daß Hermann Schwarz eine „physiologische Novelle“ bei ihm eingereicht habe, fand er den Muth, anzufragen, ob nicht seine Tragödie gleichfalls zuerst in den freien Blättern abgedruckt werden könnte. Da runzelte Ferdinand die Brauen und sagte: „Na, vorläufig ist sie ja noch kaum angefangen.“

Christian faßte diese Antwort als einen Vorwurf über das langsame Fortschreiten seiner Arbeit auf, und begann sogleich an die Fortsetzung derselben zu denken. Aber alle Anstrengung war vergeblich; er schrieb und strich aus, schrieb wieder und strich wieder aus, es wurden Bögen voll tintenschwerer Hieroglyphen, und das Werk rückte nicht vor. Die Stimmung war dahin, und er konnte sie nicht wiederfinden. Ohne Ferdinand war er nur ein halber Mensch, das fühlte er mit schmerzlicher Klarheit. —

Da, als allen Mitgliedern der Kopf brummte von großartigen Plänen für ihre Beiträge zur Zeitschrift, und diese eben einen Verleger gefunden hatte, der sich gegen Geld und gute Worte bereit erklärte, sie zu drucken, da drohte dem Klub unversehens eine neue Gefahr. Diesmal nicht von innen, sondern von außen.

Vor Kurzem war ein neuer Polizeipräsident an's Ruder gekommen. So wenig die Uebermenschen sich's träumen ließen, sollte ihnen das sehr nahe gehen. Der neuernannte Polizeipräsident, wie alle neuernannten Polizeipräsidenten offenbar von dem Wunsche beseelt, die Segnungen der polizeilichen Ordnung vor der bürgerlichen Gesellschaft zu demonstriren, ließ alle be-

denklichen Lokale einer scharfen Durchsuchung unterziehen. Bei dieser Gelegenheit war auch das Café Urania an die Reihe gekommen; und das Auge des Gesetzes, in Gestalt eines besonders umsichtigen Detektives, hatte sich auf die versperrte Lade an dem Tische der Uebermenschen gerichtet. Als Tags darauf die Klubmitglieder sich in ihrem angestammten Lokal zusammenfanden, erfuhren sie zuerst durch den Kellner, dann durch die Wirthin — in deren sorgenvoller Miene noch deutlich die ungelöste Frage zu lesen war, welcher von den einschlägigen Paragraphen wohl einen Eingriff in ihre persönliche Freiheit oder gar in ihr Sparkassenbuch bedeuten werde — daß ihre Lade erbrochen und die „Tafel der Satzungen", sammt den stenographischen Protokollen konfiszirt worden sei. Die Wirthin entschuldigte sich, daß sie im Hinblick auf ihre eigene bedrängte Lage die Namen der Eigenthümer wahrheitsgemäß angegeben habe; denn diesmal sei es nicht so glimpflich wie sonst hergegangen, wo eine Gefälligkeit die andere werth zu sein pflegte.

Bange Ahnungen von kommenden Vorladungen und polizeilichen Beanstandungen begannen die Gemüther der Uebermenschen zu verdüstern. Ferdinand Renitz und Siegmund Weltmann fehlten noch; ohne diese beiden wagten sie nicht, irgend einen Beschluß zu fassen. Hermann Schwarz, welcher Hörer der Rechte im zweiten Jahrgang war, trachtete unter Aufgebot seiner ganzen juridischen Kenntnisse herauszubekommen, kraft welches Rechtes die Polizei ihre Privatlade habe erbrechen dürfen. Die Andern saßen trübgestimmt

herum; denn die Meisten genossen Stipendien, die sie wahrscheinlich verloren, wenn sie mit der Polizei in Konflikt geriethen; überdieß lebten sie von Privatlektionen, die sie nur dem Umstande verdankten, daß sie „unbescholten“ waren. Ihre ganze Existenz war in Frage gestellt, wenn diese Konfiskation ernste Konsequenzen nach sich zog. Angestrengt suchte jeder sich zu entsinnen, was er bei den verschiedenen Symposien für staatsgefährliche, hochverrätherische, revolutionäre Dinge gesagt haben könnte; Wieninger aber meinte erleichtert:

„Mir und Engelhardt kann nichts geschehen: wir zwei haben immer das Maul gehalten. Das ist das Gescheidteste, was man thun kann.“

Christian Ritter bebte innerlich vor Scham und Zorn über diese niedrige Gesinnung; er erinnerte sich, daß Ferdinand diesen Wieninger eine „gemeine Bedientennatur“ genannt hatte, und er beugte sich vor der überlegenen Menschenkenntniß seines Meisters. Noch mehr aber schwoll seine Bewunderung, als er sah, mit welcher unstörbaren Seelenruhe Ferdinand die beunruhigende Kunde von dem Eingriff der Polizei in ihre internsten Klubangelegenheiten hinnahm. Er war Arm in Arm mit Siegmund Weltmann gekommen; „so, so!“ sagte er auf die Erzählung des Ereignisses, die vielstimmig war wie der Aktschluß einer großen Oper. Dann wendete er sich mit heiterer Miene zu Siegmund Weltmann und setzte das Gespräch fort, das er eben geführt hatte.

Aber mit wahrer Genugthuung bemerkte Christian

daß dieſer nicht über die gleiche erhabene Welt-entrücktheit verfügte. Eine auffallende Nervoſität hatte ſich ſeiner ſchon bemächtigt, als zuerſt der Name der Polizei gefallen war. Namentlich ſeine Hände ſchienen alle Ruhe verloren zu haben; er fuhr ſich durch die Haare, kratzte ſich auf den Wangen, ſchnippte mit den Fingern, trommelte auf dem Tiſch, und wiederholte fortwährend: „Eine dumme Geſchichte, eine ſehr dumme Geſchichte.“ Und indeß die Andern unermüdlich alle Möglichkeiten und Wahrſcheinlichkeiten diskutirten, verfiel er in ein zerſtreutes Brüten, aus dem er ſpäter in eine hochgeſteigerte Luſtigkeit überſprang. Er trank ungezählte Gläſer einer lichtgelben, ſpiritushältigen Flüſſigkeit, die im Café Urania Cognac genannt wurde; endlich beſtellte er „zur Auffriſchung der gedrückten Gemüther“ für Alle Punſch.

Es gelang ihm in der That, auf dieſe Weiſe die Stimmung ein wenig zu heben; aber zur peinlichen Ueberraſchung Aller bekannte er, als es an's Zahlen ging, daß er keinen Knopf mehr beſitze, und verſuchte Hermann Schwarz und Chriſtian Ritter anzupumpen. Mit Mühe und Noth wurde das erforderliche Geld aus ſämmtlichen Taſchen der Uebermenſchen zuſammengeſcharrt; denn die Wirthin erklärte mit Bedauern, daß ſie gerade jetzt nicht in der Lage ſei, irgend welchen Credit zu gewähren.

Am nächſten Tag zeigte Ferdinand Renitz ſeinem Jünger einen Brief Weltmann's, worin ihm dieſer mittheilte, daß in Angelegenheiten der „Freien Blätter“ eine bedauerliche Verzögerung werde eintreten müſſen.

Er habe während der letzten Monate Aussicht gehabt, die nöthigen Geldmittel beschaffen zu können; diese Aussicht habe sich leider nicht realisirt, und er selbst befinde sich gegenwärtig in so großer Geldverlegenheit, daß er nicht daran denken könne, seine Verbindlichkeiten bezüglich der Zeitschrift aufrechtzuerhalten.

Das war ein Freudenstrahl in trüber Zeit für Christian. Jetzt mußte ihre alte, selige Intimität zu Zweien wieder zurückkehren und mit ihr der ganze fruchtbare Enthusiasmus der Freundschafts-Feierstunden, aus welchem heraus die große Tragödie geboren werden sollte. Als er aber sah, wie verstimmt Ferdinand Renitz über diese unvorhergesehene Wendung war, getraute er sich nicht, seiner Hoffnung und seiner Tröstung Ausdruck zu geben.

Die polizeiliche Vorladung ließ nicht lange auf sich warten. Eine Woche später saßen die sieben Uebermenschen im Polizeibureau. Sie sollten sich wegen „Geheimbündelei mit anarchistischen Tendenzen" verantworten. Namentlich die „anarchistischen Tendenzen" machten ihnen das Herz schwer. Sie hatten beschlossen, das Amt ihrer Vertheidigung auf die Schultern ihres Oberhauptes zu überwälzen, und Ferdinand Renitz hatte sich auch bereit erklärt, für sie Alle zu sprechen.

Nun aber wurden sie einzeln vernommen, nach alphabetischer Reihenfolge; Elsner zuerst, dann Engelhardt, und Renitz erst als dritter.

Er blieb sehr lange aus; unmittelbar nach ihm kam Christian Ritter dran. Ein heldenmüthiger Entschluß stärkte ihn bei diesem schicksalsvollen Gange: er

wollte Alles aufbieten, um Ferdinand, der ihm als Präsident ihrer Vereinigung am schwersten bedroht erschien, von jeder Verantwortlichkeit zu entladen. Allerdings hatte er keine ganz genauen Vorstellungen, auf welche Weise er diesen Rettungsakt bewerkstelligen würde; er hoffte auf die Inspiration des Momentes.

Nach den üblichen Fragen um seinen bisherigen Lebenslauf fuhr der Beamte fort: Ob er derjenige sei, der die Tafel der Satzungen niedergeschrieben habe?

Ja, er sei derjenige.

Ob es wahr sei, daß sie mit dieser Tafel nichts anderes beabsichtigten, als einen studentischen Scherz, den keines der Mitglieder jemals ernst genommen hätte?

Christian Ritter, ohne sich zu besinnen, mit Feuer: O nein; diese Tafel enthalte in kompendiöser Form den vollen Inhalt der Weltanschauung, die ihnen Allen gemeinsam sei. Er seinestheils würde sich nie dazu verstanden haben, mit solchen tiefen Wahrheiten Scherz zu treiben.

Ob also auch Alles, was in den stenographirten Reden stehe, im vollen Ernst zu nehmen sei?

Unbedingt.

Und ob auch, so weit es ihm bekannt sei, seine sechs Kollegen diese Ansicht gehabt hätten?

Er zweifle nicht daran.

Was er überhaupt von seinen Kollegen halte?

Er halte sie für hervorragend begabte und, vielleicht nur mit Ausnahme eines Einzigen, nach den edelsten Zielen ringende Menschen.

Ob dieſer Einzige — hier ſchlug der Inquiſitor in ſeinen Notizen nach, bevor er den Namen nannte — Ferdinand Renitz heiße?

Beileibe nicht. Doch würde er vorziehen, den Namen des Betreffenden zu verſchweigen, um nicht durch ſein Urtheil ein Odium auf ihn zu laden.

Alſo doch Ferdinand Renitz?

Nein, bei Go — bei Allem, was wahr ſei. Ferdinand Renitz ſei ſein theuerſter Freund, der großartigſte, erhabenſte, bewunderungswürdigſte der Menſchen. Und da nun der Moment gekommen war, ließ Chriſtian dem Enthuſiasmus ſeiner Freundſchaft die Zügel ſchießen. Er verbarg dem Beamten nicht, daß Ferdinand Renitz „ein geiſtiger Ariſtokrat vom höchſten Range" ſei, daß die Menſchheit in ihm „einen ihrer künftigen Führer" zu erwarten habe, und zugleich verſäumte er nicht, mit einer Weltklugheit, auf die er ſtolz war, hervorzuheben, daß Ferdinand Renitz nach ſeinem eigenen Ausſpruche die „bananiſchen Irrthümer des Sozialismus" auf das Tiefſte verachte und Anhänger einer vollkommen ariſtokratiſchen Weltanſchauung ſei.

Der Beamte, der ihn mit trockener Geſchäftsmiene beobachtete, erheiterte ſich während dieſer ſchwungvollen Apologie zuſehends.

„In welchem Verhältniß ſind Sie denn zu dieſem Renitz geſtanden?" fragte er.

„In einem idealen Freundſchaftsverhältniß!" verſetzte Chriſtian mit glänzenden Augen.

„Na, mein Verehrteſter, da ſtinkt es aber in der Fechtſchule."

„Wie belieben?“

„Zwiſchen Ihren Ausſagen und denjenigen Ihres angeblichen Buſenfreundes beſtehen einige Differenzen. Renitz giebt an, daß die ganze Sache von allen Theilnehmern bloß als Scherz betrachtet wurde, ausgenommen vielleicht von Elsner und Ritter. Er behauptet ferner, mit keinem der übrigen in näherer Verbindung geſtanden zu haben; ſpeziell über Sie und Elsner lauten ſeine Angaben nicht ſehr ſchmeichelhaft.“ Und mit Betonung las er aus ſeinen Notizen vor: „Beide ganz inferiore Menſchen von ſchwacher Intelligenz, unfähig, die Tragweite ihrer Worte und Handlungen zu beurtheilen, und in jeder Beziehung unreif.“ Erklären Sie mir doch, wie reimt ſich das mit Ihren Ausſagen?“

Chriſtian Ritter ſtarrte den Beamten ſprachlos an.

„Nun? Haben Sie verſtanden? Ich frage: was glauben Sie denn zu profitiren, indem Sie mir Märchen erzählen?“

„Mär — Märchen?“ ſtotterte Chriſtian.

„Und noch dazu ſo unwahrſcheinliche. Sagen Sie mir nur, wozu? Mein Lieber, wenn man ſich herauslügen will, muß man es geſchickter anſtellen.“

„Herauslügen? Mich herauslügen?“ wiederholte Chriſtian geiſtesabweſend.

„Ich ſehe, Sie ſuchen Ausflüchte und finden keine. Geſtehen Sie lieber die Wahrheit, bevor Sie ſich noch tiefer in Widerſprüche verwickeln.“

Aber Chriſtian Ritter war vollſtändig vor den Kopf geſchlagen. Er war wieder in jenen Zuſtand von

Geistesverwirrung gerathen, der ihn immer befiel, wenn sein Gemüth eine schwere Erschütterung erlitt. Er murmelte unzusammenhängende Worte, er gab verkehrte Antworten, er wiederholte einmal über das andere: „es ist nicht möglich, es ist nicht möglich"; endlich bat er den Beamten, ihm die betreffende Stelle noch einmal vorzulesen. Und als die vernichtenden Worte verklungen waren, sagte er mit heiserer Stimme: „Das ist mein Todesurtheil", so daß ein menschlich Rühren den Polizeikommissär zu überkommen schien, und er ihn mit einem wohlmeinenden Wort entließ.

Mit starrem Blick und steifem Nacken ging Christian im Warteraum an Ferdinand Renitz vorüber. Zu Hause angekommen, schloß er sich in sein Zimmer ein und versuchte, sich zu besinnen. Er hatte, seinem Gefühle nach, den schmählichsten Verrath erfahren — aber kein mächtiger Zorn, kein brennender Rachedurst, kein rasender Schmerz loderte in seinem Innern. Da war nichts als eine ungeheure Oede, eine trostlose, staubgraue, trockene Wüste, und alle seine Hoffnungen waren mit einem Schlage daraus verschwunden wie eine trügerische Fata Morgana.

Länger als acht Tage lebte er in dieser Gemüthsverfassung, ohne das Geringste von den andern Uebermenschen zu hören. Er verließ sein Zimmer nur, um mechanisch seine Stunden zu geben; die übrige Zeit saß er unthätig am Fenster. Er öffnete es nicht, obwohl die Frühlingsluft mit warmen Strömen den engen Hof erfüllte; trübe starrte er durch die trüben Scheiben auf die gegenüberliegende Wand und das

Ziegeldach, über deſſen Firſt ein Streifen blauen Himmels ſichtbar war. Aber er erhob ſeinen Blick nicht, um ihn an dieſer heiteren Klarheit zu erquicken. Dieſe Frühlingswärme und dieſe lachende Himmelsbläue empfand er wie einen beleidigenden Hohn des Geſchickes; denn auf ſeinen Frühling war ein grimmiger Reif gefallen, und ſeine Blüthen waren erfroren.

So ſaß er eben, den Kopf in die Hand geſtützt, als ſich die Thür öffnete und Siegmund Weltmann hereinſtürzte.

„Freund, rette mich!“ rief er emphatiſch. „Wenn Du es nicht thuſt, ſo thut es keiner!“

Der Anblick ſeines Nebenbuhlers und dieſe Anrede goßen plötzlich Leben in den verſteinerten Chriſtian. Von einer Empfindung getrieben, die nicht Abneigung oder Unwillen, ſondern eher Freude war, ging er ihm entgegen und gab ihm die Hand:

„Wenn ich Dich retten kann, von Herzen gern“, antwortete er im aufrichtigſten Ton. „Aber was iſt denn los? Ich weiß von gar nichts“.

Siegmund Weltmann's gewöhnliche Affektation wurde durch dieſe Herzlichkeit einen Augenblick lang beinahe in ächtere Bewegung verwandelt. „Bruderherz!“ ſagte er. „Wir haben uns in früheren Tagen nie recht verſtanden, aber das Unglück führt die Menſchen zuſammen. Du ſollſt in mir künftig einen treuen, unerſchütterlichen Freund haben, das ſchwöre ich in dieſer Stunde.“

Er umarmte ihn, und Chriſtian ließ es geſchehen.

Dann ſetzten ſich Beide, da Chriſtian über kein Sopha verfügte, gemeinſchaftlich auf's Bett, und Siegmund Weltmann begann zu erzählen. Das heißt, er brach in wüthende Klagen und Schimpfreden über Ferdinand Renitz aus.

„Dieſer herzloſe Egoiſt, der nur darnach trachet, die Andern auszubeuten und für ſeine eigenen Zwecke zu gebrauchen! Dieſer aufgeblaſene Phraſenheld, der ſich auf den freien Geiſt hinausſpielt, ſo lange es ihm in ſeinem Kram paßt, und der ſich auf die Seite der Philiſter ſchlägt, wenn er ſeinen Vortheil dabei ſieht! Dieſer hochmüthige Geiſtespfaffe, dieſer doppelzüngige Sophiſt, dieſer verlogene, intrigante, feige Kerl, der ſeine erbärmlichen Charaktereigenſchaften unter der Maske des Immoralismus verbergen zu können glaubt —“

Chriſtian Ritter hörte mit getheilten Empfindungen zu. Etwas wie eine Erleichterung verbreitete ſich mit ſiegreicher Gewalt in ſeinem Gemüthe. Er fühlte eine unzweideutige Genugthuung und durchaus keine Entrüſtung über dieſe ſcharfe Verurtheilung Ferdinands; zugleich aber drückte ihn das Bewußtſein, wie unedel es von ihm ſei, daß er ſeinen theuerſten Freund verunglimpfen ließ, ohne in ſeinem Innern irgend einen Antrieb zu ſeiner Vertheidigung zu ſpüren. Allein wie unedel und wie erſtaunlich es ihm auch erſchien: ſelbſt die Reflexion, daß er eigentlich die Pflicht hätte, entrüſtet zu ſein, reichte nicht hin, ein kleines Strohfeuer der Abwehr in ihm zu entfachen. Und als Siegmund Weltmann von ſeiner vernichtenden Kritik Ferdinands überging zu einem warmen Lobe Chriſtians, als er ſagte:

„Du allein, außer mir, haſt es ehrlich mit unſerer Sache gemeint. Du allein biſt einer ächten Begeiſterung fähig, und ächte, ſelbſtloſe Begeiſterung iſt das einzige Kriterium des Talentes," und ſo fort, da erwachte Chriſtian vollends wieder zum Leben. Wie Balſamtropfen fielen dieſe Worte auf ſeine Wunden, und er konnte ſichs nicht länger verhehlen: Das Selbſtgefühl iſt der Menſch. Ferdinand Renitz hatte ihn getödtet, Siegmund Weltmann erweckte ihn zu neuem Leben.

Schüchtern wagte er, die Frage einzuwerfen, was Siegmund wohl von Ferdinands Menſchenkenntniß halte. Darauf antwortete Siegmund mit Hohnlachen. Menſchenkenntniß? Woher ſollte denn ein Menſch, deſſen Intereſſe ausſchließlich auf ſich ſelbſt konzentrirt war, Menſchenkenntniß haben? Renitz kenne nur ſich ſelbſt — und ſich ſelbſt kenne er ebenſowenig als die Andern, denn er ſei einer an's Lächerliche grenzenden Selbſtverblendung verfallen.

Chriſtian Ritter lebte immer mehr auf. Alſo brauchte er nicht zu verzweifeln; wenn Ferdinand Renitz kein Unfehlbarer war, dann war ſein Todesurtheil nicht geſprochen, dann hatte die Erde wieder Raum und das Leben wieder Hoffnung für ihn. Alle dieſe Tage her hatte er mit ſich gekämpft um dieſes Eine — um eine muthige Skepſis, um eine kleine Gotteslästerung an Ferdinand. Uneingeſtanden hatte das den Grund ſeines dumpfen Brütens gebildet; aber er war zu ohnmächtig geweſen in ſeiner Zerſchmetterung, um dieſen erlöſenden Gedanken aus ſich ſelbſt hervorzubringen.

Indeſſen war Siegmund Weltmann auf ſeine eigenen Verdienſte um den Klub zu ſprechen gekommen. „Ihr Andern," ſagte er, „habt euch damit begnügt, große Worte zu machen; ich allein habe gehandelt. Ihr habt immer durch ellenlange Reden zeigen wollen, daß ihr über die Vorurtheile der Welt hinaus ſeid, ich allein habe meine Freiheit durch die That bewieſen. Wenn es nach euch gegangen wäre, ſo hätte der Klub lebenslang ein obskures Daſein in einer obskuren Spelunke geführt; ich allein habe etwas gewagt, um ihn emporzuheben in das Licht der Oeffentlichkeit —"

„Es iſt wahr," murmelte Chriſtian während einer nicht ganz angenehmen Regung ſeines Gedächtniſſes, „Du wollteſt die Zeitſchrift herausgeben —"

„Ja, das wollte ich. Aber daß ich in der Lage war, es zu wollen, darin beſteht meine That".

Chriſtian ſah in verdutzt an.

„Ich habe mich aus eigener Kraft in die Lage geſetzt, das wollen zu können, was ihr Andern nicht wollen konntet".

„Ich verſtehe Dich nicht. Was haſt Du eigentlich gethan?"

Siegmund Weltmann ſchöpfte tief Athem. „Ich habe mein Erbtheil behoben," ſagte er.

Chriſtian ſah noch immer nicht intelligenter aus.

„Dein Erbtheil behoben? Iſt denn Dein Vater —? Aber Dein Vater lebt ja noch?"

„Das iſt es eben. Wäre es denn ſonſt eine That, ſein Erbtheil zu beheben? Uebrigens handelt es ſich nicht um meinen Vater. Du mußt wiſſen — aber

Chriſtian, ich appellire noch einmal an die Freiheit, an die volle immoraliſtiſche Unabhängigkeit Deines Geiſtes, und es wäre ſchrecklich, wenn ich mich auch in Dir täuſchen müßte —

„Du wirſt Dich nicht täuſchen!“ verſetzte Chriſtian zuverſichtlich.

„Alſo Du mußt wiſſen, ich habe einen Onkel, einen der filzigſten, knauſerigſten, ſchmutzigſten alten Junggeſellen, die es jemals gegeben hat. Er lebt wie ein Hund, ſpart ſich jeden Biſſen vom Mund ab — und dabei hat er ein Vermögen, von deſſen Renten er ganz anſtändig leben und auch ſeinen Angehörigen was zukommen laſſen könnte. Mein Vater als ſein einziger Bruder iſt ſein legaler Erbe, und ich als einziger Sohn meines Vaters komme zunächſt. Lange ſchon hat es mich gewurmt, daß dieſer alte Geizhals Alles beſitzt, was die Grundbedingung zu einem ſchönen, genußreichen Leben bildet, und doch nur wie ein Maulwurf in ſeinem Loch herumwühlt; endlich aber, als wir ſieben junge, friſche, kraftſtrotzende Kerle beiſammen waren, die was Ordentliches hätten leiſten können, wenn es ihnen eben nicht am ſchnöden Gelde gefehlt hätte, faßte ich einen Entſchluß und ſtellte meine Sache geſchickt an nach dem Grundſatz der Spartaner. Alles ging auch brillant, bis dieſe dumme Geſchichte im Café Urania dazwiſchen kam. Der Onkel hatte ſchon eine Anzeige gemacht; da waren ſie denn auch herumſchnüffeln gekommen, hatten aber natürlich nichts herausgebracht. Als die Polizei aber ihre Naſe in unſere Klubangelegenheiten ſteckte,

witterte ich Gefahr; denn ſobald es ſich herausſtellte, daß ich es war, der das Geld für die Zeitſchrift zu beſchaffen verſprochen hatte, mußte jedes Rindvieh auf die Frage verfallen, wie ich denn zu dieſem Gelde gekommen ſei, nicht wahr? Deshalb ſtellte ich mich gleich, als wären meine Mittel ſchon erſchöpft, Du wirſt Dich erinnern; und zum Ueberfluß faßte ich die Idee, Ferdinand Renitz in's Vertrauen zu ziehen. Denn ich Dummkopf glaubte damals noch an die Aechtheit ſeiner Geſinnung und nahm ſeine Tiraden für baare Münze. Da bin ich aber ſchön angekommen! Den hätteſt Du hören ſollen! Es war im letzten Augenblick, gerade bevor wir zur Polizei gingen. Ich erzählte ihm Alles, und zugleich bat ich ihn, nichts davon zu erwähnen, daß ich derjenige ſei, der die Koſten der Zeitſchrift tragen wollte, und ſo weiter und ſo weiter. Ich kann Dir nur ſagen, er hat ſich benommen wie der ſchäbigſte Philiſter. Er ſchwätzte von „unehrenhaften Handlungen" und dergleichen; er erklärte, daß er ſich ſolcher „unüberlegten Streiche" wegen nicht in die Gefahr begeben möge, als Diebshehler oder Mitwiſſer in unangenehme Geſchichten verwickelt zu werden. Ueberdies that er, als ob er einen Rieſenzorn wider mich hätte, weil ich unſere gemeinſchaftliche Weltanſchauung durch „bübiſchen Mißbrauch" befleckt habe, und erklärte rundweg, daß er mit mir nichts mehr zu thun haben wolle. Die Wahrheit aber iſt, daß er zu feig war, um ein kleines Riſiko — was Riſiko! zu feig, nur um der Mitwiſſer eines ſolchen Geheimniſſes zu ſein. Er hatte

Furcht, dieſer große Geiſt — hinc illae lacrimae! Er hatte Furcht vor meiner That, vor dem bloßen Wiſſen, Furcht vor dem verſchwindenden Theil Verantwortung, der durch ſein Mitwiſſen möglicherweiſe auf ihn fallen konnte!"

Während dieſer Erzählung war Chriſtian abwechſelnd roth und blaß geworden. Sein biederes, bürgerliches Gewiſſen krümmte ſich wie ein getretener Wurm bei der Vorſtellung eines Diebſtahls; ihm ſchauderte heimlich davor, wie vor einer unbegreiflichen Monſtroſität. Aber er war durch Weltmann's Darſtellung bezwungen. Mit heroiſcher Anſtrengung kämpfte er mit ſich ſelbſt um jene überlegene Auffaſſung, an die Weltmann appellirt hatte. War Siegmund Weltmann nicht in der That kühner, unerſchrockener, vorurtheilsloſer als ſie Alle? Hatte er nicht, wie alle heldenhaften Menſchen, um eines edlen Zweckes willen eine ſchwere That auf ſich genommen? Und daß dieſe That in der beſtehenden Geſellſchaftsordnung als ein gemeines Verbrechen galt, was hatte das für einen freien Geiſt zu bedeuten? Ja, beſtand nicht gerade darin ihr Werth? Hatte nun er, Chriſtian Ritter, nicht die heilige Pflicht, dieſem großen Menſchen gegenüber jeden Reſt philiſtröſer Zaghaftigkeit mit Gewalt von ſich abzuſchütteln?

Und Chriſtian Ritter ſchüttelte ſich innerlich ſo heftig er konnte, um allen elementaren Widerwillen und allen impulſiven Schauder, unter dem die verborgenen Tiefen ſeines Gemüthes zitterten, zu unterdrücken. Das war keine kleine Aufgabe; denn je weiter

Weltmanns Erzählung fortschritt, desto mehr häuften sich Christians Bedenken.

Was Weltmann gefürchtet hatte, war eingetreten. Der Verdacht hatte sich auf ihn gelenkt — wie er annahm, in Folge kompromittirender Aussagen, die Ferdinand Renitz über ihn machte. Vorerst hatte ihn freilich nur sein Vater mit verdächtigen Fragen und Andeutungen verfolgt; als diese Fragen aber die Gestalt von Drohungen annahmen, und der Vater von Polizei und Verhaften zu sprechen begann, hatte er es angezeigt gefunden, zu verschwinden. Denn er fühle nicht die geringste Lust, etwa ein halbes Jahr lang unter „stinkendem Pöbel“ in einer Strafanstalt zu verbringen. Deshalb müsse er auf Mittel sinnen, seinen Vater um jeden Preis zur privaten Beilegung der Sache zu bewegen. Er habe ihm also einen Brief geschrieben, worin er sich als den Schuldigen bekannte und ihn bat, seine That zu verzeihen. Da er aber außer Stande sei, ihm jemals die wahre Bedeutung und den wahren Werth derselben verständlich zu machen, so sehe er wohl, daß ein Flecken auf seinem ganzen Leben ruhen würde, und habe beschlossen, ein Ende zu machen —

„Gott!“ sagte Christian mit einer vor Erregung fast unkenntlichen Stimme, „Du willst Dir das Leben nehmen?“

Siegmund Weltmann lächelte. „Ich verachte den Selbstmord“, sagte er. „Aber ehe der Alte nicht vor Angst windelweich ist, giebt er nicht nach, wie ich ihn kenne. Also muß ich ein paar Tage absolut von der

Bildfläche verſchwunden bleiben — und dazu, Bruderherz, muß Du mir behilflich ſein. Behalte mich bei Dir verſteckt! Bei Dir ſucht mich kein Menſch, bei Dir bin ich am ſicherſten vor allen Nachſtellungen —"

Was ſollte Chriſtian machen? Er konnte es zwar durchaus nicht faſſen, daß Jemand den eigenen Vater auf eine ſolche Weiſe düpiren mochte; wie er ſich auch ſtellte, darüber kam er nicht hinweg. Denn er ſelbſt hatte Vater und Mutter früh verloren und bewahrte ihnen ein Andenken voll Liebe und Pietät. Trotz dieſes Conflikte mit ſeinen heiligſten Gefühlen dachte er nicht daran, Siegmund Weltmann, der als Schutzflehender zu ihm gekommen war, abzuweiſen. Seine Pein war groß. Sie bewog ihn zu einem ſchwachen Verſuch, Weltmann umzuſtimmen, obwohl er dabei fürchtete, ſeine Vorurtheilsloſigkeit in ein ſchiefes Licht zu ſetzen. Aber Weltmann wies energiſch jede ſolche Einmiſchung ab.

„Laß das meine Sache ſein, lieber Chriſtian", ſagte er. „Ich weiß beſſer als Du, wie ich meinen Alten anfaſſen muß. Uebrigens, wenn Du Angſt haſt, oder wenn Du nicht magſt, ſo ſage es lieber ohne Umſchweife — ich werde wohl auch ein anderes Aſyl finden . . . . ."

Chriſtian beſchwor ihn um Alles in der Welt, nicht ſo von ihm zu denken; und Siegmund Weltmann ließ ſich häuslich nieder.

Durch gütliches Zureden und eine kleine Entſchädigung in Baarem bewog Chriſtian den Tapezierergeſellen, ſein Bett abzutreten und mit einer Liegeſtatt

in der Küche vorlieb zu nehmen. Auf dieſe Weiſe konnten Chriſtian und Weltmann ungeſtört beiſammen ſein. Der Hausfrau gegenüber gab ſich Weltmann für einen auswärtigen Vetter Chriſtians aus; und als Grund ſeines eingezogenen Lebens ſchützte er ein Fußübel vor. Er verbrachte ſeine Zeit ganz behaglich, ſtand erſt gegen Mittag auf, nicht ohne vieles Fluchen über das ſchlechte Bett, er rauchte unausgeſetzt und ließ ſich durch Chriſtian Bücher und Zeitungen beſorgen, vor Allem diejenige, die ſein Vater abonnirt hielt.

Nicht ebenſo behaglich lebte Chriſtian während dieſer Tage. Es wollte ſich keine rechte Intimität einſtellen; von jener ſeligen Hingegebenheit, die er in entſchwundenen ſchönen Zeiten im Verkehr mit Ferdinand Renitz empfunden hatte, war keine Spur in ſeiner neuen Freundſchaft. Ja, die alte Averſion gegen Weltmann regte ſich manchmal ganz deutlich im Hintergrunde. Zudem konnte er über Weltmanns „große That“ nicht zur Ruhe kommen. In ſeinem Innern gohr es beſtändig; er verbrachte ſchlafloſe Nächte in fruchtloſem Nachdenken über die zahlreichen dunklen Punkte in Weltmanns Ausſagen und Handlungen. Warum war Siegmund Weltmann überhaupt zu ihm gekommen, den er doch für Ferdinands beſten Freund halten mußte? Woher konnte er denn wiſſen, daß er, Chriſtian Ritter, nicht mehr gut zu ſprechen war auf Ferdinand? Wie kam es denn, daß er gleich mit einer ſo ausgiebigen Schimpferei über dieſen in's Haus fiel? Dieſer Umſtand beſchäftigte ihn, je mehr er darüber nachdachte, immer lebhafter, ſo daß er ſchließ-

lich Weltmann befragte. Da erfuhr er denn, daß der Polizeikommissär Weltmann über ihr Verhältniß ausgeholt und ihm jene verhängnißvolle Aussage Ferdinands gleichfalls vorgelesen hatte.

Diese Mittheilung riß Christians Wunde von neuem auf. Also hatten auch alle Andern die demüthigenden Worte seines Freundes erfahren; also war er blamirt vor allen seinen Gesinnungsgenossen! Diesmal half es nichts, daß Weltmann neuerdings eine Anzahl der saftigsten Ausfälle wider den großen Ferdinand machte. Christian fühlte sich dadurch nicht getröstet. Er fragte mit selbstquälerischer Begierde, den Becher bis auf die Neige zu leeren, ob sich Ferdinand nicht schon früher über ihn geäußert habe.

„Das kannst Du Dir doch denken", antwortete Weltmann. „An wem hätte denn der ein gutes Haar gelassen?"

„Aber sage mir, warum hat er dann so viel mit mir verkehrt, mir alle seine Pläne anvertraut, sein ganzes Herz ausgeschüttet —?"

„Nun, was das betrifft: er brauchte eben ein Gefäß, in das er sich ausschütten konnte, vergleichsweise gesprochen, eine geistige — hm, Christian, mir scheint gar, Du wirst roth. Geh, alter Bursche, sei nicht beleidigt, ich wollte ja nur sagen, ein geistiges Weib. Und Du bist eine weibliche Natur, ist Dir das noch nicht zum Bewußtsein gekommen?"

Am nächsten Morgen rief Weltmann, nachdem er wie gewöhnlich einen raschen Blick auf die letzte Seite seiner Zeitung geworfen hatte:

„Viktoria! Gratulire mir, Chriſtian; meine Menſchenkenntniß hat mich nicht betrogen!“

Er war aus dem Bette geſprungen und lief mit der Zeitung zu Chriſtian, der eben vor einem grünlichen Stückchen Spiegel ſeine borſtigen Haare mit Hilfe eines naſſen Kammes nach rechts und links zu ſcheiteln ſuchte. Chriſtian las in fetten Lettern gedruckt:

„Siegmund, kehre zurück. Es ſoll Dir Alles verziehen ſein.“

Wenige Stunden ſpäter war Chriſtian Ritter wieder allein. Seine Verſtimmung überfiel ihn neuerdings; traurig und gedrückt ſchlich er herum. Auf das Aengſtlichſte vermied er das Café Urania und jede Gelegenheit, die ihn mit Ferdinand Renitz oder einem anderen Uebermenſchen zuſammenführen hätte können. Er wollte niemanden ſehen, von niemandem hören.

Siegmund Weltmann ließ ſich nicht mehr blicken; aber es war ihm gleichgültig. Er ärgerte ſich nicht einmal über die Undankbarkeit deſſelben. Selbſt die Ausſicht, demnächſt wegen „Geheimbündelei mit anarchiſtiſchen Tendenzen“ angeklagt zu werden, hatte nichts Aufregendes mehr für ihn; er war gänzlich apathiſch. Früher hatte er häufig mit ſeinen Kollegen an der Technik hitzige Gefechte über die ſtudentiſchen Vorurtheile und Aehnliches geführt, jetzt aber ließ er alle Sticheleien und Herausforderungen ſtumpf und mürriſch an ſich abprallen. Verdroſſen ſaß er an den ſchönen klaren Maiabenden zu Hauſe und ſtudirte auf die erſte Staatsprüfung. Nur manchmal, wenn es ſchon ſehr ſpät war und die Müdigkeit ihn zu über-

mannen begann, sah er von den Büchern und Heften auf, mit denen der Tisch überhäuft war, und starrte lange in die finstere Tiefe des Zimmers. Dann stand vor seinem Blicke die Zukunft wie ein graues schlotterndes Gespenst, das auf der Brust ein blutiges Wort geschrieben trug, das Wort Enttäuschung.

So lebte er mehrere Wochen, bis er eines Nachmittags zufällig Ferdinand Reuß auf der Gasse begegnete. Er wollte vorübergehen, ohne zu grüßen, indem er that, als sehe er ihn nicht. Aber dabei ward er feuerroth und seine Knie zitterten so sehr, daß er stolperte. Ferdinand hielt ihn an.

„Was ist es denn mit Dir?“ fragte er mit vollkommenster Unbefangenheit. „Dich sieht man ja gar nicht? Wo steckst Du denn immer? Was treibst Du denn eigentlich?“

„Ich — ich studire,“ stotterte Christian.

„Ganz mein Fall. Seit vier Wochen bin ich keinen Abend außer Haus gewesen; ich weiß schon nicht mehr, was in der Welt vorgeht. Aber Du hättest Dich trotzdem ein wenig um mich umsehen können — oder hast Du was gegen mich?“

Christian antwortete nicht.

„Hab' ich mir's doch gedacht! Also heraus damit — was giebt es denn?“

Christian sah flüchtig auf. Es glaubte auf dem mageren Gesichte seines einstigen Freundes ein kaltes, überlegenes Lächeln zu bemerken. Da faßte er sich ein Herz. Ironisch sagte er — freilich vibrirte seine Stimme dabei stärker als er wünschte —

„Aber ich bitte Sie, Herr Renitz, kümmern Sie sich doch nicht um einen so inferioren Menschen; das kann Sie ja unmöglich interessiren.“

Ferdinand Renitz lachte laut auf. „Na, hör' einmal, Mensch, bist Du nicht bei Trost? Was fällt Dir denn ein? Worüber bist Du denn so tödtlich beleidigt, daß Du sogar Sie zu mir sagst?“

„Lassen wir das. Eine Auseinandersetzung zwischen uns hätte nicht den geringsten Zweck. Es ist am besten, jeder von uns geht seinen Weg allein.“

„Nun gut, gut, ganz wie Du willst. Ich dränge mich Dir nicht auf. Meinetwegen kannst Du Deinen Weg allein gehen —“

Er machte Miene, sich abzuwenden. Da gereute es aber Christian schon; und aus dem künstlichen Ton in den natürlichen seiner schmerzlichen Erregung fallend, sagte er und packte Ferdinand am Arme:

„Aber das muß ich Dir vorher noch sagen, daß Du an mir nicht schön gehandelt hast, nein, nicht schön, sondern ganz perfid und — und — und noch einmal perfid. Du hast mich vernichtet, Du hast mich in's innerste Herz getroffen. Schämen solltest Du Dich, daß Du so gegen mich handeln konntest, gegen mich, den Du immer wie Deinen besten Freund behandelt hast —“

„Wenn Du Dir doch abgewöhnen könntest, in Räthseln zu sprechen! Zuerst sage mir: was wirfst Du mir denn vor, welchen konkreten Fall? Nachher kannst Du Deine moralischen Gefühle meinetwegen vom Stapel lassen.“

Und als Christian ihm so gut er es vermochte den „konkreten Fall“ vorgehalten hatte, versetzte Ferdinand kopfschüttelnd:

„Aber Mensch, Mensch, bist Du denn wirklich so kurzsichtig? Ueber so etwas alterirst Du Dich wie ein Narr? Siehst Du denn nicht ein, daß das die einzige Methode war, um uns Allen den Kopf aus der Schlinge zu ziehen? Glaubst Du denn, ich werde einem Polizeikommissär die Wahrheit auf die Nase binden? Wenn ich nicht gewesen wäre, so hätten wir eine gerichtliche Untersuchung auf dem Halse. Nur mir habt ihr es zu danken, daß die ganze Geschichte in der That als ein studentischer Scherz aufgefaßt wurde, den bloß die Wichtigthuerei und Dummheit eines Detektives mißverstehen konnte. Aber anstatt mir zu danken, feindet ihr mich an.“

Eine heiße Blutwelle ergoß sich durch Christian's Körper, während Ferdinand sprach. „Wirklich?“ stammelte er, „das war wirklich nicht Deine wahre Meinung über mich?“

„Ja hätte ich dem ehrenwerthen Polizeimann etwa sagen sollen: wir Sieben sind höchst gescheidte, höchst begabte, und folglich höchst gefährliche Individuen, vor denen sich Staat und Gesellschaft künftig in Acht nehmen mögen? Aber Christian, ich bitte Dich um Alles in der Welt! Richte Dich auf aus Deiner Vernichtung und lebe weiter; es ist gar kein Grund vorhanden, daß Du Dich in's Herz getroffen fühlst.“

„Aber — aber es wäre doch besser gewesen, Du hättest nicht gerade auf meine Unkosten — hättest Du

denn nicht eine weniger demüthigende Methode finden können?"

„Sehr gut! Eine andere Methode — und ihr? Hattet ihr nicht vollständig den Kopf verloren, Du und Weltmann und Alle?"

„Nun, was Weltmann betrifft, der hatte wohl alle Ursache —"

„So? Weißt Du auch davon? Hat Dir dieser saubere Patron etwa auch von seiner angeblichen Heldenthat vorgeprahlt?"

Christian's Verwirrung wuchs. Er erzählte nach einigem Zögern sein Erlebniß mit Weltmann.

Renitz lachte verächtlich. „Dieser Comödiant!" sagte er dann. „Weißt Du, warum er gerade zu Dir gekommen ist, während er sich doch ebenso gut im nächstbesten Vorstadthotel verstecken hätte können? Weil er jemanden brauchte, der ihm sein Märchen von der immoralistischen Heldenthat glaubte, vor dem er groß thuen konnte mit seinem Diebstahl. Der Kerl ist im Stande, sich selber glauben zu machen, daß er damit was geleistet hat. Aber mir gegenüber ist ihm das nicht gelungen, mir hat er keinen Sand in die Augen streuen können, deshalb ist er so wüthend über mich."

„Du glaubst also nicht, daß er nur unsertwegen —?"

„Dummes Zeug! Er hat seinen Onkel bestohlen, um sich elegante Kleider und elegante Dirnen zu kaufen; mit allen andern Motiven, die er vorspiegelt, kitzelt er nur seine Eitelkeit."

„Aber die Zeitſchrift?“

„Auch nur ein Deckmantel. Er iſt nichts als ein eitler, affektirter, verlogener Renommiſt“ —

Chriſtian Ritter trocknete ſich den Schweiß von der Stirne.

Ferdinand erging ſich in den härteſten Ausdrücken wider Siegmund Weltmann. Er tadelte auch Chriſtian auf das Entſchiedenſte, daß er ſich eines ſolchen Individuums halber in die Gefahr geſetzt habe, als ſein Mitſchuldiger in Kalamitäten zu gerathen.

„Du haſt ein gewiſſes Bedürfniß, den Märtyrer zu ſpielen, ſcheint mir. Aber Deine Vorſtellungen vom Märtyrerthum ſind einigermaßen antiquirt, lieber Chriſtian. Der moderne Menſch hat andere Anforderungen zu erfüllen: und andere Formen ſind es, in denen die Zukunft —“

Damit war Ferdinand Renitz in einem Fahrwaſſer angelangt, auf dem er mit vollen Segeln ſchiffte. Er redete einige Stunden während eines langen Spazierganges; ſpäter gingen ſie in ein Gaſthaus, dann in ein Kaffeehaus und trennten ſich erſt nach Mitternacht.

Als Chriſtian allein war, blieb er ſtehen wie betäubt. Ihm ſchwindelte, Alles ſchien ſich um ihn zu drehen. In dieſem Wirbel von Standpunkten und Meinungen, wo war da die Wahrheit, wo das Recht? Er hatte eine Empfindung, als ob der Boden unter ihm wiche, als ob er in der lieblichen, duftenden Sommernacht auf einer Eisſcholle inmitten eines

reißenden Stromes voll Eisſchollen ſtünde, die ſich drängten und ſchoben und über einander empor-thürmten, um zerſchellend wieder auseinander zu fließen. Und verzweifelt ſtreckte er ſeine Hände in die Luft nach einem Halt, nach einem feſten Halt; aber er griff in's Leere.

Ein Märtyrer.

„Aber das iſt ja unerträglich!“

„Pſt! Sprich doch nicht ſo laut!“

„Was glaubt denn der Menſch eigentlich? Wie lang ſoll denn das noch ſo fortgehen?“

„Wilhelm, ich bitte Dich, ſei ſtill! Er ſieht eben auf uns her!“

Wilhelm brummte vor ſich hin, während ſeine Frau mit einer Miene angeſtrengter Aufmerkſamkeit ihre Blicke unverwandt auf den Vortragenden gerichtet hielt.

Die Unruhe im Publikum aber wuchs mit jeder Minute. Wilhelm ſchien nicht der Einzige zu ſein, der die Sache unerträglich fand. Seit länger als einer Stunde kämpfte der Redner heldenmüthig mit ſeinen eigenen Worten; ſie wollten ſich aber noch immer nicht beſiegt geben. Es waren wahrhaft disciplinloſe Horden, die von Zeit zu Zeit in großen Schwärmen angerückt kamen, um ſich in ungeordneter Schlachtreihe in die Außenwelt zu ſtürzen. Dann entſtanden wieder lange Pauſen, in denen ſich durchaus kein einziges zeigen

wollte, wiewohl der unglückliche Redner ſie mit weitaufgeriſſenen Augen und dunkelrothem Geſicht herauszujagen ſuchte. Es ging auf ſeinen Lippen zu wie Sonntag Abends auf einer Eiſenbahnſtation; bald war Alles überfüllt und bald war Alles leer.

„Ich halt' es einfach nicht mehr aus," murrte Wilhelm endlich entſchloſſen. „Bleib, wenn Du willſt, ich geh'."

Und ehe Aenny eine Einwendung erheben konnte, war er aufgeſtanden und ging auf den Zehenſpitzen hinaus.

Dieſes Beiſpiel wirkte verhängnißvoll. Zuerſt hoben ſich in den rückwärtigen Reihen Einige, die es ſich zutrauten, ebenſo geräuſchlos hinauszugleiten; dann lichteten ſich auch die vorderen Bänke. Es war zuletzt eine unverhohlene Flucht von allen Seiten.

Aber der Vortragende ließ ſich nicht irre machen. Seine Rede kollerte weiter; in den Pauſen, während er nach Luft und Worten rang, hörte man vernehmlicher das beunruhigende Getrippel der Abziehenden.

Als er nach langen zwei Stunden ſchloß, erſcholl aus den halbleeren Bänken ein ſpärlicher Applaus, und ein ganz kleines Häufchen Getreuer ſchaarte ſich vor der Tribüne, um dem Helden des Abends die Hand zu ſchütteln.

Unter ihnen befand ſich auch Aenny. Ihr ſchönes blondes Geſicht ſah blaß und verfallen aus im Gegenſatze zu dem Redner, deſſen rothes, fettig glänzendes Geſicht vor Hitze und Anſtrengung noch röther und fettiger als gewöhnlich war.

Er trocknete ſich mit ſeinem Taſchentuche den Hals unter ſeinem kurzen, ſtruppigen Backenbart und ſagte zu Aenny im Tone einer unendlichen Befriedigung.:

„Na, jetzt hab' ich mir endlich einmal Alles vom Herzen herunter geredet! Es hat Eindruck gemacht, glauben Sie nicht, gnädige Frau?"

„O gewiß!" ſagte Aenny mit erlöſchender Stimme. „Es war ungemein — wirklich ungemein —"

„Einige haben zwar nicht Stand gehalten; aber das macht nichts. Darauf muß man immer gefaßt ſein."

Aenny ſtammelte etwas von grenzenloſem Bedauern, plötzlichem Unwohlſein; aber der Redner hörte ſchon nicht mehr auf ſie. Er war ſo voll von ſeinem Gegenſtande, daß er ſich nicht davon trennen konnte; als ſchon der Diener die Gasflammen abdrehte und mit Oſtentation zwiſchen den Bänken rumorte, ſtand er noch immer und hielt Einen aus dem Häuflein beim Rockknopfe feſt. Seine Augen, die ſtark aus den Höhlen hervortraten, behielten auch jetzt etwas krampfhaft Aufgeriſſenes, wild Verwundertes; aber der Fluß ſeiner Rede war im Geſpräch viel gleichmäßiger und zuſammenhängender als auf der Tribüne.

„Wollen Sie nicht mit uns ſoupiren, Doctor Habermann?" fragte Aenny, als er ſich endlich zum Gehen anſchickte.

„O, gern!" verſetzte er und ſeine verwunderten blauen Augen leuchteten auf. „Sie wiſſen, ich könnte dieſen denkwürdigen Abend nicht angenehmer beſchließen,

als in Ihrer Gesellschaft. Sie sind doch allein, ich meine, Sie und Wilhelm allein?"

„Ja gewiß, das heißt — bis auf Arthur —"

„So, Arthur! Ist auch er schon früher gegangen? Uebrigens habe ich ihn gar nicht gesehen. Ist er denn überhaupt hier gewesen?"

Aenny erröthete ein wenig. „Er — es hat ihm unendlich leid gethan, aber er war schon versagt, er konnte nicht mehr —"

„Nun, gnädige Frau, nehmen Sie mir's nicht übel: wenn Arthur kommt, so will ich lieber wegbleiben. Sie wissen, ich habe durchaus nichts gegen ihn, er ist ein sehr begabter und sehr hoffnungsvoller Bursche — aber, offen gestanden, ich rede lieber mit Ihnen allein. Wenn Sie erlauben, also morgen Abends, ja?"

Wilhelm war während des ganzen Soupers sehr ungehalten über Doctor Habermann. Er behauptete, daß er ihn schon längst als einen Narren betrachtet habe; aber dieses Auftreten in der Oeffentlichkeit habe seiner Narrheit die Krone aufgesetzt.

„Wenn ein Mensch öffentlich reden will," sagte er, während er sein Rebhuhn mit der Sorgfalt eines Menschen zerlegte, der gute Bissen zu schätzen weiß, „so muß er doch wenigstens reden können wie ein normaler Mensch. Aber dieses Gestotter und Gezeter, es war geradezu ein Scandal —"

„Er war eben befangen," versetzte Aenny mit einer gewissen Gereiztheit in der Stimme. „Und so

arg, wie Du es darstellst, war es durchaus nicht. Auch war der Inhalt seiner Rede ausgezeichnet —"

„Ach was, das hat man Alles schon tausendmal gehört. Ueberhaupt, sobald Jemand von den „Pflichten der Gebildeten" zu reden anfängt, habe ich schon genug. Jedes halbe Jahr wird heutzutage eine neue „Pflicht für die Gebildeten" entdeckt, so daß man bald lieber sein eigener Hausknecht, als sein eigener Herr sein möchte."

Er lachte laut über seinen Einfall. Arthur lachte mit; Aenny aber blickte ernst vor sich hin.

„Mir streut man damit keinen Sand in die Augen," fuhr Wilhelm fort. „Dieser gute Habermann macht sich patzig mit seiner Bildung, weil er selbst nur ein Parvenü der Bildung ist. Wenn so ein Bauernsohn es bis zum Doktor bringt, hält er sich für ein unerhörtes Genie."

Er zündete sich eine Cigarre an und stand auf, um in den kaufmännischen Klub zu gehen.

„Gehst Du mit?" fragte er Arthur.

Arthur lehnte sich mit gelangweilter Miene in den Sessel zurück und schlug die Beine übereinander. „Ich bin zu faul," sagte er. „Und die Kerls zanken immer so beim Spielen, das ist mir lästig.

Nachdem Wilhelm gegangen war, verharrte Arthur noch eine Weile in seiner nachlässigen Stellung, die Cigarrette im Mundwinkel; als aber vom Vorzimmer herein das Geräusch der zugeschlagenen Eingangsthür erscholl, belebte sich sein Gesicht mit einem neuen Ausdrucke.

Er nahm Aenny's Hand, die auf dem Tiſche lag, in die ſeine und kreuzte in ſpielender Liebkoſung ſeine Finger mit den ihren.

„Nun?“ ſagte er und ſuchte ihren geſenkten Blick, indem er ſich vorbeugte. „Was haben wir heute? Sind uns die „Pflichten der Gebildeten“ ſo ſehr zu Herzen gegangen?“

Aenny entzog ihm ihre Hand.

„Ich weiß nicht,“ ſagte ſie niedergeſchlagen, „es verſtimmt mich immer, wenn Du mit Wilhelm einer Meinung biſt.“

„Du kindiſches Kind! Das iſt doch die einfachſte Methode, mit ihm auszukommen!“

„Und namentlich, wenn es Doktor Habermann iſt, um den es ſich handelt, dann denke ich, ſollteſt Du doch — denn eigentlich ſtehſt Du doch geiſtig dem Doktor Habermann näher —“

„Das iſt noch ſehr die Frage!“

„Arthur!“

„Genau gemeſſen ſteh' ich wahrſcheinlich beiden gleich fern. Aber Wilhelm hat ja ein ganz zutreffendes Urtheil über Doktor Habermann ausgeſprochen. Das vom „Parvenü der Bildung“ muß er irgendwo gehört haben. Dieſer Habermann iſt in der That noch immer Bauer vom Wirbel bis zur Sohle, ſchwerfällig, hartnäckig, undifferenzirt; ſein Geiſt iſt wie ein eiſerner Pflug, wo er hinkommt, ackert er Furchen auf, in denen er dann mit plumpen Schritten weiterwatet. Deshalb hat er auch einen inſtinktiven Haß gegen alle ariſtokratiſchen Geiſter, die glatte Parquetten lieben.

Für ihn, den ewigen Bauer, sind sie die ewigen Städter, von denen er sich mißtrauisch absondert und die er mit seiner aufdringlichen Gottseligkeit überwinden will —"

„Gottseligkeit? Geh' doch, Arthur! Er ist doch nicht im geringsten fromm?"

„Aber er hat jene atavistische Gottseligkeit, die an Stelle des Himmelreiches eine Ueberzeugung und an Stelle des lieben Gottes eine Idee setzt, und nun mit Glaube, Hoffnung und Liebe weiter arbeitet in der lieben, alten, ererbten Gefühlsduselei. Er ist ein unklarer Kopf, der absolut nicht weiß, wohin er strebt. Deshalb wird er eines schönen Tages zwischen zwei Stühlen auf der Erde sitzen."

„Wieso?"

„Nun, das Volk will längst von diesen deklamirenden Vortragshelden mit ihrer Rüstkammer von abgestandenen Idealen nichts mehr wissen; und die Bürgerlichen, die „Gebildeten", finden es nicht mehr nöthig, den unbequemen Theatermantel edler Gesinnungen anzulegen. Das ist Alles veraltet und überwunden. Nur ein so naives Gemüth wie Doktor Habermann kann noch ernsthaft damit wirken wollen. Er wird sich schließlich nur der Polizei verdächtig machen — das ist Alles, was er erreichen wird."

Aenny wurde durch diesen Commentar über Doktor Habermann nicht heiterer gestimmt. Sie versuchte keine Vertheidigung, aber sie blieb nachdenklich in sich gekehrt.

Da sagte Arthur lächelnd:

„Was für ein weites Herz Du doch hast, Aenny!

Ich ſehe, dieſer Doktor Habermann nimmt mehr Platz darin ein, als ich dachte. Mir ſcheint, mir ſcheint —!"

„Arthur, aber wie kannſt Du nur —!" Thränen ſchoſſen ihr in die Augen; ſie wandte ſich ab, um ſie zu verbergen.

„Aber Kind! Sei doch nicht kindiſch! Was wäre denn dabei? Für ſeine Neigungen kann Niemand verantwortlich gemacht werden. Das iſt eine force majeure —"

„Aber wenn es nicht wahr iſt! Nie, ich ſchwöre Dir —"

Arthur ſtand auf und ſchloß ihr den Mund mit ſeiner Hand. Es war eine wunderſchöne Männerhand, die ſich da auf Aenny's Lippen legte, ſchlank und geſchmeidig, mit langen geſpitzten Fingern und glänzend polirten Nägeln. Die ſorgfältige Pflege, von welcher dieſe Hand Zeugniß gab, erſtreckte ſich über Arthur's ganze Perſon. Ein Duft von engliſchem Kölnerwaſſer ging bei jeder Bewegung von ihm aus; ſeine Wäſche war von einer blendenden Weiße, ſeine Kleidung faſt zu gewählt. Er war nicht beſonders hübſch, aber er machte einen angenehmen und einladenden Eindruck, wie ein friſchgewaſchenes, friſchgebügeltes Wäſcheſtück. Seine Wangen waren etwas bläſſer und ſeine Haare etwas dünner als es ſeinen fünfundzwanzig Jahren zukam; aber bei ſeinem geringſten Lächeln enthüllten ſich zwei prachtvolle Reihen ſchimmernder Zähne, die ſeinem mageren Geſichte den vollen Zauber der Jugend und Geſundheit verliehen.

Er ließ ſich auf den ſchmalen Rand des Seſſels

nieder, der neben Aenny's ſchlanken Hüften freiblieb, indem er ſeinen linken Arm um ihren Hals ſchlang.

„Warum denn ſo tragiſch?“ ſagte er, immer lächelnd. „Wer wird denn gleich ſchwören? Eine Neigung, die auf Geſchmackloſigkeit ſchließen laſſen könnte, iſt etwas, was ſich Frauen wie Du nicht gerne eingeſtehen.“

„Ich begreife Dich nicht, Arthur! Doktor Habermann iſt der einzige Menſch geweſen, der ſich um mich angenommen hat, ich meine geiſtig, eh' ich Dich kannte. Es hat zwiſchen ihm und mir nie etwas anderes beſtanden, als wirkliche Theilnahme und Freundſchaft —“

„Lalala! An eine ſolche Freundſchaft glaub' ich nicht. Am wenigſten von ſeiner Seite.“

Aenny warf, halb ärgerlich, halb ſchalkhaft, einen prüfenden Seitenblick auf Arthur.

„Ich glaube beinahe, Arthur —“

„Nun?“

„Du biſt eiferſüchtig auf Doktor Habermann!“

„Eiferſüchtig? Ich? Auf Doktor Habermann? Lächerlich!“

Arthur lachte geringſchätzig.

„Zudem betrachte ich Eiferſucht als das lächerlichſte Stadium der männlichen Eitelkeit. Der Mann, der eine Frau nicht kraft ſeiner Ueberlegenheit über ſie beſitzt, verdient gar nicht, ſie ausſchließlich zu beſitzen.“

„Ja ſiehſt Du, und weil Du das glaubſt, ſo —“

„Nun, ſo —?“

„Aber wirſt Du nicht böſe werden, Arthur?“

„Hältſt Du mich für ſo kleinlich?“

„Alſo, weil Du es als lächerlich betrachteſt, wenn ein Mann eiferſüchtig iſt, ſo iſt Eiferſucht etwas — was Du Dir nicht gerne eingeſtehſt.“

„Oh weh, eine Retourkutſche! Und das iſt Alles?“

Arthur's wundervolle Zähne blitzten einen Augenblick zwiſchen ſeinen Lippen hervor, aber ſein Geſicht ſah dabei nicht aus, wie das eines Lachenden.

Er ſtand auf, trat an den Tiſch und drehte ſich ſchweigend eine neue Cigarrette.

Die Stimmung wollte nicht beſſer werden. Aenny blieb nachdenklich in ſich gekehrt und Arthur heimlich gereizt.

Als er fortgegangen war, ſetzte ſich Aenny angekleidet auf den Rand ihres Bettes und ſtarrte lange in die Finſterniß.

Doktor Habermann war in der That der erſte unter den Menſchen in Aenny's Umgebung geweſen, der ihren geiſtigen Fähigkeiten Beachtung ſchenkte.

Sie hatte Wilhelm als ganz junges Mädchen geheirathet, kurze Zeit, nachdem ſie aus der Dresdener Erziehungsanſtalt, wo ſie ſich ſeit dem Tode ihrer Mutter aufhielt, zurückgekommen war. Zwiſchen ihr und ihm exiſtirte keinerlei geiſtige Gemeinſchaft; Doktor Habermann aber lehrte ſie erkennen, daß zwiſchen Mann und Weib eine geiſtige Gemeinſchaft möglich ſei, aus der eine unvergleichliche Beglückung entſpringe. Erſt da kam es ihr zum vollen Bewußtſein, daß ihre Ehe keine glückliche war, und ſie begann ſich ernſtlich mit dem Gedanken einer Scheidung zu tragen. Unter dem

Einflusse dieses Gedankens und der neuen Eindrücke, die ihr Gemüth erfüllten, verschlechterte sich ihr Verhältniß zu Wilhelm ernstlich. Dennoch kam es zu keiner Katastrophe, vielleicht, weil Wilhelm in seiner banalen Gemüthsruhe allen Anlässen zu schwereren Conflicten schon von ferne auswich und lieber seine Frau in Allem gewähren ließ, bevor er sich einem Auftritt aussetzte — vielleicht aber auch, weil Aenny's Empfindungen für ihren neuen Freund so gänzlich frei von jeder erotischen Beimischung waren.

Nie in den drei Jahren ihrer ungestörten Freundschaft kam ihr der Gedanke, daß Doktor Habermann ihr etwas anderes entgegenbringen könnte, als dieselbe innige, aber seelenruhige Hochschätzung, die sie ihm widmete.

An den langen Winterabenden, wenn Wilhelm im Klub war, saßen sie beisammen bis tief in die Nacht, und Doktor Habermann entwickelte seine Ideen, während sie, eine Meisterin in jener Kunst des Zuhörens, mit der die Frauen so gut den Eindruck schweigenden Verständnisses zu machen verstehen, theilnahmsvoll seinen Worten folgte. Er gehörte unter jene, welche von der Heranbildung eines neuen Geschlechtes edler Menschen träumen. Diese kommenden Generationen sollten Freude und Frieden bringen, Licht und Freiheit, sie sollten die Erde durch die Macht der Erkenntniß aus einem wüsten Tummelplatz egoistischer Triebe in einen Garten der Nächstenliebe und reiner Seelengenüsse verwandeln, und so weiter.

Und Aenny's Herz ließ sich sorglos auf dieser

wogenden Fluth ſeliger Worte ſchaukeln; und wenn die verwunderten Augen ihres begeiſterten Freundes zuweilen mit unverhohlener Bewunderung auf ihrem Geſichte haften blieben, ſo glaubte ſie darin nur eine ſchweigende Beſtätigung zu erblicken, daß er geneigt ſei, ſie unter die Vorboten jenes neuen Geſchlechtes zu zählen.

So war Aenny ſiebenundzwanzig Jahre alt geworden. Sie ſtand im Zenith ihrer körperlichen Blüthe, und das weibliche Selbſtgefühl ihrer Schönheit, die weder in den ehelichen Gewohnheiten Wilhelm's, noch in der unverbrüchlich reſpektvollen Zurückhaltung Doktor Habermann's die verdiente Huldigung fand, bildete einen Hintergrund dunkler und uneingeſtandener Unbefriedigung neben der reſignirten Pflichterfüllung ihrer Ehe und der überſinnlichen Einförmigkeit ihrer Freundſchaft.

Da kam Arthur in's Haus. Es war Wilhelm, der ihn brachte; denn Wilhelm ſeufzte ſchwer unter dem Joche Doktor Habermann's. Die häufige Anweſenheit deſſelben bei Tiſche verſetzte ihn in heimliche Raſerei. Doktor Habermann mit ſeiner asketiſchen Verachtung aller kulinariſchen Genüſſe, mit ſeiner unſtörbaren Mäßigkeit im Trinken und ſeinen ewigen, ernſten Geſprächen, die er obendrein in ſeiner krampfhaften, abgeriſſenen Redeweiſe von ſich gab, war für Wilhelm ein ganz unausſtehlicher Patron. Und weil er ſelbſt nicht Bildung und Urtheil genug beſaß, um ſich mit Doktor Habermann meſſen zu können, kam er auf die Idee, Arthur als Stellvertreter auf den Kampfplatz zu ſtellen.

So oft nun Doktor Habermann's Gegenwart bevorstand, brachte er Arthur mit; und dann ergötzte er sich mit Behagen an den dialektischen Uebungen, die zwischen seinem Kämpen und dem verhaßten Hausfreund entbrannten. Es gewährte ihm eine unbezahlbare Befriedigung, zu sehen, mit welcher spielenden Gewandtheit Arthur seinem Gegner ein Bein stellte, wenn dieser im schwerfälligen Laufe einer Auseinandersetzung daher getrabt kam, wie er ihn in die Enge trieb, ihn umzingelte, ihn in Fallen lockte, und all' dies mit einem freundlichen Lächeln auf seinem herrlichen Gebiß, ohne daß jemals die überlegene Ruhe seiner Kampfesweise in die hitzige Tonart übergeschlagen wäre, durch welche Diskussionen gewöhnlich für die Zuhörer unerquicklich werden.

Aenny haßte Arthur in den ersten Wochen auf das Glühendste. Sie durchschaute Wilhelm's Manöver und verachtete denjenigen, der seinen Geist in so unwürdige Dienste gab. Aber eines Tages geschah es, daß sie sich allein dem neuen Gaste gegenüber befand.

„Gnädige Frau", sagte dieser plötzlich mit einem ungewohnten Tonfall in seiner silbernen Stimme, „darf ich mir erlauben, eine Bitte an Sie zu richten?"

„Warum nicht?"

„Verbieten Sie mir, Ihr Haus je wieder zu betreten!"

Aenny war verblüfft.

Doch Arthur fuhr fort: er fühle, daß er in eine ganz falsche Position gerathen sei, daß er diese Position weder zu behaupten, noch aufzugeben die Kraft

habe; er könne sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß sie ihn unerträglich finde, und daß es das Beste sei, wenn er sich mit seinen fehlgeschlagenen Hoffnungen wieder in die Einsamkeit seiner Studirstube zurückziehe.

Fehlgeschlagene Hoffnungen?

Nun, er dürfe zwar nicht voraussetzen, daß sie sich jemals Gedanken darüber gemacht habe, warum er Gast in ihrem Hause geworden sei; unmöglich aber könne sie annehmen, daß er die lästige Rolle, die er gespielt, ohne besonderen Grund auf sich geladen habe.

Aenny war im Umgang mit dem plumpen Wilhelm und dem einfachen Habermann nicht durch die Sprache der Galanterie verwöhnt worden.

Sie verliebte sich rasch in den eleganten Skeptiker, der ihr zum erstenmale alle berauschenden Genüsse einer verfeinerten, geistig-körperlichen Cultur anbot. Und sie ergab sich um so argloser dem Liebesspiel, das er mit soviel Finesse und Anmuth inscenirte, als sie nach dem Beispiele ihres ersten Freundes auf die ehrliche Zurückhaltung dieses zweiten Freundes baute. Aber sie hatte dabei zwei verhängnißvolle Unterschiede übersehen: daß sie selbst diesem zweiten Freunde ganz anders zugethan war, und daß sich in dem liebenswürdigen Aeußeren desselben ein doppelt feindliches Wesen verbarg, der Mann aus Instinkt und aus Prinzip.

Diesem Feinde war Aenny nicht gewachsen; sie war ihm erlegen, ehe sie Zeit gehabt hatte, sich über sich selbst zu besinnen.

In ſolchen ſtillen einſamen Stunden, wenn die drei Männer, mit denen ſie ihr Leben theilte, alle gleich fern waren, verſuchte ſie wohl, ſich Rechenſchaft zu geben. Aller ſie fand Alles dunkel und verworren in ihrer Seele.

Mit den alten Begriffen von Ehre und Tugend, die ſie aus ihrer Mädchenzeit in die Ehe mitbrachte, hatte ſchon Dr. Habermann aufgeräumt. Er ſetzte an ihre Stelle ſeine eigenen Ideale einer freien perſönlichen Sittlichkeit, die nicht abhängig ſein ſollte von „conventionellen Satzungen und der gedankenloſen Schablone des Herkommens"; der Erkenntniß ſollte die That folgen, und keine That ſollte geſchehen ohne vorhergehende Erkenntniß.

Aber dieſer Doktor Habermann'ſchen Sittlichkeit hatte Arthur den Garaus gemacht; er bewies Aenny, daß die Welt durch Inſtinkte und nicht durch Erkenntniſſe bewegt werde, und daß nur ein abſtracter Träumer, wie Doctor Habermann, dem jedes Talent zur Beobachtung wirklicher Vorgänge fehle, auf die Idee verfallen könne, Erkenntniß und That in eine ſolche Beziehung zu einander zu ſetzen.

Und ſeltſam: durch ihre Liebe zu Arthur beſſerte ſich ihr Verhältniß zu Wilhelm wieder erheblich. Wilhelm war ſo gefällig gegen ſie, er ließ ſie in allen Stücken gewähren, er vertraute ihr unbedingt, er ſtellte ſo wenig Anſprüche an ſie! Und Arthur konnte ihn ſehr gut leiden; er ergriff immer ſeine Partei gegen Aenny. Ja Aenny konnte nicht daran zweifeln: Arthur's Eiferſucht war nicht gegen den legitimen Neben-

habe; er könne sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß sie ihn unerträglich finde, und daß es das Beste sei, wenn er sich mit seinen fehlgeschlagenen Hoffnungen wieder in die Einsamkeit seiner Studirstube zurückziehe.

Fehlgeschlagene Hoffnungen?

Nun, er dürfe zwar nicht voraussetzen, daß sie sich jemals Gedanken darüber gemacht habe, warum er Gast in ihrem Hause geworden sei; unmöglich aber könne sie annehmen, daß er die lästige Rolle, die er gespielt, ohne besonderen Grund auf sich geladen habe.

Aenny war im Umgang mit dem plumpen Wilhelm und dem einfachen Habermann nicht durch die Sprache der Galanterie verwöhnt worden.

Sie verliebte sich rasch in den eleganten Skeptiker, der ihr zum erstenmale alle berauschenden Genüsse einer verfeinerten, geistig-körperlichen Cultur anbot. Und sie ergab sich um so arglofer dem Liebesspiel, das er mit soviel Finesse und Anmuth inscenirte, als sie nach dem Beispiele ihres ersten Freundes auf die ehrliche Zurückhaltung dieses zweiten Freundes baute. Aber sie hatte dabei zwei verhängnißvolle Unterschiede übersehen: daß sie selbst diesem zweiten Freunde ganz anders zugethan war, und daß sich in dem liebenswürdigen Aeußeren desselben ein doppelt feindliches Wesen verbarg, der Mann aus Instinkt und aus Prinzip.

Diesem Feinde war Aenny nicht gewachsen; sie war ihm erlegen, ehe sie Zeit gehabt hatte, sich über sich selbst zu besinnen.

In solchen stillen einsamen Stunden, wenn die drei Männer, mit denen sie ihr Leben theilte, alle gleich fern waren, versuchte sie wohl, sich Rechenschaft zu geben. Aller sie fand Alles dunkel und verworren in ihrer Seele.

Mit den alten Begriffen von Ehre und Tugend, die sie aus ihrer Mädchenzeit in die Ehe mitbrachte, hatte schon Dr. Habermann aufgeräumt. Er setzte an ihre Stelle seine eigenen Ideale einer freien persönlichen Sittlichkeit, die nicht abhängig sein sollte von „conventionellen Satzungen und der gedankenlosen Schablone des Herkommens"; der Erkenntniß sollte die That folgen, und keine That sollte geschehen ohne vorhergehende Erkenntniß.

Aber dieser Doktor Habermann'schen Sittlichkeit hatte Arthur den Garaus gemacht; er bewies Aenny, daß die Welt durch Instinkte und nicht durch Erkenntnisse bewegt werde, und daß nur ein abstracter Träumer, wie Doctor Habermann, dem jedes Talent zur Beobachtung wirklicher Vorgänge fehle, auf die Idee verfallen könne, Erkenntniß und That in eine solche Beziehung zu einander zu setzen.

Und seltsam: durch ihre Liebe zu Arthur besserte sich ihr Verhältniß zu Wilhelm wieder erheblich. Wilhelm war so gefällig gegen sie, er ließ sie in allen Stücken gewähren, er vertraute ihr unbedingt, er stellte so wenig Ansprüche an sie! Und Arthur konnte ihn sehr gut leiden; er ergriff immer seine Partei gegen Aenny. Ja Aenny konnte nicht daran zweifeln: Arthur's Eifersucht war nicht gegen den legitimen Neben-

buhler in ihrer Liebesgunst gerichtet, sondern gegen den bescheidenen Freund, der sich kaum jemals vermessen hatte, ihre Hand zu küssen.

Ihn haßte Arthur; ihn suchte er mit allen Mitteln seines Geistes aus Aenny's Seele zu verdrängen.

Wie wohlwollend, wie gerecht war dagegen Doktor Habermann! Nie gestattete er sich eine gehässige Bemerkung über Arthur, und wenn er von ihm sprach, versäumte er nie, seinen Geist und seine Gaben rühmend hervorzuheben. Aenny bewunderte ihn darin; aber zuweilen, in ganz seltenen Augenblicken, wenn sie verstimmt war, oder wenn sie sich mit Arthur gezankt hatte, ging ihr wohl auch der Gedanke durch den Kopf, ob nicht Alles anders gekommen wäre, wenn Doktor Habermann nicht so objektiv, nicht so zurückhaltend, nicht so arglos wohlwollend gewesen wäre, wenn er seinen Einfluß auf sie benützt hätte, um schon von allem Anfang an den gefährlichen Eindringling aus ihrer Nähe zu entfernen.

Doktor Habermann fuhr fort, öffentliche Vorträge zu halten. Und Arthur sollte mit seiner Prognose Recht behalten.

Es war allerdings nicht die Polizei, mit der Doktor Habermann in Konflikt gerieth; aber eines Tages ließ ihn sein Chef zu sich rufen und eröffnete ihm, daß es für einen „Diener des Staates" nicht wohl angehe, so unrühmliche Dinge über die bestehende Gesellschaftsordnung auszusagen, und er stellte ihm frei,

zwischen seiner Laufbahn als Ministerialbeamter und seiner Laufbahn als Volksredner zu wählen. Doktor Habermann entschied sich für die letztere — obwohl er sich nicht verhehlte, daß man von einer so brodlosen Kunst nicht leben konnte.

Aber er war dennoch voll Zuversicht. Ueber den ersten Anfang würden ihm seine Ersparnisse hinweghelfen, und später — nun, er war von seiner Studienzeit her gewöhnt, frugal zu leben, er würde sich schon durchschlagen, und an Erfolg fehlte es ihm ja nicht.

In der That: in diesem Punkte hatte Arthur nicht Recht behalten. Ein wachsender Kreis von Anhängern schaarte sich um Doktor Habermann. Trotz seines ungünstigen Aeußern, trotz seiner erschreckenden Redeweise verstand er es, Sympathien zu erwerben und Ueberzeugungen zu wecken.

Arthur fand auch für diese Erscheinung nicht sehr schmeichelhafte Erklärungen. Er erblickte darin nur die suggestive Wirkung der eigenen Ueberzeugung; alle Menschen mit Ueberzeugung hätten eine relativ große Macht über ihre Mitmenschen. Aber diese Fähigkeit sei nichts Auszeichnendes; denn eine Ueberzeugung haben, heiße nur, eine ganze Strecke weit bornirt sein. Er nannte Doktor Habermann den „Jeremias der untergehenden Bourgeoisie", und behauptete, die Bourgeoisie sei viel zu knauserig und humorlos, um sich einen Hofnarren zu bezahlen, der das Genre der „bitteren Wahrheiten" kultivire.

Aenny war von der Wendung im Leben ihres

Freundes schmerzlich berührt. Eine ungesicherte Existenz erschien ihr als ein schrecklich hartes Loos; und überdies sah sie den Tag herankommen, an dem sie ihren Freund für lange Zeit verlieren mußte. Denn Doktor Habermann hatte ihr angekündigt, daß er einige Jahre hindurch das Leben eines Wanderpredigers führen werde.

Und als er zum letzten Male neben ihr saß, in demselben Fauteuil, an derselben Stelle, wo er Jahre lang vor ihr als seinem ersten Publikum vertrauensvoll seine Anschauungen entwickelt hatte, da überfiel sie ein großes Leid, und sie weinte fassungslos in ihr Taschentuch.

Dieser Ausbruch eines ungestümen Gefühles schien ein gefährlicher Angriff auf seine eigene Fassung zu sein. Er rückte nervös an seinen Augengläsern und räusperte sich immer wieder, ohne doch ein Wort hervorzubringen.

„Das Einzige, was mich tröstet," sagte Aenny hinter ihrem Taschentuch hervor, „das ist, daß Sie so zuversichtlich Ihre neue Laufbahn antreten. Und sie wird Ihnen gewiß nicht fehlschlagen, denn —" hier stockte sie, weil sie im Begriffe war, einen Gedanken Arthur's zum besten zu geben — „denn Sie haben die Macht der Ueberzeugung —"

Doktor Habermann räusperte sich noch immer.

„Und Sie versprechen mir, daß Sie mir fleißig schreiben werden?" fuhr Aenny fort. „Und daß Sie mir ausführlich über Alles berichten werden, so ausführlich, als säßen Sie noch hier neben mir, wie früher —?"

Doktor Habermann ſtand mit einem jähen Ruck auf und ging ein paar Schritte hin und her.

Aenny trocknete ſich die Augen und ſah ihn an. Etwas in ſeinem Ausſehen verſetzte ſie in unerklärlichen Schrecken. Er ſchien in einem heftigen Kampf mit ſich ſelbſt begriffen; offenbar rang er nach einem Worte, das er nicht über die Lippen brachte. Wollte er ihr ſeine Liebe erklären?

„Aenny — Frau Aenny —“ ſagte er ſtockend, „ich muß es Ihnen ſagen, und ich will es Ihnen ſagen. In dieſer Abſchiedsſtunde — Aenny, es giebt einen Grund, der mir das Fortgehen zu einer furchtbaren Ueberwindung macht. Und ich bringe es nicht über mich, fortzugehen, ohne mit Ihnen darüber zu reden —“

Aenny ſtarrte ihn ängſtlich an.

„Ja, es iſt vielleicht meine Pflicht, es Ihnen zu ſagen“, fuhr er fort und ſein Geſicht röthete ſich noch mehr. „Ich würde ja auch ein Kind, das im Graſe mit einer Schlange ſpielt, warnen müſſen, ſelbſt auf die Gefahr hin, es in ſeiner heiligen Unſchuld zu ſtören —“

Er heftete ſeine verwunderten Augen feſt auf Aenny. Aber Aenny hatte ihren Blick jählings geſenkt.

„Sie ſind ein ſolches Kind, Aenny. Wer die Schlange iſt, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen. Aenny, ich habe bis heute geſchwiegen; ich habe dieſen — dieſen — an Ihrer Seite — ich habe ihn geduldet — oder vielmehr erduldet habe ich ihn, denn ich hatte ja kein Recht, und habe auch jetzt keines. Aber Sie werden die Worte eines ſcheidenden Freundes nicht

mißverstehen. Jetzt können Sie mir ja glauben, daß ich keinerlei persönliche Motive habe, daß ich ihn nicht aus Ihrem Hause drängen will, um allein meinen Platz bei Ihnen zu behaupten. Ich gehe ja, ich gehe und muß ihm das Feld überlassen. Aber warnen muß ich Sie zugleich — Aenny, ich thu' es nach schweren Kämpfen! Ich habe lange mit mir selbst gerungen — ich habe mich lange und gewissenhaft geprüft — und Sie dürfen mir glauben, es ist nicht eine Ausgeburt meiner Eifersucht, wenn ich Ihnen sage, er meint es nicht gut mit Ihnen! Er hat keine reinen, ehrenhaften Absichten — nein, nein, ich täusche mich nicht! Er hat keine ehrenhaften Absichten!"

Aenny ward abwechselnd bleich und roth. Sie brachte kein Wort hervor.

„Aenny, Sie fassen diese Warnung vielleicht als eine Beleidigung auf; aber ich beschwöre Sie, erblicken Sie darin nichts als den höchsten, äußersten Act meiner — meiner Freundschaft, meiner grenzenlosen Freundschaft für Sie! Sie sind so arglos, Sie sind so unerfahren in Ihrer tiefen Seelengüte, daß Sie die Künste der Arglist, der frivolen, gesinnungslosen Arglist in ihrer ganzen Gefährlichkeit nicht erkennen, obendrein, wenn diese Arglist mit Geist und Grazie verführerisch drapirt ist. Vertrauen Sie ihm nicht, ich beschwöre Sie, Aenny! Wenn Sie mich jemals als Ihren Freund betrachtet haben, bei allen schönen und weihevollen Stunden, die wir miteinander verlebt haben, beschwöre ich Sie, Aenny, hören Sie auf meine Worte, vertrauen Sie ihm nicht!"

Aenny war erschüttert. Vielleicht, wenn er bei diesem eindringlichen, warnungsvollen Ton geblieben wäre, vielleicht hätte sie ihm zuletzt unter Thränen wie einem Beichtvater zugelispelt: „Es ist zu spät!“

Aber er ließ ihr keine Zeit dazu. Eine zornige Erregung übermannte ihn alsbald, sein Ton verwandelte sich; und während er mit wachsender Heftigkeit in Aenny zu dringen fortfuhr, nahmen seine Anklagen gegen Arthur eine immer bösere Gestalt an. Endlich rief er:

„Er ist ein Nichtswürdiger, den ich hasse wie Gift, den ich hassen werde bis zu meinem letzten Athemzug —“

„Sie hassen ihn?“ stammelte Aenny. „Aber das ist ja unmöglich! Sie, der Sie immer so gerecht, so maßvoll, so unparteiisch ihm gegenüber — aber das ist ja nicht möglich!“

Er lachte zornig auf.

„Gerade weil er sich gegen mich immer bübisch und unanständig betragen hat! Gerade, weil er mich in Ihren Augen, vor Ihren Augen herunterzumachen suchte, mich von meinem Platz neben Ihnen zu verdrängen suchte, mir immer und überall nur Mißachtung und Hochmuth bezeigte! Und ich habe mich immer und überall würdig und gerecht gegen ihn benommen — gerade, weil ich ihn gehaßt habe vom ersten Tage an! Aber er ist ein Nichtswürdiger, heute sage ich es Ihnen, Aenny. Er gehört zu denen, die aus ihrem Egoismus einen Cultus machen, die ihren eigenen Leib zum obersten Götzen erheben, er ist angefault,

er ist corrumpirt bis in's Innerste, unfähig, etwas Hohes und Heiliges zu respectiren, am allerwenigsten ein Weib! O, ich hasse ihn, ich hasse ihn, ich hasse ihn!"

Er wiederholte dieses Wort, als wollte er sich an seinem grimmigen Klang berauschen.

Aenny hatte sich erhoben. Vor diesem Ausbruche der Leidenschaft war ihre schüchterne Beichtstimmung verflogen; sie fühlte sich nur mehr in ihrer heimlichen Liebe beleidigt.

„Sie beschimpfen einen Abwesenden," sagte sie tonlos.

„Das bedauere ich; denn ich wünschte nichts heißer, als daß ich ihm einmal meine ganze Verachtung in's Gesicht sagen könnte. Ja, ich begreife jetzt, daß es Männer giebt, die sich keinen anderen Ausweg wissen, als das Duell; und wenn ich es mit meinen Anschauungen nur vereinigen könnte, so würde ich ihn fordern, ich würde ihn niederschießen, mit Wonne, mit Wonne!"

Seine Leidenschaft war mit ihm durchgegangen wie ein scheugewordenes Pferd. Er war außer sich, schlug sich mit den geballten Fäusten auf die Brust, daß es dröhnte, er häufte Anklagen, Warnungen, Schimpfworte, und seine Rede floß ihm von den Lippen, zusammenhängend, geläufig, mächtig, wie nie zuvor. Ein neuer Mensch schien plötzlich aus ihm hervorgebrochen zu sein, ein Mensch der Leidenschaft und Gewaltthätigkeit aus der gewöhnlichen undurchdringlichen Hülle der maßvollen Besonnenheit.

Aenny machte keinen Versuch mehr, ihn zu unterbrechen.

Als er endlich innehielt, plötzlich, mit einem Ruck, als käme er wieder jäh zur Besinnung, entstand eine große Stille.

Dann ging er fort, betreten, linkisch, wieder der frühere Mensch geworden, nachdem er mit Aenny nur noch einige förmliche, steife, nichtssagende Abschiedsworte gewechselt hatte, wie es zwei Menschen machen, die nach einem großen Streit unversöhnt auseinandergehen.

Am nächsten Tag fragte Arthur, als er mit Aenny allein war:

„Was hat es denn noch zwischen Dir und Doktor Habermann gegeben?"

„Ach nichts Besonderes," versetzte Aenny ausweichend.

„Er hat in diesem enigmatischen Schriftstück von mir Abschied genommen. Da lies!"

Und Aenny las:

„In dem Augenblicke, als ich für ungewisse Zeit und zu einem ungewissen Schicksale Abschied nehme, drängt es mich, ein Unrecht wieder gut zu machen.

Es ist eine der schmerzlichsten Unzulänglichkeiten der menschlichen Natur, daß ein unbewachter Augenblick die Früchte langer Selbstbeherrschung zu zerstören vermag; daß der Tempel objectiver Gerechtigkeit wie ein Kartenhaus von dem Sturmwind subjectiver Leidenschaftlichkeit umgeweht werden kann.

Vielleicht wird Frau Aenny ermessen können,

wie tief ich meine unedelmüthige Aufwallung bedauere, wenn Sie ihr dieſe Zeilen übergeben.

Auch Ihnen bin ich eine Genugthuung ſchuldig; ich glaube Ihnen dieſelbe hiermit gegeben zu haben."

„Alſo, was iſt vorgegangen? Hat er Dir zu guter Letzt noch erklärt, daß er Dich liebt?"

„Nein," ſagte Aenny und durchlief ungläubig den Brief noch einmal. „Er hat mir nur erklärt, daß er — Dich haßt und immer gehaßt hat. Deshalb weiß ich wirklich nicht, was ich von dieſem Brief halten ſoll —"

Arthur brach in Gelächter aus.

„Der arme Kerl iſt zum Märtyrer geboren! Ein Märtyrer ſeiner Liebe, ein Märtyrer ſeiner Ueberzeugung und überdies ein Märtyrer ſeiner Selbſtüberwindung — das heißt doch gründlich ſein!"

Sein Ideal.

„Da Ihre Frau nicht in die Scheidung einwilligt", sagte der Landesgerichtsrath zu Herrn Müller, „und Ihre angebliche unüberwindliche Abneigung keine gegenseitige ist, so kann Ihrem Ansuchen keine Folge gegeben werden."

„Das heißt also mit anderen Worten", versetzte Herr Müller mit einiger Erbitterung, „ich bin als Bürger verpflichtet, eine unerträgliche Verbindung aufrecht zu erhalten, bis ich meine unüberwindliche Abneigung durch irgend eine strafbare Handlung dokumentirt haben werde?"

„Ereifern Sie sich nicht, lieber Herr", antwortete der Beamte. „Es steht Ihnen ja frei, ein privates Uebereinkommen mit Ihrer Frau zu treffen; nur für eine gerichtliche Scheidung liegen nicht die nöthigen Gründe vor. Wenn jede Ehe aufgelöst werden sollte, sobald der erste Enthusiasmus der Verliebtheit vorüber ist — Du lieber Himmel, welche Ehe würde dann bestehen bleiben!"

Herr Müller schien einzusehen, daß er eine Uebereilung begangen habe, denn er empfahl sich nach einem kurzen stummen Zögern.

In tiefen Gedanken ging er die prächtige Treppe des Justizpalastes hinab, an der marmornen Themis mit den ominösen verbundenen Augen vorbei. Draußen auf der Freitreppe starrte er lange auf einen der beiden Löwen, die rechts und links herausfordernd wie zwei Corporäle der strammen Disciplin auf die Menge herabschauten, ohne Zweifel warnende Verkörperungen des Gesetzes, das löwengleich jeden auffrißt, der sich ihm in den Weg stellt. Da gab es also kein Mittel, als klüglich auszuweichen. Diese Tactik hatte ihm der menschenfreundliche Löwenwärter drinnen angerathen. Wenn er nur schon früher selbst darauf verfallen wäre, wie viele Aufregungen und schreckliche Stunden des Leidens hätte er sich und Derjenigen erspart, gegen welche er nun die nicht genügende, unüberwindliche Abneigung hegte! Zu denken, daß er sie vor kaum sechs Jahren aus Liebe geheirathet hatte! Gab es wohl in der ganzen Stadt einen unglücklicheren Menschen, als er war? Andere mochten eine Stellung, ein Vermögen, eine Geliebte oder ein theures Kind verloren haben; Andere mochten Verrath, Untreue, Gemeinheit, alles erdenkliche Ungeheure an Bosheit der Menschen oder Mißgunst des Schicksals erfahren haben — aber das war eben das Niederschlagende an seinem Unglück, daß es keinen rechten Gegenstand hatte, daß es so ungreifbar, so unsagbar, so unbestimmt war, daß es in tausend Nichtigkeiten wurzelte, die er

niemals würde Jemandem begreiflich machen können. Wer ihm zu sagen vermöchte, ob er selbst sich im Laufe weniger Jahre so sehr verändert hatte, oder ob nur sie es war, die alle Schuld an dieser jammervollen Enttäuschung trug? Wenn er gerecht sein wollte, mußte er zugestehen, daß sie eigentlich keine Andere geworden war. Zug um Zug paßte noch immer in das Wesen, das er als Bräutigam kennen gelernt, und von welchem er sich so viel dauerndes Glück versprochen hatte. Lebhaft konnte er sich noch des Augenblicks entsinnen, als sie ihm das erste Mal in einem Concert aufgefallen war, nicht wegend irgend welcher blendenden Eigenschaften, sondern gerade wegen der veilchenhaften Bescheidenheit des Benehmens, wegen der anmuthigen Sauberkeit und gewählten Eleganz der Erscheinung, für welche er schwärmte.

Er war damals dreißig Jahre alt, und seine Freunde rühmten ihm nach oder warfen ihm vor, je nach der Färbung ihrer subjectiven Weltanschauung, daß er sich einen Anflug von Idealismus bewahrt habe. Er verdankte dieses Urtheil hauptsächlich den Toasten, die er bei Turnerfesten, Gesangvereins-Ausflügen und ähnlichen Anlässen auf die „herrliche Blüthe des deutschen Wesens, die strahlende Sonne des deutschen Hauses, die reine Hüterin des heiligen Herdfeuers, auf die deutsche Frau“ in blumenreicher Rede mit seiner wohltönenden Stimme zu halten pflegte. Uebrigens war er auch durch seinen Beruf als Lehrer zu einem gewissen Idealismus verpflichtet; er nahm es ernst damit und durfte sich sagen, daß er im Vergleich

zu sehr vielen seiner Altersgenossen und Collegen wirklich ein „ideal veranlagter" Mensch war, daß er nicht bloß von Idealen schwätzte, sondern ehrlich an sie glaubte.

Daher war er keineswegs zufrieden mit der Freiheit des Junggesellenstandes und sehnte sich vermöge seiner Vorstellungen über das Glück einer eigenen Häuslichkeit und die Segnungen einer eigenen Familie aufrichtig in das erwünschte Joch der Ehe. Aber anfänglich waren seine Einkünfte zu bescheiden gewesen, und später, da er sich durch eine unverhoffte Erbschaft unter die Bevorzugten seines Standes versetzt sah, waren plötzlich seine Ansprüche so unbescheiden geworden. Es war nicht zu leugnen, daß das Ideal der Weiblichkeit durch seine Erbschaft beträchtlich an unerreichlichen Vorzügen gewonnen hatte.

Aber diesmal war er entschieden gefesselt. Mit welcher mädchenhaften Scheu wich sie seinen bewundernden Blicken aus, und wie reizend war es, daß sie doch immer wieder zaghaft zu ihm aufblickte, wenn sie anzunehmen schien, daß er wegschaute. Und wie erröthete sie, wenn er sie dabei ertappte! Wie eilig suchte sie dann mit ihrer Mutter, die neben ihr saß, ein Gespräch anzuknüpfen! Dabei lächelte sie mild, und ihre weißen Zähne schimmerten unter den feingeschwungenen Lippen. Sie sah noch einmal so hübsch aus, wenn sie lächelte; sie hatte ein eigenthümlich gewinnendes Lächeln, nicht gerade geistreich, es ist wahr, aber lieb, so lieb!

So dauerte dieses süße Augenspiel in aller Ehr-

barkeit bis zum Schluſſe des Concertes, und dann fand er natürlich eine Gelegenheit, den Damen bei Erlangung der Garderobe behilflich zu ſein. Geſtützt auf dieſe Leiſtung, wagte er es, ſich vorzuſtellen, und als Anerkennung ſeiner Verdienſte verrieth ihm die Mutter, daß ſie mit ihrer Tochter auf den ganzen Cyklus von Concerten abonnirt ſei.

Dieſem Cyklus folgte ein Ball, und dieſer Ball raubte ihm völlig das Herz. Dort ſah er ſeine Auserwählte von Tänzern umworben, mit jedem gleich liebenswürdig und gleich beſcheiden, ohne Koketterie und ohne geräuſchvolle Luſtigkeit, allerliebſt in ihrem weißen Kleidchen mit der züchtig kaum entblößten jugendlichen Büſte. Dennoch widerſtrebte es ihm, ein Mädchen auf einen Ball hin zu ſeiner Frau zu wählen; aber mit großer Bereitwilligkeit ergriff er die Einladung der Mutter in ihr Haus. Fünf Wochen ſpäter wurden die Verlobungskarten verſendet.

Er war auf dem Gipfel menſchlicher Seligkeit; ſeine Vernunft und ſein Herz hatten gleicher Weiſe die Sanction zu dieſem Bunde gegeben. Daß er ein ſo wohlerzogenes, häusliches, ſanftmüthiges, engelsgleiches Geſchöpf ſein eigen nennen durfte, das zu allen Schätzen des Gemüthes auch ſo viele äußere Reize und eine ſo erfreuliche Ausſtattung mit Glücksgütern beſaß, faßte er als wohlverdiente Belohnung ſeines Idealismus auf, und unbegreiflich ſchien es ihm nun, wie ſich denn dieſe vermeintliche Belohnung ſo grauſam in harte Beſtrafung verwandeln konnte. Alle Götter hätte er mögen zu Zeugen anrufen, daß es

nichts Häuslicheres geben konnte, als seine Emilie wenn er sie manchmal Vormittags überraschte und sie ihm entgegenkam mit vom Kochen gerötheten Wangen und der großen weißen Hausfrauenschürze, auf der kein Fleckchen war; daß es nichts Züchtigeres geben konnte als sie, wenn er im Drange seiner Zärtlichkeit ihre niedliche Hand ergriff — ein wahres Juwel von einer Mädchenhand, so weiß und so weich und mit so fabelhaft glänzenden Nägeln! — wenn er ihre zarte Gestalt an sich zog, um ihr einen Kuß auf die jungfräulichen Lippen zu drücken. Einmal hatte sie ihm in ihrer herzigen Naivetät gesagt: „Weißt Du, ich küsse Dich nur, weil ich denke, daß es meine Pflicht ist!"

Und war sie denn nicht noch ebenso häuslich, ebenso züchtig? Gewiß, daran war kein Zweifel — und doch hatte er sich die Sache als Bräutigam ganz anders vorgestellt.

Freilich war es ihm schon damals nicht entgangen, daß seine theure Emilie an sehr wenigen allgemeinen Fragen Interesse hatte. Aber sie war ja noch so jung, erst neunzehn Jahre alt, und die Wohlerzogenheit in Person, sorgfältig behütet von ihrer Mutter, die nichts Anderes zu thun hatte, als von früh bis spät diese einzige Tochter zu behüten! Er würde schon, dachte er, diese unberührte Seele heranbilden, sie Alles lehren, was sie wissen sollte, und sie ferner behüten vor allem Gemeinen der Welt, das den reinen Spiegel ihres Gemüthes beflecken und trüben könnte. Denn er war ein ideal veranlagter Mensch. In der Nähe dieser jungfräulichen Unschuld fühlte er sich beinahe geheiligt

und eine Art andächtiger Verliebtheit erfüllte ihn, wenn er ihren Leib berühren durfte. Aber vorläufig war sie so unnahbar für ihn, daß selbst er, der begeisterte Verehrer und Bewunderer der reinen Weiblichkeit, manchmal nicht genugsam seine Gedanken auf die Goldwage der Schicklichkeit legen konnte, ehe er sie herausſagte. So geschah es ihm einmal, daß er seine eigenen künftig mit Emilie zu zeugenden Kinder in die Debatte einführte. Da stand Emilie, die schon geraume Zeit unruhig herumgeblickt hatte, unter einem gestammelten Vorwand auf und verschwand. Die Mutter aber sah ihn entrüstet an und murmelte etwas von Taktlosigkeiten, die nur ein Lehrer begehen könne. Als Emilie wieder erschien, wollte er sich rechtfertigen, aber sie erröthete sehr stark und fing schnell von etwas Anderem zu reden an.

Hatte schon damals die Enttäuschung angefangen? Ach, sie hatte so unmerklich angefangen, daß ihr erster Beginn gar nicht zu eruiren war, und sie war so unmerklich gewachsen, daß sie erst nach Jahren plötzlich vor ihm stand. Vielleicht hatte sie angefangen, als Emilie in ihrem bräutlichen Staat mit verweinten Augen aus dem Zimmer ihrer Mutter trat, umrauscht von weißer Seide und wie ein mystisches Götterbild eingehüllt in einen feinen, weißen Nebelschleier, der den schwierigen Namen Tüllillusion trug und der so leicht zerreißbar war, daß Emilie, da er ihr in aufgeregtem Entzücken über ihr märchenhaft liebliches und poetisches Aussehen einen ungestümen Kuß geben wollte, unwillig ausrief: „Aber geh' doch; Du verknitterst mich ja ganz!"

Oder hatte die Enttäuschung erst angefangen, als es ihm nicht recht gelingen wollte, in ihrer schlummernden Mädchenseele, wie er so oft geträumt hatte, das Weib zu erwecken? Denn das hatte er bei seiner Schwärmerei für die reine und hohe Weiblichkeit immer stillschweigend vorausgesetzt, daß die Leidenschaft in ihr schlummern müsse, bis der rechte Mann gekommen sei, im Gegensatz zum Manne, bei welchem die leidenschaftlichen Bedürfnisse zuerst kommen, und erst viel später das rechte Weib. Aber wie, wenn überhaupt keine Leidenschaft in einer jungfräulichen Brust schlummerte und also auch der rechte Mann trotz aller Bemühungen sie nicht zu erwecken vermochte?

Die Hochzeitsreise hatten sie, weil es Sommer war, in's Gebirge gemacht. Er, ein großer Naturfreund, bemerkte, daß seine theure Emilie sehr schlecht zu Fuß war, und beschränkte ohne allen Mißmuth seine Pläne auf das Maß ihrer Leistungsfähigkeit. Nur eines Tages, als sie in der Nähe eines berühmten Kurortes in einem reizenden Waldthal lustwandelten, fühlte er sich verlockt, von dem wohlgepflegten Weg abseits die Wiesenlehne hinauf in den alten Buchenwald zu klettern. Es war in der That ein entzückender Wald, „wie im Märchen", nichts als Farrenkräuter, bemooste Felsen, Vogelsang und Blumenduft. Aber Emilie hatte keine Augen für die Natur. Sie besah fortwährend ihre netten kleinen Hochzeitsreisestiefelchen, ob sie noch nicht vertreten wären, und sagte einmal über das andere im Tone eines unterdrückten Vorwurfes: „Aber da ist ja nicht einmal ein Weg,

Auguſt! Warum gehen wir denn da, wo kein Weg iſt?“ —

Und als ſie entdeckte, daß von dem Beſatz ihres eleganten Hochzeitsreiſekleides ein Stückchen abgetrennt war, wurde ſie vollends unglücklich. „Du haſt leicht bergſteigen in Deiner Männertracht“, ſagte ſie weinend, „aber ich mit meinem langen Kleid und meinen dünnen Schuhen!“

Er ſtellte ihr vor, daß ſie geeignetere Toiletten für eine Reiſe in's Gebirge hätte mitnehmen ſollen, doch ſie antwortete hartnäckig: „Alle Menſchen gehen doch auf dem ordentlichen Weg. Wozu wären denn die Wege, wenn man nicht darauf gehen ſollte?“ Und war von dieſem Argument nicht mehr abzubringen, nicht mit allen Künſten der diplomatiſchen noch der liebevollen Ueberredung.

Da begann er zu ahnen, daß es Grenzen der Uebereinſtimmung und der gegenſeitigen Verſtändigung zwiſchen ihnen gebe.

Und dann kam die Dienſtbotenkalamität. Seine Emilie vertrug ſich mit keiner Köchin; er konnte ſich dieſer Einſicht nicht lange verſchließen. Da ſeine Schwiegermutter zu ihrem verwittweten Sohn in eine Provinzſtadt überſiedelt war, mußte er allein der armen jungen Frau die Schwierigkeiten der angehenden Wirthſchaft tragen helfen. Alle Augenblicke ereignete ſich's, daß ſie ohne Magd waren. Emilie in ihrem häuslichen Eifer fegte und kochte und putzte dann bis in die ſpäte Nacht eigenhändig, bis ſie ſo müde und verdrießlich war, daß er ihr nicht mehr nahe kommen

durfte. War dann endlich ein neues Mädchen da, so ging der Jammer erst recht los. Herr Müller hatte keine Ahnung gehabt, welche Summe von Dummheit, Bosheit, Unreinlichkeit und Ungeschicklichkeit unter der dienenden Klasse herrsche. Täglich, wenn er aus der Schule nach Hause kam, mußte er gewärtigen, Emilie durch eine neue überwältigende Sorge der Häuslichkeit tief gebeugt zu finden. Sie nahm es freilich gar zu genau, wollte ihm scheinen. Manchmal, wenn das Mädchen mit dem Abwischen des Staubes beschäftigt war, sah er seine Frau vor irgend einem Möbel mit der Gebärde einer beleidigten Königin stehen und den Namen der unglücklichen Delinquentin in eigenthümlich scharfer Betonung aufrufen. Dann setzte es unfehlbar eine längere Kontroverse über den Gegenstand Staub.

Ueberhaupt begann Herr Müller den Staub als eine der schrecklichsten Plagen des menschlichen Geschlechtes zu betrachten. Eines Tages trat er in's Schlafzimmer und erblickte von seiner Emilie nichts als die äußersten Enden der unteren Extremitäten. Der Rest ihrer anmuthigen Persönlichkeit steckte unter dem Bette. Von dort her vernahm er unbestimmte Laute der Entrüstung und des erwachenden Grolles; endlich tauchte Emilie wieder auf, ganz roth vor Anstrengung, und in den äußersten Spitzen ihrer schönen Finger hielt sie eines jener zarten Staubgebilde, welche entstehen, wenn längere Zeit irgendwo nicht gekehrt wurde. Dieses corpus delicti mit allen Anzeichen höchsten Abscheues und Ekels weit von sich haltend,

schritt sie in die Küche, um der Uebelthäterin für diese beispiellose Nachlässigkeit „gehörig ihre Meinung zu sagen“. Ach, Emilie fand alle Augenblicke einen Anlaß, der Magd „gehörig ihre Meinung zu sagen“, und dann war sie so erregt, daß August seine ganze Zärtlichkeit aufbieten mußte, um sie zu trösten. Am unangenehmsten war es aber, wenn sie ihn aufforderte, „dieser Person“ doch auch einmal „seine Meinung“ zu sagen, weil Frauenzimmer vor einem Manne immer mehr Respekt hätten; oder wenn sie ihm mit gewissenhafter Treue alle Auseinandersetzungen, die sie mit der Magd gehabt hatte, hinterbrachte. Er fand diese Seite des häuslichen Glückes nicht gerade genußreich, auch schien es ihm recht unbehaglich, alle drei oder vier Wochen ein anderes Gesicht im Hause zu haben. Daß gerade sein Haus von einem solchen Pech heimgesucht war! Viele seiner Bekannten hatten Perlen von Mägden, die jahrelang im Hause blieben, warum konnten gerade sie beide auf keine Perle kommen? Es war doppelt fatal, denn er sah immer deutlicher, daß er nicht daran denken konnte, die schlummernde Seele seiner Frau zu sich heranzubilden, bevor nicht die ersehnte Perle gefunden war.

Vorläufig waren seine Bildungsversuche von keinem nennenswerthen Erfolg gekrönt gewesen. Er hatte die Redaktion einer pädagogischen Zeitung übernommen; und da nach seinen Vorstellungen die deutsche Frau geistig ihren Mann umfassen, wenn auch beileibe ihm an Wissen nicht ebenbürtig sein sollte, so wünschte er lebhaft, Emilien einiges Verständniß für die Sache beizubringen.

Er begann mit ihr davon zu sprechen, aber als er im besten Zuge war, sagte sie ganz unvermittelt:

„Weißt Du, was für eine kecke Antwort mir heute die Köchin gab, als ich die Aschenkiste vorrückte und ihr zeigte, wie viel von der Asche hinter der Kiste statt in der Kiste war?“

Und ein anderes Mal, als sie nach dem Abendessen beisammen saßen, er mit einer Cigarre, sie mit einem ihrer feingeschmückten Ausstattungshemden beschäftigt, durch dessen abgepaßte Stickerei sie ein blaßrothes Bändchen zog, fing er wieder davon an. Aber nach einer Weile, nachdem sie das Bändchen vorne in eine niedliche Masche zusammengebunden und ihr Werk liebevoll betrachtet hatte, sagte sie, ihn wieder ganz unvermittelt unterbrechend:

„Schau doch, August, ist das nicht reizend?“ Dabei lächelte sie mit ihrem gewinnenden Lächeln, nicht gerade geistreich, aber lieb, so lieb, daß er verliebter Tropf seinen Aerger verschluckte und sie auf den lieben Lächelmund küßte.

Er versuchte es, und gab ihr die Zeitschrift zu lesen. Aber es war kein Zweifel: das Modejournal, das die Schneiderin mitbrachte, erweckte in ihr tausendmal mehr Nachdenken und Interesse als alle pädagogischen Fragen. Da gab es stundenlange Debatten, ob eine Falte tiefer oder seichter, eine Drapirung höher oder niedriger zu setzen sei, da wurde der Text zu Rathe gezogen wie ein Evangelium und die Bilder studirt wie Offenbarungen einer höheren Welteinsicht. Und wenn das Kleid glücklich zu Stande gekommen war,

rz Emiliens vollständig ausfüllte, und er selbst Platz mehr darin fand. Er hatte keine Frau r, sondern nur eine Mutter seines Kindes. Tags er war sie gänzlich absorbirt von ihren häuslichen flichten, die sich mit dem Kinde verdoppelt hatten; Abends war sie müde, schwindlig, unwohl, da hatte sie alle Schmerzen, die ein menschliches Wesen nur haben kann. Wenn er sie fragte: „Liebst Du mich denn nicht mehr, Emilie?“ so versetzte sie wohl: „O ja; warum sollte ich Dich denn nicht mehr gerne haben?“ Und wenn er dann bittend fortfuhr: „Und doch kannst Du so kalt, so abwehrend gegen mich sein?“ so gab sie entweder gar keine Antwort, oder sie sagte zurechtweisend: „Es gehört sich gar nicht, so verliebt zu sein, wenn man schon bald drei Jahre verheirathet ist!“

Sie ließ ihn fühlen, daß er sie von der Mädchenanschauung, das Weib sei ein schöner Engel und der Mann ein häßliches Thier, durchaus nicht bekehrt habe. O wie er sie haßte, haßte, gerade weil er ihr gegenüber so oft gemein und brutal geworden war! Er knirschte mit den Zähnen bei der Erinnerung an alle die Unwürdigkeiten, zu denen sie ihn mit ihrem ewigen Opferlammbenehmen, mit ihrer ewigen Miene verfolgter Unschuld gebracht hatte.

Und auf diesem Untergrund eines verheimlichten, schmählichen Kampfes sollte sich die geträumte Musterehe aufbauen lassen? Als Zugabe das Kind, die unschöpfliche Quelle pädagogischer Zerwürfnisse, der Zankapfel, der vom frühen Morgen bis zum späten

„Wo denkst Du hin!“ rief sie da erbleichend, „das ist nicht möglich, das kann nicht sein! O schrecklich!“

Von nun an kamen die Enttäuschungen hageldicht. Emilie hatte nicht nur keine Freude, sie war geradezu unglücklich, ja verzweifelt, als sich seine Vermuthung bewahrheitete. Sie weinte stundenlang bei dem Gedanken an die Leiden, die ihr bevorstanden, und besah sich täglich zahllose Male im Spiegel, um zu sehen, ob man schon etwas merke. Grundgütiger Himmel, welche Geduld hatte er in dieser Zeit nicht aufgewendet, um sie zu trösten, sie zu erheitern, ihren Muth aufzurichten!

Wahrhaftig, er hatte sein gutes Theil Leiden bei dem Werden dieses Kindes mitzutragen! Aber dafür, wenn es einmal auf der Welt wäre, gedachte er ja die deutsche Musterehe zu verwirklichen.

Und in dieser Hoffnung hatte er geduldig getröstet und geschwiegen, bis der kleine Heiland seiner Ehe geboren war.

Da trat auch mit einem Schlage die Mutterliebe bei Emilien ein. Sie hatte nur Augen und Ohren für das Kind; zwar wollte sie es nicht selbst nähren, aber die Amme mußte unausgesetzt mit dem Kinde an ihrem Bette sitzen; sie hielt sein Händchen immer in ihrer Hand, und wenn es weinte, weinte sie mit. Der Vater ging leer aus — ja, er ging immer leerer aus, je weiter die Genesung der jungen Mutter vorschritt. Und als die drei Monate ihrer Reconvalescenz um waren, sah er mit Staunen, daß sein Sohn

das Herz Emiliens vollständig ausfüllte, und er selbst keinen Platz mehr darin fand. Er hatte keine Frau mehr, sondern nur eine Mutter seines Kindes. Tags über war sie gänzlich absorbirt von ihren häuslichen Pflichten, die sich mit dem Kinde verdoppelt hatten; Abends war sie müde, schwindlig, unwohl, da hatte sie alle Schmerzen, die ein menschliches Wesen nur haben kann. Wenn er sie fragte: „Liebst Du mich denn nicht mehr, Emilie?“ so versetzte sie wohl: „O ja; warum sollte ich Dich denn nicht mehr gerne haben?“ Und wenn er dann bittend fortfuhr: „Und doch kannst Du so kalt, so abwehrend gegen mich sein?“ so gab sie entweder gar keine Antwort, oder sie sagte zurechtweisend: „Es gehört sich gar nicht, so verliebt zu sein, wenn man schon bald drei Jahre verheirathet ist!“

Sie ließ ihn fühlen, daß er sie von der Mädchenanschauung, das Weib sei ein schöner Engel und der Mann ein häßliches Thier, durchaus nicht bekehrt habe. O wie er sie haßte, haßte, gerade weil er ihr gegenüber so oft gemein und brutal geworden war! Er knirschte mit den Zähnen bei der Erinnerung an alle die Unwürdigkeiten, zu denen sie ihn mit ihrem ewigen Opferlammbenehmen, mit ihrer ewigen Miene verfolgter Unschuld gebracht hatte.

Und auf diesem Untergrund eines verheimlichten, schmählichen Kampfes sollte sich die geträumte Musterehe aufbauen lassen? Als Zugabe das Kind, die unschöpfliche Quelle pädagogischer Zerwürfnisse, der Zankapfel, der vom frühen Morgen bis zum späten

Abend zwiſchen ihnen hin und her flog! Wenn er an den Unwillen und Mißmuth dachte, mit welchem ſie es getragen hatte, ſo ſchien ihm, daß ſie dadurch alles Recht auf eine übertriebene Mutterliebe verwirkt habe. Und doch vergötterte ſie es bis zur Sinnloſigkeit. Auch als es ſchon die zarteſten Stadien der Entwickelung überſtanden hatte, war ſie nicht zu bewegen, Abends zu Freunden oder an einen Vergnügungsort zu gehen; wenn er nicht allein fortgehen mochte, mußte er zu Hauſe ſitzen und Abend um Abend die endloſen Szenen zwiſchen der Frau, dem Kind und der Köchin mitmachen. Wenn er aber mit einem Machtwort den Unarten des Kindes zu ſteuern verſuchte, ſo war es ſeine Frau, die er damit traf. Sobald das Kind beſtraft werden ſollte, gab ſie ihre gewöhnliche gleichmüthige Paſſivität auf; da wurde ſie kühn wie eine Löwin oder ſchlau wie eine Füchſin. Er konnte gewiß ſein, daß der Knabe für jede Ungezogenheit bei der Mutter Zuflucht ſuchte und fand; und verwies er ihr mehr oder weniger ſchonend ihre Einſichtsloſigkeit, ſo ſagte ſie mit erſtickter Stimme: „Komm, mein Kind, wir ſtören den Papa,“ und zog ſich tändelnd und liebkoſend mit dem Kleinen in's andere Zimmer zurück.

Dabei ging ſie von der Annahme aus, daß ein Kind eigentlich das körperliche Eigenthum der Mutter ſei und dem Vater von Rechtswegen nur ein verſchwindender Antheil daran gebühre. Mit Vernunftgründen aber war ihr in keinem Falle beizukommen; denn ſie betrachtete das Denken als ausſchließliche Auf-

Männer und die unstörbare Empfindung als
echt des weiblichen Geschlechtes. Ihr Gefühl
. Orakel, und wenn dieses ihm einmal in die
nere kam, konnte er mit Beweisen fechten so lange
r wollte, er stach immer in die Luft. Da sollte der
Teufel Pädagoge sein! Und zu denken, daß das nun
so fortgehen sollte sein ganzes Leben lang! Zu denken,
daß sie sich zwei Fremde geblieben waren, trotz der
intimen Nähe des ehelichen Verkehrs, daß sie sich nur
immer fremder werden würden!

Er begriff immer wieder nicht, wann denn das Verhängniß seinen Anfang genommen habe, wo denn der Fehler stecke, an dem ihr Verhältniß gescheitert sei. Sollte es am Ende möglich sein, daß seine Frau, als er sie heirathete, auch ihre heimlichen Ideale von der Männlichkeit gehabt, und daß er sie darin eben so sicher enttäuscht hatte, wie sie ihn in seinen Idealen von der Weiblichkeit —? Pah, das müssen sonderbare Ideale gewesen sein, denen er, er nicht entsprechen konnte! Einen pomadisirten Stutzer hätte sie verdient, einen gesinnungslosen Süßholzraspler, der sie mit Vergnügen betrog, anstatt ihr aus ehelicher Treue unbequem zu werden, aber nicht einen ideal veranlagten Menschen, wie er war.

Doch es war eine schlechte Zeit für alles Ideale! An jenem verhängnißvollen Abend war es im Grunde ja nur sein Kampf um die Wahrung desselben gewesen, welcher ihn bis zu einem so unbegreiflichen Grad zorniger Leidenschaft aufgeregt hatte. Wenn nicht einmal mehr im Lehrerverein der Idealismus hochge-

halten werden sollte, dann stand es schlecht darum. Und doch war es er allein, der sich dem Antrag widersetzte, in den Lehrplan der achten Klasse für Mädchen einen anthropologisch-hygienischen Kursus einzuschalten. Mit welchem warmen selbstlosen Eifer hatte er seine Meinung verfochten, daß die Reinheit des Denkens bei den heranblühenden Mädchen um jeden Preis gewahrt bleiben müsse, daß es unverantwortlich wäre, die köstliche Blüthe der Unschuld durch unpassende Mittheilungen zu zerstören! Denn in der Tugend der deutschen Frau ruhe die Zukunft des deutschen Volkes — und so fort im Style seiner oftbewährten Turnerfestreden.

Man antwortete ihm darauf, es gebe auch einen falschen, einen mißverstandenen Idealismus, der vielleicht mehr Unheil stifte und noch weniger Werth habe, als selbst der platteste Materialismus. Er ließ sich das nicht bieten, natürlich. Die Debatte wurde immer hitziger, von der Sache ging sie auf die Personen über, Parteien hatten sich sofort gebildet, Anzüglichkeiten, Schmähungen hüben und drüben! Alle redeten schließlich zugleich, und die Versammlung löste sich unter großem Tumulte auf.

Wäre es da nicht die Pflicht seiner Frau gewesen, ihn zu unterstützen, ihn zu beruhigen, ihn zu erheitern, als er nach Hause kam? Aber sie sagte, davon verstehe sie nichts, es sei nicht ihre Sache, in solchen Männerstreitereien mitzureden; warum er sie denn geheirathet habe, wenn er eine gelehrte Frau wünschte? Ob er denn nicht gewußt habe, wie sie in Wirklichkeit

ſei, weil er nun gar ſo ſehr an ihr herumnörgle? Und doch müſſe er wohl zugeben, daß ſie ſich nicht verſtellt, ſich auch als Braut nicht im Geringſten anders gegeben habe, als jetzt.

Dabei fing ſie zu weinen an, und das brachte ihn auf. Er wurde heftig, er ließ ſich hinreißen. Es war ſpät; das Kind ſchlief ſchon, und ſtatt aller Antwort auf ſeine wüthenden Reden bat ſie ihn wiederholt unwillig, er möge ſich mäßigen, damit das Kind nicht aufwache.

Er aber fand jetzt plötzlich Worte für Alles, was ſich ſeit Jahren ſtumm in ihm angeſammelt hatte; in ſteigendem Ingrimm überhäufte er ſie mit Anklagen und Vorwürfen. Sie ſtand ſchweigend. Endlich gab das Kind einen Laut von ſich, und ſie wollte in das Zimmer eilen. Da aber riß er ſie zurück. Sie ſei nicht für das Kind allein da, ſondern für ihn, für ſeine Erholung, für ſein Vergnügen. Er ſei der Herr im Hauſe, er habe zu befehlen. Nur zu lange habe er ihr Rechte eingeräumt und eine Freiheit, die ſie gar nicht verdiene.

Je mehr er tobte, deſto ſtummer wurde ſie. Das reizte ihn immer mehr; und ſo ſehr hatte ihn der Zorn verblendet, daß er nun gar nicht mehr wußte, wie es denn zuletzt gekommen war, daß er die Hand zum Schlag wider ſie erhob.

Ja, er hatte ſie geſchlagen! ...

Wie war das nur möglich geweſen? Ihn ſchauderte bei dem bloßen Gedanken daran. Und doch hatte er es thun können! Einer ſolchen Handlung

war er fähig gewesen! Durfte er denn noch ferner mit dieser Frau leben?

Aber das war das Unglaubliche: sie, sie wollte nun Alles vergessen und vergeben, sie, die nach einer solchen Mißhandlung ein Recht auf Scheidung hatte, sie willigte nicht darein.

Geschah das aus jener weichherzigen Seelengüte, mit der sie sogar die Fliegen, die sich zwischen den Fenstern fingen, in's Freie ließ, jener Güte, die nicht bestrafen, sondern nur verzeihen kann —? Oder war es, weil sie nicht den Muth hatte, das Odium, welches eine geschiedene Frau verfolgt, auf sich zu nehmen? Nicht den Muth verheirathet und nicht den Muth geschieden zu sein! Eine Zierpuppe ohne Verstand und ohne Geschlecht, mit verkrüppelten Empfindungen, tugendhaft nicht aus freier Wahl, sondern aus Vornirtheit, nicht aus Einsicht, sondern aus Vorurtheil, nicht aus Stärke, sondern aus Unvermögen, so sah sein vermeintliches Ideal in Wirklichkeit aus.

Und statt der erträumten Musterehe würde er wohl lernen müssen, eine Ehe zu führen, wie tausend Andere sie führten, mit der Erholung im Wirthshause und der Entschädigung durch gelegentlich wieder angenommene Junggesellenfreiheiten. Zu ignoriren und zu vergeben, darin suchten ja diese Frauen ihr Verdienst!

Das Schmerzlichste an der Sache war nur, daß er nie wieder mit seinem wohltönenden Organ in gehobener Stimmung und blumenreicher Rede seine Toaste auf die deutsche Frau würde halten können, nie

wieder in den dröhnenden Beifall hinein das ſchwungvolle Citat würde verklingen laſſen:

„Ehret die Frauen, ſie flechten und weben
Himmliſche Roſen in's irdiſche Leben —"

Nie wieder! Aber warum eigentlich nie wieder? Welchen Bezug hatte das Ideal zur Wirklichkeit? War er der Mann, der ſich durch üble Erfahrungen ſeine Ideale rauben ließ? Gab es denn etwas Verdienſtlicheres, als trotz aller Erfahrungen das Ideale der Geſinnung zu bewahren? Dieſen Troſt wenigſtens durfte er in die Zukunft mitnehmen: ſeine Toaſte waren ihm geblieben.

Schule.

Er genoß einen ausgedehnten Ruf als Arzt — allerdings weniger unter seinen Fachgenossen als unter dem großen Publikum. Sein Werk „Ueber abnorme Zustände" hatte eine an's Fabelhafte grenzende Anzahl von Auflagen erreicht. Diese Verbreitung verdankte es in erster Linie einem besonderen Umstand: es bot jedem, der ein Bedürfniß darnach fühlte, die Möglichkeit, sich für krank zu halten. Ja so viele Grade und Arten neuropathischer Symptome waren darin angeführt, daß kaum ein Mensch lebte, der sich nach gewissenhafter Erforschung seines gesammten Befindens nicht hätte sagen müssen: „auch ich bin nicht normal."

Daher war in seiner Ordination ein Gedränge wie im Stehparterre bei der Aufführung eines Sensationsstückes. Auf den reichen Barock-Möbeln seiner Wartezimmer konnte man alle Repräsentanten des menschlichen Geschlechtes finden, blaßwangige Mädchen und wohlbeleibte Frauen, unbärtige Jünglinge und runzlige

Greise, Dicke und Magere, Blühende und Verfallene. Sie lehnten in stumpfem Brüten an der geschnitzten Vertäfelung, oder sie blätterten mit nervöser Ungeduld in den Prachtwerken, die auf den Tischen herumlagen, und jeder hielt seine Nummer erwartungsvoll in den Händen.

Alle fünf bis zehn Minuten öffnete sich die Thür, und ein Diener in eleganter Livree rief die nächste Nummer aus. An der Eingangsthür der Wartezimmer aber stand mit großen, gutleserlichen Buchstaben in drei Weltsprachen angekündigt, jeder Patient habe ein Honorar von so und so viel im Vorhinein bei dem Diener abzugeben, widrigenfalls er nicht zur Ordination zugelassen werde.

Demjenigen, der alle vorbereitenden Stadien hinter sich hatte, erschien ein stattlicher Mann mit einer Brille auf einer energischen Adlernase und einem gepflegten Doktoren-Vollbart, dessen silberne Streifen verriethen, daß man nicht ohne Aufwand von Mühe und Zeit auf eine solche Stufe des Ruhmes emporsteigt. Im Uebrigen hatte sein Wesen, eine gewisse geschäftsmäßige Kürze ausgenommen, den Charakter jovialer Heiterkeit. Alle die Leiden, deren Anamnese er täglich bis in die verborgenen und nicht immer ganz reinlichen Winkel der menschlichen Psyche verfolgte, störten diese Jovialität nicht; und er liebte es, mit leutseligen Scherzen das seelische Gleichgewicht seiner Patienten wiederherzustellen.

„Nummer dreiundzwanzig", rief der Diener.

Ein blasser, junger Mann mit dem Anflug eines Bärtchens auf der Oberlippe und leidenschaftlichen

braunen Augen, der zunächst der Thüre gesessen hatte. erhob sich und trat ein.

Als er dem berühmten Mann Aug' in Auge gegenüberstand, maß er ihn von Kopf bis zu den Füßen, erröthete stark und verharrte mit finsterer Miene in einem trotzig verlegenen Schweigen, bis der Professor sich genöthigt sah, ihm durch aufmunternde Fragen nach seinem Alter, seiner Lebensführung, seinen Beschwerden die Zunge zu lösen.

Der junge Mann schien zu jener Gattung Patienten zu gehören, die selbst nicht wissen, was ihnen fehlt; endlich stieß aber der Professor bei seinen Fragen doch auf eine Abnormität.

Ein weltmännisches Lächeln verbreitete sich über sein Antlitz, und er sagte:

„Was hat Ihnen denn die Liebe gethan, junger Mann, daß Sie so ablehnend ihr gegenüber sind?"

Der junge Mann runzelte die Brauen noch finsterer.

„Sie sind doch in einem Alter, in dem man sich ihr nicht ungestraft widersetzt, das sehen Sie nun. Also Muth! Es giebt ja so viele gefällige Mädchen, die aus der Liebe ihren Beruf machen!"

Hierauf brachte der junge Mann einige abgebrochene und verworrene Laute hervor, die wie Aeußerungen des Widerwillens klangen. Das genügte dem Professor; er gab seine Rathschläge daraufhin in jener präzisen Formulirung, wie die Gewohnheit vieler Jahre sie verleiht.

Doch der junge Mann begann neuerdings in

ſeiner verworrenen Weiſe unzuſammenhängende Worte auszuſtoßen und ſagte:

„Das iſt nicht ſo einfach, Herr Profeſſor; Sie haben mich nicht recht verſtanden —“

„Dann drücken Sie ſich gefälligſt deutlicher aus“, verſetzte der Profeſſor einigermaßen ärgerlich.

Der junge Mann ſchien mit ſich ſelbſt zu kämpfen, ob er lieber gehen oder ſich deutlicher ausdrücken ſolle. Dann fuhr er fort: „Gut alſo! Die Sache iſt — ich mag mich nicht für jedes beliebige Frauenzimmer erwärmen. Die Vorſtellung eines ſolchen fremden Weſens, für das ich nur ein Geſchäft wäre, hat etwas Beleidigendes, etwas unüberwindlich Widerwärtiges für mich. Nein, ohne zu lieben und geliebt zu werden —“

„Nun, ſo verlieben Sie ſich je eher je beſſer in eine geeignete Perſon, wenn Ihnen Ihre Geſundheit lieb iſt!“

„Aber ſie, die ich liebe, iſt keine „geeignete“ Perſon!“

„Ei warum denn nicht?“

„Weil ſie verheirathet iſt!“

Der Profeſſor gewann ſeine gute Laune wieder.

„Na, das wird doch kein unüberwindliches Hinderniß ſein! Verſuchen Sie nur Ihr Glück; Sie ſind ja ein hübſcher Burſche, Ihnen kann es nicht fehlen!“

„Wie? Darf man denn einer verheiratheten Frau dergleichen zumuthen, ohne ſie auf's Tiefſte zu kränken?“

„Aber lieber Freund, aus welchem entlegenen Winkel der Welt kommen Sie denn? Machen Sie nur Ihre frommen, unerfahrenen Augen ein wenig

auf, dann werden Sie bald wiſſen, ob Sie anklopfen dürfen!“

Allein noch immer wollte der junge Mann nicht gehen. Er wiederholte einige Male ganz faſſungslos: „Das rathen Sie mir? Eine verheirathete Frau? Darauf war ich nicht gefaßt! Verheirathete Frauen? Das hätte ich nicht gedacht! —“ ſo daß dem Profeſſor, der die üblichen fünf Minuten verſtrichen ſah, die ärztliche Langmuth riß.

„Zum Kuckuck, bin ich denn Ihr Beichtvater?“ rief er. „Ich rede als Arzt; alles Uebrige iſt nicht meine Sache. Machen Sie das ab, mit wem Sie wollen.“

Und er verabſchiedete ihn ungnädig, indem er dem Diener ſchellte.

„Nummer vierundzwanzig!“ hörte der junge Mann ſchon den Diener rufen. Er ging.

Draußen auf der Treppe blieb er ſtehen. Mit ſeinem ernſten blaſſen Geſicht betrachtete er aufmerkſam dieſes üppige Stiegenhaus, gegen deſſen herausfordernden Reichthum ſein abgeſchabter Ueberrock und ſein abgegriffener Filzhut empfindlich abſtachen. Die Wände waren mit glänzendem Stuck bekleidet, ein Geländer aus getriebenem Meſſing ſäumte die polirten Marmorſtufen, über die ſich ein rother Laufteppich an der Eingangsthür der Ordinationsräume vorbei in das zweite Stockwerk hinaufſchlängelte.

Dieſer rothe Laufteppich ſchien eine magiſche Anziehung auf die Augen des jungen Mannes auszuüben.

Er ſetzte den Fuß auf die erſte Stufe und verſank

in Gedanken. Dabei gruben sich zwischen seinen Augenbrauen immer tiefer zwei böse Linien ein und seine Mundwinkel zogen sich mit einem Ausdruck schmerzlichen Grimmes herab.

Erst als Nummer vierundzwanzig aus der Ordination kam, gab er seinen Posten auf und ging eilig die Treppe hinab, ohne sich noch einmal umzusehen.

An einer der nächsten Straßenecken schien seine innerliche Bewegung wieder Herr über ihn zu werden. Er blieb stehen und starrte auf das Pflaster, ohne zu bemerken, daß die Vorübergehenden ihn verwundert ansahen. Nach einer Weile sagte er ganz laut vor sich hin: „Und wenn auch!“ und bog mit entschlossenen Schritten in die Gasse ein.

Er stieg ein Hochparterre von zwanzig Stufen hinan, ein Mezzanin von achtundzwanzig, einen ersten Stock von dreißig und so fort, bis er einen sogenannten dritten Stock erklommen hatte.

An der Thür einer kleinen Hofwohnung schellte er. Eine Dame in türkischem Schlafrock, auf dessen gelbem Atlas-Devant eine unregelmäßige Ornamentik von zahllosen Flecken prangte, öffnete ihm.

Es war fünf Uhr Nachmittags; nach einigen Ausrufen höchster Ueberraschung entschuldigte sich die Dame sogleich wegen ihres Negligees und bat ihn, nur indessen einzutreten.

Sie verschwand, und er wartete eine halbe Stunde in einem kleinen Empfangszimmer, das mit reichlichem Aufwand von getrockneten Blumen, Palmwedeln,

Photographien, Fächern, Etageren und Nippes aufgeputzt war. Ein betäubender Geruch nach Moschus erfüllte dieses Interieur; dazwischen ließ sich auch manchmal eine Welle Naphtalin spüren. Denn es war gerade um die Zeit, in welcher man die aufbewahrten Winterkleider in Bereitschaft setzt.

„Nein, wie ich mich freue, das kann ich Ihnen gar nicht sagen, lieber Hugo", versicherte die Dame des Hauses immer wieder, als sie sich, sorgfältig angekleidet, neben ihn gesetzt hatte. Theilnehmend behielt sie seine Hand in der ihrigen und rechnete ihm vor, daß schon fast anderthalb Jahre vergangen seien, seit er sich zum letzten Mal habe blicken lassen.

Sie war eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren; die außerordentliche Regelmäßigkeit ihrer Züge ließ sie noch immer schön erscheinen. Mit ihren lebhaften grauen Augen, auf deren Wimpern Stäubchen von Puder schimmerten, sah sie ihn so herzlich an, daß die finsteren Falten allmählig aus seinem Gesichte verschwanden.

„Wenn Sie nur früher zu mir gekommen wären, da hätten Sie Alles in einem ganz anderen Lichte gesehen. Aber jetzt sind Sie wieder gut auf uns, nicht wahr?"

„Gnädige Frau, lassen wir das lieber auf sich beruhen! Es giebt Dinge, über die man nicht reden kann" —

„Gott bewahre! Solche Dinge giebt es nicht! Und etwas auf sich beruhen lassen, das ist nicht nach meinem Geschmack. Lieber Hugo, in der Jugend sieht

man das Leben mit ganz anderen Augen an als ſpäter —"

„Nun, es ſcheint, daß Ihr Fräulein — Ihre Frau Nichte zu jenen bevorzugten Sterblichen gehört, die ſchon in der Jugend mit der praktiſchen Weisheit der ſpäteren Jahre begnadet ſind —"

„O Sie böſer Spötter! Wie abſcheulich war es doch von Ihnen, daß Sie ihr alle Briefe uneröffnet zurückgeſchickt haben! Uneröffnet — wo hat man das jemals von einem Mann erlebt!"

„Gnädige Frau, was ſollten dieſe Briefe noch? Die Thatſache ihrer Verlobung ſagte genug; mehr brauchte ich nicht zu wiſſen."

„O gewiß brauchten Sie mehr zu wiſſen! Lieber Gott, wie oft iſt das arme Geſchöpf hier auf dieſem Sopha in Thränen aufgelöſt gelegen und hat gejammert: „ich kann nicht, ich kann nicht!" Aber wenn man muß, kann man auch; und ſo hat ſie ſchließlich dennoch gekonnt — aber leicht iſt es ihr nicht geworden, das kann ich Ihnen ſagen."

„Und worin beſtand denn dieſes Muß, das ſie zwang, ſich einem alten und ungeliebten Mann zu verkaufen?"

„Pfui, Hugo! Soche Worte ſind nicht comme il faut! Sie hat ſich nicht verkauft, ſondern ſie hat eine Vernunftehe geſchloſſen. Ich begreife Sie gar nicht: glauben Sie denn, die arme Klara hätte nicht lieber Sie genommen? Antworten Sie mir, glauben Sie das oder nicht?"

„Wenn ſie alſo mich lieber genommen hätte, warum hat ſie dann dieſen Alten, der ihr Vater ſein

könnte, dieſen widerlichen, korrumpirten, aufgeblaſenen Patron —"

„Aber beſter Hugo, Sie kennen ihn ja gar nicht!"

„Ich habe mir ſchon Gelegenheit verſchafft, ihn kennen zu lernen! Einfach genug: ich bin in ſeiner Ordination geweſen, um mir denjenigen einmal anzuſehen, deſſentwegen mir Klara den Laufpaß gegeben hat. Und Sie mögen ſagen, was Sie wollen, gnädige Frau: es kann nur aus Berechnung geweſen ſein, daß Klara einen ſolchen — einen ſolchen —" er ballte die Fäuſte.

„Ja aus Berechnung, ganz richtig! Aber wie hätte ſie denn nicht berechnen ſollen, ich bitte Sie? Den Menſchen möchte ich ſehen, der in einer ſolchen Situation nicht berechnet hätte! Es wäre ja der reine Wahnſinn geweſen, da nicht zu berechnen. Sie wiſſen doch, daß nach dem Tode meines Bruders nichts da war als Schulden! Es iſt mir heute noch ein Räthſel, wie ſich mein ſeliger Bruder die Zukunft ſeiner Tochter vorgeſtellt hat. Ich lebte wie alle Welt in dem Glauben, daß er ſich in den guten Jahren ſeiner Praxis ein hübſches Vermögen zurückgelegt hätte. Aber da ſtand nun die arme Klara — ich mit meiner armſeligen Penſion konnte ihr keine dauernde Verſorgung bei mir in Ausſicht ſtellen. Uebrigens hätte ſie das nie angenommen, denn ſie wußte, daß ich durch den Tod ihres Vaters kaum weniger verlor als ſie ſelbſt. Ach Gott, war das ein lieber guter Menſch! Für jeden eine offene Hand, für jeden ein freundliches Wort — ſolche Menſchen kommen freilich zu keinem

eigenen Vermögen! Da mußte man ja geradezu ein Werk der Vorsehung darin erblicken, daß er die Idee gehabt hatte, in seinem Testament diesen Professor, mit dem er doch nie in näherer Verbindung gestanden war, zu Klara's Vormund zu ernennen. Ich gestehe Ihnen offen: als ich merkte, daß der Vormund so unverhofft Anstalten machte, sich in einen Bewerber zu verwandeln, dankte ich Gott aus Herzensgrund. Denn Klara war gänzlich unversorgt — um diese unumstößliche traurige Thatsache konnte man sich nicht mit Phrasen herumdrücken. Gelernt hatte sie nichts von dem, womit man sich Geld verdienen kann. Als Gouvernante — Du lieber Himmel, sie hatte ja keinen Kurs oder dergleichen gemacht, und überdieß, so ein verwöhntes Kind taugt nicht dazu. Und in ein Post- oder Telegraphenbüreau — dafür war sie denn doch zu gut, das werden Sie zugeben. Also urtheilen Sie ein wenig — wie sagt man? — objektiv: mit dem, was ihr nach dem Tod ihres Vaters übrig blieb, hätte sie vielleicht ein Jahr lang leben können — und was dann? Ja, sagen Sie mir, was dann?"

„Gnädige Frau, ich hätte jeden Augenblick mein Herzblut für Klara hingegeben!"

„Das glaube ich Ihnen gern, lieber Hugo; aber von Ihrem Herzblut hätte sie nicht leben können. Und bis Sie mit Ihren Studien fertig und in der Lage gewesen wären, sie zu heirathen, das hätte sechs bis acht Jahre gedauert — ja, sechs bis acht Jahre im günstigsten Fall, das weiß ich besser als Sie. Und wenn die arme Klara einverstanden gewesen

wäre, sich mit Ihnen in's Elend zu setzen, das hätten Sie wahrscheinlich für einen Beweis unendlicher Liebe gehalten?"

„Soll ich etwa den Beweis ihrer Liebe darin erblicken, daß sie ein liebeleeres Leben in Reichthum einem Leben in Armuth an meiner Seite vorgezogen hat?"

„Warum nicht? Lieber Hugo, Sie haben zwar eine sehr pompöse Ausdrucksweise, aber Sie werden sich doch mit der Einsicht abfinden müssen, daß die Rücksicht auf Sie nicht der letzte Grund war, der Klara zu dieser Heirath bewog —"

Hugo machte eine verächtliche Handbewegung; aber die alte Schöne ließ sich nicht beirren und fuhr in ihrer Ehrenrettung der Nichte fort. Ob er denn annehme, daß es für die Laufbahn eines Mannes so förderlich sei, wenn er mit Frau und Kindern beladen von einem Tag auf den andern nicht wisse, wie er sich durchschlagen soll? Ob er denn glaube, daß die gegenseitige Liebe eine Art Panzer sei, der gegen alle Unbilden eines sorgenvollen Daseins schütze, ohne sich abzunützen? Ob er es denn so ungereimt finde, daß ein Mädchen auf einen geliebten Mann Verzicht leiste, um sich ihm nicht für alle Zukunft als eine verhängnißvolle Last aufzuhalsen?

Sie wurde nicht müde, persönliche und soziale Motive ausfindig zu machen, die Klara's Handlungsweise zu einer korrekten und vernünftigen stempeln konnten, bis der Groll des jungen Mannes sich in resignirte Niedergeschlagenheit zu verwandeln schien.

„Was nützt mir Klara's Vernünftigkeit," sagte er, ohne aufzublicken, „wenn meine — meine unvernünftige Natur stärker ist? Ich habe mich nicht in den Armen von Andern getröstet, so wie sich Klara in den Armen eines Andern getröstet hat —"

„Ob sie sich „getröstet" hat, das ist noch die Frage!"

„Gnädige Frau, bis gestern hätte ich Ihnen das nie geglaubt; aber gestern — gestern habe ich sie zum ersten Mal nach dieser ganzen Zeit wiedergesehen. Sie saß allein in einem Wagen, angezogen wie eine Königin, schön wie eine Göttin, aber mit einem Gesicht — ! O dieses Gesicht war eine schreckliche Enthüllung für mich! Ich rannte nach Hause wie ein Verrückter, und Alles war, als ob es gestern geschehen wäre! Ich hielt es nicht mehr aus: ich mußte mir Gewißheit schaffen, ich mußte von ihr reden und reden hören, ich mußte ihn sehen, ihn, der sie besitzt —"

Und mit einer jähen Rückkehr zu seiner trotzigen Leidenschaft sprang er plötzlich auf.

„Und dieser Mensch, der ihr nur zu einem Rechenexempel gedient hat, macht sich lustig über meine Naivität! Dieser Mensch wagt es, das Beste meines Herzens mit seinen Rathschlägen zu verhöhnen und zu besudeln! O was ist das Leben für ein elendes und gemeines Ding! Man muß selbst elend und gemein werden, um es aushalten zu können. Aber gut, gut! Wenn schon aller Glauben und alle Liebe mit Fußtritten zerstampft wird, bis nichts mehr übrig bleibt von uns als ein

Haufen Schmutz, bis wir uns willig mit den anderen Schweinen im allgemeinen Sumpfe wälzen —"

„Daß doch die Männer immer gleich vom Allgemeinen reden!" seufzte die alte Dame. Und dann fing sie wieder an zu begütigen und zu beschwichtigen; und ihre verschleierte Stimme klang wie eine versöhnliche Einladung zu den Kompromissen, durch welche dieses rauhe und unbarmherzige Leben ein wenig behaglicher gemacht wird.

Vielleicht antwortete diese Stimme einer anderen Stimme, die in Hugo's Innern sprach, ohne daß er sie zu Wort kommen lassen wollte. Denn das Ende dieser Unterredung war, daß er seine Beschützerin bat, ihm ein Wiedersehen mit Klara zu ermöglichen.

Die Tage wurden immer kürzer. Es dunkelte schon, wenn der Professor, die Ordinationszimmer verlassend, in seine Wohnung hinaufstieg, wo er um fünf Uhr mit seiner Frau eine Tasse Thee zu nehmen pflegte. Dann brannte die Hängelampe in dem getäfelten Speisezimmer, der Tisch war mit goldgeändertem Porzellan gedeckt, die silberne Theekanne blinkte neben der silbernen Zuckerdose, und über Theekanne und Zuckerdose blinkten die kindlichen Augen der jungen Hausfrau. In diesem reizenden Milieu ließ er ein halbes Stündchen die psychologische Heilgymnastik des Kontrastes auf sich wirken, während er mit lächelnder Zerstreutheit das häusliche Geplauder seiner Klara anhörte.

Aber nun geschah es schon zum dritten Male seit

kurzer Zeit, daß das einladendste Stück dieser einladenden häuslichen Einrichtung fehlte, Klara. Sie stürzte allerdings wenige Minuten später herein, athemlos und mit hochgerötheten Wangen.

„Bist Du heute so früh fertig geworden?“ sagte sie. „Es ist ja erst zehn Minuten über fünf!“

„Wo warst Du denn schon wieder so lange?“ fragte er mit düsterer Stirne.

„Bei der Tante.“

Seine Stirne verdüsterte sich noch mehr. In seinen Mienen zuckte es wie das Wetterleuchten eines heraufziehenden Gewitters. Stumm setzte er sich zu Tisch und spielte mit dem Löffel, während Klara eilig ihre Ueberkleider abwarf und durch angestrengtes Gespräch die unheilvolle Stille zu bannen suchte.

„Höre Klara,“ sagte er endlich unvermittelt, „ich seh' es nicht gern, wenn Du so oft diese Tante besuchst.“

„So oft? Alle Wochen ein- zweimal —“

„Das ist viel zu oft! Das erlaube ich in Hinkunft nicht mehr!“

Klara war sehr blaß geworden.

„Aber warum denn nicht, ich bitte Dich —?“ sagte sie mit unsicherer Stimme. „Sie ist doch die einzige Schwester meines armen Vaters —“

„Nun ja, ja. Aber wenn ich Dir sage, daß mir Deine häufigen Besuche bei ihr unangenehm sind, so genügt das doch, hoff' ich. Ich habe meine Gründe.“

Klara warf einen scheuen Blick auf ihn.

„Also willst Du, daß ich sie nicht so oft besuche?“

„Das habe ich eben unzweideutig ausgesprochen."

„Aber warum denn nicht, ich bitte Dich?"

Der Professor wurde über diesen Turnus noch ungehaltener als er war. Die Tonart seiner Antworten verschärfte sich; und die uneingestandene Verlegenheit, in welcher er sich befand, machte seinen Unmuth beißend. Er konnte seine Frau in die wahren Gründe seiner Abneigung gegen die Tante nicht einweihen. Da er Klara's Unerfahrenheit und Kindlichkeit für die wichtigsten Ingredienzen ihrer weiblichen Vorzüge hielt, wollte er weder den verwandtschaftlichen Respekt noch die heilsame Weltunkenntniß ihrer Seele durch die Mittheilung verletzen, daß das Vorleben der Tante nicht von jener moralischen Integrität war, die er bei den Frauen seines gesellschaftlichen Verkehres und namentlich desjenigen seiner Gattin forderte. Deßhalb war er genöthigt, sich mit allgemeinen Redensarten durchzuhelfen, wie: „Dort kannst Du nichts Gutes lernen", oder: „Sie gehört zu jenen Personen, die mir durchaus nicht sympathisch sind" —; und überdieß mußte er auf seine eheherrlichen Despotenrechte ein unmäßiges Gewicht legen. Denn er wiederholte nach jeder unverständlichen Andeutung immer nachdrücklicher „Das genügt Dir doch, hoff' ich?"

Und Klara betheuerte immer ängstlicher: „O ja, gewiß!"

Sie erging sich aber zugleich, vielleicht in einem dunklen Drange nach Vertrauen, vielleicht nur in der Furcht, sich zu verrathen, ebenfalls in unverständlichen Andeutungen. „Ach, Du weißt nicht, wie ungerecht

Deine Vorwürfe und Dein Mißtrauen ſind," ſagte ſie und: „Gott iſt meine Zeuge, daß Du alle Urſache haſt, mit mir zufrieden zu ſein!"

Er betrachtete dieſe Aeußerungen bloß als Beweiſe von Eigenſinn und unlogiſcher Denkweiſe; und ſo artete dieſe eheliche Auseinanderſetzung ſehr raſch in einen bösartigen Auftritt aus.

Da ſtand Klara auf, beugte ihren Kopf auf die Schulter ihres Mannes, der ärgerlich abgewendet daſaß, und begann zu weinen.

Es war ein entſcheidender Augenblick.

Aber davon hatte der Profeſſor keine Ahnung.

„Dieſe verdammten Weiberthränen!" rief er erboſt und ſchüttelte Klara's Kopf unſanft von ſich ab.

„Glaube nur nicht, daß Du mich durch Thränen und Schmeicheleien von meinem Willen abbringen kannſt. Dieſe Methode der Frauen iſt mir unerträglich, merk' es Dir!"

Klara kam ſeither nicht mehr zu ſpät.

Dem Profeſſor entging dieſe Wirkung ſeiner ehelichen Taktik nicht. „Die Frauen ſind wie die Kinder," ſagte er ſich „ſobald man ihnen einmal nachgiebt, iſt man verloren." Hingegen entging es ihm anfänglich, daß ſich eine Wandlung in Klara vollzog. Sie war bis jetzt von einer gleichmäßigen, wenn auch beinahe ſtarren Ruhe geweſen; und er hatte dieſes gelaſſene Temperament, das ſich weder zu impulſiver Heiterkeit noch zu impulſiver Verdrießlichkeit ſteigerte, als das gemäßigte Klima betrachtet, in dem ſeine perſönlichen Bedürfniſſe am beſten gediehen. Nun machte dieſe

angenehme Eigenart einem wechſelvollen Regiment unbeſtändiger Stimmungen Platz. Klara war manchmal ausgelaſſen luſtig, ſehr oft ſchwermüthig und zerſtreut. Es kam vor, daß ſie ihn mit einem geiſtesabweſenden Blick anſah, wenn er etwas erzählte und eine verkehrte Antwort gab.

Er ſchenkte dieſen Wolkenbildungen auf dem Gemüthshimmel ſeiner Frau keine Beachtung. Seine Zeit war durch die beſtändig drängenden Anforderungen ſeiner Praxis zu ſehr in Anſpruch genommen, als daß er ſich mit der ſubtilen Meteorologie der Zärtlichkeit hätte abgeben können.

Empfindlich wurden ihm Klara's Zuſtände erſt, als ſie anfing, an räthſelhaften Kopfſchmerzen zu leiden. Am häufigſten pflegte ſich dieſes Uebel einzuſtellen, wenn er nach der Ordination hinaufkam. Dann war ſeine Frau allerdings pünktlich zu Hauſe; aber er mußte dennoch auf ihre Gegenwart beim Theetiſch verzichten, weil ſie ſich ſo unwohl fühlte, daß ſie zu Bette lag. Ihr Befinden war in ſolchen Fällen beunruhigend; das Licht ſchmerzte ſie ſo ſehr, daß er ſeine Beſuche im Dunkeln machen mußte, und ihre Stimme klang dumpf wie die eines Menſchen, der ſtark geweint hat oder ſtark verſchnupft iſt. Der Profeſſor nahm das Letztere an, da ſich das Leiden nur nach Klara's Nachmittags-Spaziergang einzuſtellen pflegte. Er vertröſtete ſie auf das Frühjahr; aber ſie wollte nichts davon hören. Sie war etwas wehleidig, kam ihm vor.

Gegen Ende des Winters wurde er zu einem ruſſiſchen Großfürſten nach Petersburg berufen — einer jener ſeltenen Fälle in der ärztlichen Praxis, die einem Haupttreffer gleichkommen.

Klara nahm die Nachricht von ſeiner Abreiſe mit einiger Gemüthsbewegung auf. Als ſie hörte, daß er mindeſtens eine Woche ausbleiben werde, gerieth ſie ganz außer ſich. Sie bat ihn flehentlich, er möge ſie mitnehmen, wenn er ſchon dieſe ehrenvolle Aufforderung nicht ablehnen könne.

Er tröſtete ſie, ſo gut es gehen wollte, verſprach, ihr eine Brillantbroche mitzubringen und mit ihr im Sommer ein faſhionables Seebad zu beſuchen — aber ihre Theilnahme an dieſer Reiſe ſei ein Ding der Unmöglichkeit.

Als er von ihr Abſchied nahm, warf ſie ſich ſchluchzend an ſeine Bruſt. Er war bis zum letzten Augenblick beſchäftigt geweſen; nun drängte die Zeit auf's Aeußerſte. „Aber, aber!“ ſagte er halb beglückt, halb ungeduldig; „in acht Tagen bin ich ja wieder zurück!“

„Acht Tage ſind lang! Und ich habe — ich weiß nicht, mir iſt ſo bang! Ich habe eine Ahnung, als ob — als ob nichts Gutes bevorſtünde!“

„Du wirſt doch nicht abergläubiſch ſein, Klara? Geh, ſei vernünftig, Kind — und leb' wohl, ſonſt verſäum' ich noch den Zug!“

Reich an Ehren kehrte er zurück, nicht ohne die verſprochene Brillantbroche. Zu ſeiner angenehmen Ueberraſchung fand er Klara friſch und froh. Die

trüben Ahnungen ſchienen vollſtändig vertrieben zu ſein; nie hatte er ſie ſo heiter, ſo blühend, ſo ſchön geſehen. Sie empfing ihn mit mehr Entgegenkommen, als ſie ihm jemals bezeigt hatte — nach dem Abendeſſen ſetzte ſie ſich aus eigenem Antrieb auf ſeinen Schooß und ſchlang die Arme um ſeinen Hals.

„Ich habe gar nicht gewußt, was für ein lieber, vorurtheilsloſer, großartiger Menſch Du biſt," ſagte ſie, und ihr zarter Buſen hob ſich in einem Seufzer des Glückes.

Der Profeſſor hatte gegen dieſe nachträgliche Einſicht in ſein wahres Weſen nichts einzuwenden. Klara plauderte fort, holden Unſinn nach ſeiner Meinung; aber auch Unſinn wird in den Augenblicken der Zärtlichkeit ſüß.

„Gelt, es gibt viele Dinge, die ein Mann thut, ohne daß er darüber ſprechen ſoll?"

„Das kann wohl ſein, Du kluges Mäuschen!"

„Und deßhalb ſagſt Du mir auch eine Menge Dinge nicht, die Du Andern ſagſt?"

„Wem, beiſpielsweiſe?"

„Nun, beiſpielsweiſe — Deinen Patienten?"

Er lachte, daß ſich Klara's ſchlanke Geſtalt auf ſeinen Knien ſchaukelte. „Wie kommſt Du denn auf dieſen närriſchen Gedanken?"

„Deine Patienten und ich — wir kennen Dich alſo von ganz verſchiedenen Seiten?"

„Das wäre nicht ſchlecht, wenn in dieſen kleinen blonden Kopf alle die Dinge hinein ſollten, die ich mit meinen Patienten abzumachen habe!"

„Und dieſe Dinge müſſen ein Geheimniß zwiſchen Dir und ihnen bleiben?“

„Gewiß! Aber weil ſie ein Geheimniß bleiben müſſen, wollen wir ſelber nicht länger davon reden.“

Er verſchloß ihr den Mund, indem er ſie küßte; und Klara erwiderte dieſen Kuß mit dem herzhaften Frohſinn, den ein ruhiges Gewiſſen verleiht.

Adam und Lilith.

„Männliche Anmaßung nennen Sie das, meine Gnädige? Aber was ist denn die Frau Anderes, als ein Supplement des Mannes, da sie doch aus einer Rippe des Mannes gemacht worden ist?“

„Ach gehen Sie mir mit dieser abgeschmackten, alttestamentarischen Genesis! Wissen Sie nicht, daß nach der beglaubigteren Genesis der Naturwissenschaft das weibliche Prinzip, das sich in der Zelle manifestirt, als das ursprüngliche zu betrachten ist? Uebrigens werfen die vorhergehenden Abenteuer des guten Adam ein sonderbares Licht auf die Erschaffung seiner anderen Hälfte.“

„Abenteuer vor Erschaffung der Eva? Abenteuer sind erst mit dem Weibe in die Welt gekommen, so viel ich weiß.“

„Ist Ihnen denn Adam's frühere Liaison unbekannt?“

„Vollständig. Ich dachte bis heute, daß er seine erste Liebe geheirathet habe.“

„Was fällt Ihnen ein! Der alte Weltmann Jehovah wird doch seinen Adam haben austoben lassen, ehe er ihn verheirathete! Oder glauben Sie, daß diese weise Einsicht in das Wesen des Mannes erst dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts vorbehalten war?"

„Also hat schon das Paradies seine chronique scandaleuse! Darf ich Sie bitten, meinen mangelhaften Kenntnissen in dieser Richtung ein wenig nachzuhelfen?"

„Wenn Sie mit meiner Ueberlieferung vorlieb nehmen wollen! Denn die Bibel, als offizielle Biographie des Bräutigams, geht natürlich wie alle Bräutigams-Biographien über diesen Punkt mit wohlwollendem Schweigen hinweg. Nach ihrer Version soll Adam sich beim Anblick der gepaarten Thiere plötzlich sehr einsam vorgekommen sein, worauf Gott die Bemerkung gemacht habe, daß dies nicht gut sei, um sofort zur Behebung des Uebelstandes zu schreiten.

Die Sache verhält sich aber anders. Als Adam zum Bewußtsein seiner Junggesellen-Einsamkeit kam, machte er eine Promenade durch das Paradies, vielleicht in der stillen Erwartung, auf irgend eine Zerstreuung zu stoßen. In der That geschah es, daß er Lilith erblickte. Wer war Lilith, fragen Sie? — Ich weiß das nicht genau; es heißt von ihr, sie habe in Blumen gewohnt und sich von Wohlgerüchen genährt, ein Leumund, der vermuthen läßt, daß sie nicht ohne Annehmlichkeiten war.. Allerdings scheinen diese Annehmlichkeiten ganz immaterieller Natur gewesen zu sein;

aber Adam als der würdige Stammvater aller künftigen Männer wußte nichts Besseres, als sich stehenden Fußes in sie zu verlieben und sich um Erwiderung seiner Gefühle bei ihr zu bewerben. Ich will nicht entscheiden, ob er in seiner paradiesischen Unbefangenheit nicht etwas plump dabei zu Werke ging, oder ob er überhaupt nicht nach Lilith's Geschmack war, genug, sobald sie zu merken begann, worauf Adam es abgesehen hatte, entzog sie sich verstimmt seinen Liebkosungen. Sie sagte zu ihm die authentischen Worte: „Was vermißt Du Dich, Geschöpf des Staubes? Ich bin nicht Deinesgleichen; Stärke der Geister ist meine Kraft und Wohlgeruch meine himmlische Speise. Dein niedriges Geschlecht zu vermehren, mag ich Dir nicht helfen." Damit flog sie auf einen Baum, und all' sein Zureden, Flehen, Drohen vermochte nicht, sie wieder herabzulocken, obwohl er gewiß ebenso rührende und beängstigende Dinge ausgesonnen haben mag, wie seine späten Enkel, wenn sie auf das Herz einer spröden Schönen Eindruck machen wollen. Vielleicht sagte er ihr, daß er sich in den Hidekel, der vor Assyrien fließt, stürzen werde, wenn sie seinem Liebesgram kein Ende bereite, oder vielleicht machte er es wie die Männer der Gegenwart und gab ihr zu bedenken, daß er an seiner Gesundheit ernstlich Schaden nehmen werde, wenn sie ihn dauernd dazu verurtheile, sich den Geboten der Natur zu entziehen — aber was er ihr auch sagte, sie blieb unerbittlich. Sie werden nun, fürchte ich, die ätherische Lilith eine überspannte Närrin schelten — denn ein Mann pflegt

einer Frau nur dann zu verzeihen, daß sie einen anderen Mann verschmäht, wenn er selbst der Vorgezogene ist, nicht? Ich aber kann diesem Urtheil über Lilith nicht beipflichten; ich finde sie im Gegentheil bewunderungswürdig weise. Hatte sie denn nicht Recht, die problematische Ehre, Stammmutter eines so jämmerlichen Geschlechtes zu werden, abzulehnen? Wenn der gute Adam nur einige Selbsterkenntniß besessen hätte, wäre er denn nicht selbst von seinem Vorhaben abgestanden? Doch statt sich eines Besseren belehren zu lassen, ging er hin und verklagte die widerspenstige Lilith bei Jehovah, der wohl für das jüngste Kind seiner Schöpferlaune die nämliche Schwäche hatte wie irdische Eltern für ihre theuren Ebenbilder. Jehovah schmunzelte und sagte: Diese Lilith, lieber Sohn, ist keine Parthie für Dich. Eure Individualitäten harmoniren nicht, das siehst Du ja. Schlage sie Dir aus dem Sinn; ich will Dir eine Gattin geben, die zu Dir passen und an Dir Geschmack finden wird." Hierauf fiel Adam in den bekannten Schlaf, und der große Taschenspieler hatte im Handumdrehen die Eva zu Stande gebracht. Sie ist, wie leider nicht lange verborgen blieb, eitel, schwach, beschränkt und launenhaft ausgefallen — aber wie hätte sie anders ausfallen können, da sie doch aus dem Stoffe Adam's gemacht wurde und zu ihm passen sollte —?"

Der Zuhörer gab keine Antwort und drehte mit mehr Heftigkeit an seinem Schnurrbart, als sich lediglich aus den Prinzipien einer rationellen Bartpflege erklären ließ.

„Nun, Sie schweigen?“ fragte die lachende Erzählerin nach einer kleinen Pause. „Aber so sind die Männer! Wenn man ihnen einmal einen Angriff mit gleicher Münze zurückgiebt, werden sie verstimmt!“

„Eine ganz ungerechtfertigte Generalisirung,“ versetzte er, aus seinem Nachdenken auffahrend. „Ich habe nur eben nach der mildesten Form gesucht, um einen Irrthum nachzuweisen, der sich in Ihre Darstellung eingeschlichen hat!“

„Und der wäre?“

„Lilith scheint sich um einen Grad weniger ätherisch gegenüber den Huldigungen Adam's benommen zu haben, als Sie angeben, meine Gnädige. Es ist auch vorauszusetzen, daß der paradiesische Adam seine Werbung in ehrbarer Form angebracht hat, und daß eine so engelhafte Unschuld wie Lilith mit den weiteren Liebeskonsequenzen zu wenig vertraut war, um sich im Vorhinein ein abfälliges Urtheil darüber erlauben zu können. Wenigstens halte ich die liebende Annäherung eines edlen Mannes an ein edles Weib für ein ebenso zartes als heiliges Schauspiel!“

„Sie wollen sagen, daß Lilith nicht wissen konnte, zu welchem profanen Endzweck Jehovah dergleichen heilige Vorspiele in der menschlichen Brust zu inszeniren pflegt?“

„Ich kann mir die Nachkommenschaft Lilith's nur aus dem Umstand erklären, daß sie dem unglücklichen Adam ihre Mißbilligung erst zu verstehen gab, als sie sich durch die Erfahrung von seinen wahren Absichten überzeugt hatte.“

„Warum aber schreiben Sie ihr denn eine Nachkommenschaft zu?“

„Weil es Frauen giebt, die ihre Abstammung von Lilith nicht verleugnen können, Frauen, die alle jene glänzenden Vorzüge im Vereine mit jener Herzenskälte besitzen. Das Benehmen solcher Frauen gleicht noch heute auf's Haar dem ihrer Aeltermutter; sie locken durch ihre Schönheit, durch ihre Liebenswürdigkeit, durch ihren Geist den immer noch adamitisch einfältigen Mann an sich, und so bald er wie der alte Adam mit seiner Bewunderung Ernst machen will, fliegen sie davon. Ich gebe diesen Frauen den schönen Namen Lilithstöchter; gewöhnlich nennt man sie allerdings mit einem weniger schönen — Koketten.“

„Anzüglichkeiten, lieber Freund? Das ist wider alles gesellschaftliche Völkerrecht! Und noch dazu so bösartige! Da bleibt mir nichts anderes übrig — ich mache es in der That wie Lilith und flüchte mich.“

Sie schlüpfte mit lächelnder Grazie hinter dem niedrigen Tischchen hervor, an welchem sie mit ihm allein gesessen hatte, und gesellte sich unbefangen zu einer in der anderen Ecke des Salons plaudernden Gruppe. Er erhob sich gleichfalls und zündete sich, nicht ebenso unbefangen, eine Cigarre an. Seine Hand zitterte dabei; und als er ein Gespräch mit dem herbeitretenden Hausherrn anknüpfte, vibrirte in seiner Stimme noch merklich hörbar die Erregung.

Es war nicht zum ersten Mal, daß eine anfänglich heitere Unterhaltung zwischen ihm und ihr diese besondere Wendung nahm; ja in der letzten Zeit

konnten sie ausgehen von was immer, die Wendung war unvermerkt da, und alsbald entzog sich die junge Frau unter mehr oder minder geschickten Vorwänden der Fortsetzung des Gespräches.

Er aber verlor bei jeder Erneuerung mehr von seinem Gleichgewicht. Er liebte diese Frau. Und warum hätte er sie nicht lieben sollen? Sie war Wittwe, sie war unabhängig; und er selbst befand sich in einer Lage, die ihn berechtigte, sich als eine sehr entsprechende Parthie zu betrachten. Hielt sie ihn dafür? Er konnte nicht in's Klare darüber kommen. Sie wich seinen Wendungen nach dieser Richtung geflissentlich aus, das war gewiß, aber ebenso gewiß war es auch, daß sie sich mit ihm besonders gut unterhielt, daß sie ihn bevorzugte, daß sie ihn auszeichnete. Sie ließ alle Gaben ihres Verstandes vor ihm mehr als vor Anderen leuchten, und der Eindruck, den sie damit auf ihn hervorbrachte, konnte ihr unmöglich entgangen sein. Sie fascinirte ihn geradezu; er erinnerte sich nicht, daß andere weibliche Wesen, in welche er verliebt gewesen war, eine solche unwiderstehliche Anziehung auf ihn ausgeübt hätten. Wenn sie ihn mit ihren klaren, kühlen Augen, in denen Witz und Schalkhaftigkeit manchmal ganz magisch funkelten, ansah und lachte, dann brodelten die Gefühle in seinem Herzen so heiß, daß es überzugehen drohte. Denn gemeinschaftliches Lachen ist wie gemeinschaftliches Weinen das erste Allarmsignal für den großen Störenfried, der sich so schnell in die intellektuellen Beziehungen zwischen Mann und Weib einzuschmuggeln weiß.

Freilich war es mit dem Lachen, für ihn wenigstens, schon vorbei; er wünschte auf das Sehnlichste, sich Gewißheit über die Absichten seiner Angebeteten zu verschaffen, und konnte doch nicht dazu kommen, weil sie seinen Versuchen aalglatt entschlüpfte. Es kränkte ihn, er ärgerte sich darüber, litt alle Qualen des verletzten Stolzes — und fand sie nur um so begehrenswerther in ihrer lächelnden Unnahbarkeit.

Daher war sein Entzücken nicht gering, als sie ihm beim Abschiede die Hand reichte und ernsthaft sagte: „Ich bin Ihnen eine Antwort auf einen Angriff schuldig geblieben, kommt mir vor; wollen Sie mir morgen Vormittag Gelegenheit geben, diese Schuld abzutragen, indem Sie mich besuchen?“

Er hatte sie bis jetzt nur an dritten Orten treffen können; sie wohnte seit dem Tode ihres Mannes allein und führte ein ziemlich zurückgezogenes Leben. Diese Einladung, sie zu besuchen, erschien ihm als ein unzweifelhaft günstiges Zeichen; er ging so glücklich nach Hause, als hätte er schon ihr Jawort erhalten.

Aber er fand es nun, in der traulichen Ungestörtheit ihres kleinen Empfangszimmers ihr zur Seite sitzend, nicht so einfach, aus dem leichten Ton der gesellschaftlichen Umgangsformen in den ernsten Ton seiner leidenschaftlichen Gemüthsbewegung überzugehen.

Sie plauderte unbefangen, mit Einfällen spielend, als seien alle Fragen des Lebens ein für sie gewundener Blumenkranz; und ihr Gespräch war durch

die Lebhaftigkeit ihres Mienenſpiels, ihrer Blicke, durch die gewinnende Grazie ihrer Geberden kolorirt, wie ein Kupferſtich durch transparente Farben. Der Liebende empfand es faſt ſchmerzlich, daß ſie ihre ruhige Heiterkeit ſo garnicht verlor, daß keine jener ſüßen Pauſen in der Unterhaltung eintrat, welche auf Unausgeſprochenes und Unausſprechliches zwiſchen zwei Menſchen deuten.

„Ich gedenke Ihnen heute eine ernſthafte Vorleſung zu halten, wiſſen Sie das?“ ſagte ſie auf einmal wie aus plötzlichem Entſchluß. „Es iſt Ihnen geſtern ergangen, wie dem Columbus, der einen neuen Welttheil entdeckt und ihn blos für die andere Seite eines alten hält. Sie entdecken eine neue Frauenſpezies und verwechſeln ſie zugleich gröblich mit einer vulgären anderen. Werden Sie mir Ihre Aufmerkſamkeit ſchenken, wenn ich Sie über Ihren Irrthum und über das volle Verdienſt Ihrer Entdeckung aufkläre?“

„Sie nehmen eine viel zu edle Rache, gnädige Frau,“ verſetzte er, froh über dieſe Wendung zur Sache; „ſagen Sie lieber, daß ich mich taktlos, unartig, roh, impertinent, oder was Sie ſonſt wollen, benommen habe. Ich verdiene nichts Beſſeres!“

„Aber Sie verderben mir ja mit dieſem voreiligen Widerruf meine ganze Auseinanderſetzung, lieber Freund! Sind Sie denn bereit, zu widerrufen, daß -“

„Alles zu widerrufen, was Sie wollen, gnädige Frau. Verzeihen Sie mir meine Unart, und ſprechen wir nicht weiter davon. Beim Himmel, Sie wiſſen nicht —“

„O doch! Ich weiß zum Beispiel nur zu gut, daß Sie geneigt sind, trotz Ihrer genauen Kenntniß der Lilithstöchter denselben Irrthum wie Adam zu begehen —"

„Nichts mehr von Lilith und Adam, gnädige Frau, ich bitte Sie! Sie müssen ja längst bemerkt haben, wie sehr es mir darum zu thun ist, ernsthaft zu sprechen —"

„Ernsthaft, mit mir? Lieber Freund, ich fürchte, Sie machen es wie die Leute, welche gewisse Blüthen gebacken zu essen pflegen."

„Inwiefern?"

„Sie begnügen sich gleichfalls nicht mit dem Duft und der erfreuenden Erscheinung dieser Blüthen, sondern wollen sie durchaus auf das Feuer stellen, um sie in Speise zu verwandeln. Sie bedenken nicht, daß Blumen das Gebackenwerden garnicht vertragen, daß ihnen dabei ihr eigentlicher Werth genommen, ihr spezifischer Reiz schmählich verdorben wird. Und ist denn Alles, was nicht eßbar ist, überflüssig im Haushalte der Natur?"

„Sollten wir nicht endlich diese Sprache aufgeben, gnädige Frau? Damit werden Sie das, was Ihnen leider an meinen Empfindungen zu mißfallen scheint, nicht hinwegscherzen. Glauben Sie mir, es ist an der Zeit für mich, ehrlich und geradeheraus zu sprechen. Denn wie schön und anmuthig Sie auch sind, Sie dürfen sich doch nicht mit einer Blume identificiren. Können Sie vergessen, daß Sie ein Weib sind, ein süßes, liebenswürdiges, entzückendes Weib — und muß

dieſer Umſtand nicht ſelbſt in Ihren Augen meine materielle Auffaſſung Ihrer Weſenheit rechtfertigen?“

„Gut alſo, ich bin ein Weib und keine Blume, das iſt ſchlagend. Und doch kommt mir vor, daß ich Ihnen als Weib eine gänzlich unbekannte Größe bin. Mit welchem Rechte ſchließen Sie aus meinen geſellſchaftlichen Vorzügen auf meine weiblichen Vorzüge? Sie haben ſich oft mit mir unterhalten, ſehr gut unterhalten, wenn das Maaß dieſes Vergnügens gegenſeitig das Gleiche war — aber weil eine Blume wohlriechend iſt, wer ſagt Ihnen, daß ſie deshalb auch wohlſchmeckend ſein muß? Verzeihen Sie mir den Rückfall: es könnte jedoch ſehr leicht ſein, daß die Intelligenz zu den Blumen gehört, welche das Gebackenwerden nicht vertragen. Ich erkenne die Superiorität des Kochſalates im Punkte ſeiner Verwendung gerne an; nur will ich nicht dafür verantwortlich gemacht ſein, daß die Natur nicht ausſchließlich Gemüſe wachſen läßt.“

„Sie ſuchen Ausflüchte, gnädige Frau. Jetzt, da ich ſehe, daß Ihnen meine wahren Abſichten kein Geheimniß geblieben ſind, empfinde ich Ihre Methode der Unterredung ſehr peinlich, ja, ſeien Sie mir nicht böſe, ich finde ſie frivol. Welches Intereſſe können Sie daran haben, mich vergeblich hinzuhalten? Es wäre beſſer, wenn Sie mir offen ſagten: „ich habe mein Spiel mit Dir getrieben, weil es mich beluſtigte, und weil ich nichts Ernſthaftes dahinter glaubte; mehr als ein Spiel biſt Du mir nicht werth, und ſomit ſind wir geſchiedene Leute“. Warum aber verhöhnen Sie meine Empfindungen mit unpaſſenden Vergleichen?

Warum verſuchen Sie das Spiel fortzuſetzen, da Sie doch ſehen, wie grauſam es iſt? Bei Gott, daß ein Mann ein ſchönes und begabtes Weib begehrenswerth findet, daran iſt nichts Lächerliches und Verächtliches! Oder wollen Sie mir die Bitterkeit Ihrer Zurückweiſung durch ſolche Umſchweife weniger fühlbar machen? Das wäre ein verfehltes Unternehmen; ſagen Sie mir lieber unumwunden, daß Sie mich nicht lieben können: dafür bedarf es weder einer Entſchuldigung noch einer Erklärung."

Er erhob ſich in großer Aufregung und ging einige Male auf und nieder. Als er bemerkte, daß ſie ihn mit den Blicken verfolgte, trat er wieder zu ihr. Sie hatte den Ellbogen aufgeſtützt und ſah ihn nachdenklich an; er glaubte in ihren Augen einen feuchten Schimmer zu gewahren. Da ſchmolz ſein Zorn ſogleich.

„Sphinx, Sphinx!" ſagte er halb vorwurfsvoll, halb zärtlich. „Ich fühle, ich weiß es, Sie ſind mir gut — und können mich doch ſo kaltblütig quälen? Ewige Unbegreiflichkeit der weiblichen Empfindung! Sagen Sie mir doch, was Ihnen an mir nicht recht iſt! Sie ſehen, welche Macht Sie über mich haben: ich will mich ja in Alles fügen; nur ſprechen Sie, erklären Sie mir: kann eine Frau wirklich einen Mann lieben und ihn dennoch abweiſen?" Er ergriff ihre Hand; ſie entzog ihm dieſelbe nicht. Mit einem halben Lächeln antwortete ſie:

„Es wird wohl vorgekommen ſein, weil dieſe Situation ſchon poetiſch verherrlicht worden iſt. Armer Freund, erinnern Sie ſich an die Ballade von der

treuen Schwesterliebe? Ich glaube, die Auserwählte des Ritters Toggenburg muß ihrer wahren Beschaffenheit nach auch eine natura frigida gewesen sein, oder eine Lilithstochter, wie Sie sagen. Da konnte sie freilich nichts Besseres thun, als nach bündiger Klarlegung ihres Standpunktes in's Kloster zu gehen. Wenigstens setzte sie sich nicht der Gefahr aus, eine kaltblütige Kokette gescholten zu werden."

„Gnädige Frau!"

„Aber was soll eine solche Lilithstochter des neunzehnten Jahrhunderts thun, wenn ihre Ueberzeugungen es ihr nicht gestatten, sich einen Seelenbräutigam anzuschaffen und ihre Tage in klösterlicher Einsamkeit zu beschließen? Ich gestehe Ihnen, es würde mir sehr schwer fallen, künftig auf Ihren Umgang zu verzichten, weil sich in Ihre Auffassung meiner Person ein kleines Mißverständniß eingeschlichen hat. Ich wäre daher aufrichtig glücklich, wenn Sie sich dazu verstehen wollten, in das gelobte Land einer mehr philosophischen Auffassung der Weiblichkeit zu ziehen —"

„Das heißt, Sie erwarten, daß ich aus diesem gelobten Land ein besseres Verständniß für die Schwesterliebe mitbringen werde?"

„Und würde ich mich da sehr täuschen?"

„Das weiß ich nicht; denn ich habe ebenso wenig Neigung in dieses gelobte Land zu ziehen, wie Sie Neigung haben, in's Kloster zu gehen. Wir werden uns überhaupt schwer verständigen, gnädige Frau. Wir unterhandeln in zwei verschiedenen Sprachen, die wir gegenseitig nicht verstehen; ich spreche

die Sprache einer tiefen und hingebungsvollen Empfindung, Sie die Sprache — Ihres Geistes."

„Und doch haben Sie diese Sprache bis jetzt so gut verstanden! Ja es kommt mir vor, als hätte ich gerade damit die unbeabsichtigte Wirkung hervorgebracht, die uns jetzt zu entzweien droht. Aber Sie haben Recht; wo die Liebe anfängt, hört der Geist auf. Nirgends ist er so überflüssig wie hier; und ich bedauere den Mann, der sich irrthümlicher Weise in den Geist einer Frau verliebt. Er wird ihm bald unbequem werden, ganz wie ein neugieriger Zuschauer, der zwei Verliebte beobachtet. Zu einer Hochzeit, sagte mir einmal jemand, gehören nur zwei Personen, sogar der Geistliche ist schon zu viel. Sicherlich aber würde sich jeder Mann bedanken, wenn er den Geistlichen mitheirathen und begleitet von seinen salbungsvollen Ermahnungen und beschaulichen Reflexionen das Ehebett besteigen müßte. Oder wären Sie am Ende geneigt?"

Er ergriff von Neuem ihre Hand und sagte zwischen Lachen und unterdrückter Bewegung:

„Ja beim Himmel, vorausgesetzt, daß Sie die Dritte im Bunde wären!" Dann fuhr er leidenschaftlicher fort: „Kann ich Ihnen denn nicht ein einziges gutes Wort entlocken, ein einziges Wort aus dem Herzen? Sie weiden sich an meiner Fassungslosigkeit und spotten über mich, indeß ich unsäglich leide! Sie sehen, wie sehr ich Sie liebe, daß ich an ihren Augen, an Ihren Lippen hänge und mich nicht loszureißen vermag, um diese unnütze Unterredung zu beenden, obwohl es das

einzig Verständige und Würdige für mich wäre. Harte, kalte Seele! Wie kann man so ruhig, so ungerührt bleiben in dem Augenblick, als man über das Lebensglück eines Menschen entscheidet, den man schwesterlich zu lieben vorgiebt?“ Dabei preßte er ihre Hand mit so ungestümer Heftigkeit, daß sie sich mit einem Laut des Schmerzes unwillig losriß. Und unwillig sagte sie:

„In der That, es wäre das Verständigste und Würdigste, diese unnütze Unterredung abzubrechen. Ich bemühe mich vergeblich, Ihnen die Beschaffenheit meiner Zuneigung verständlich zu machen, und ernte nur den Vorwurf, daß ich über Ihre Leiden lache. Ich habe keine Ursache, zu lachen. Es ist wahr, ich theile diese Leiden nicht und begreife sie, der Empfindung nach, auch nicht. Aber ich habe mich wenigstens durch Nachdenken darüber orientirt. Sollten Ihnen nicht auch meine individuellen Leiden eines Nachdenkens werth sein? Lieber Freund, einen Menschen, der etwas scheinbar Unbegreifliches, Verkehrtes, Widernatürliches in seinem Wesen hat, mit dem beliebten „aber wie kann man nur“ abzufertigen, das ist so übel angebracht, als würden Sie einem Blinden zurufen: „Aber wie kann man nur blind sein!“ Und es giebt Erblindungen der Empfindung, angeborene oder erworbene, was weiß ich, die durch vernünftige Einwände ebenso wenig zu heilen sind, wie die körperliche Blindheit. Ja vielleicht ist jeder Mensch an irgend einer Stelle seines Verstandes oder seines Herzens blind; und man sollte jede Individualität als ein Elementar-

ereigniß betrachten, als eine unumstößliche Thatsache, die durch Regeln und Vorschriften, gute Lehren und gute Beispiele nicht hinweggeschafft werden kann —"

„Gnädige Frau, warum flechten Sie mich auf's Rad, ehe Sie mir den Todesstreich versetzen? Seien Sie barmherzig und machen Sie mir den Garaus ohne Federlesen!"

„Deshalb müssen Sie sich ohne zu hadern in das Unabänderliche schicken. Wenn Sie mir weniger theuer wären, würde ich Ihnen ohne Federlesen sagen, daß ich einfach nicht gesonnen bin, mich wieder zu verheirathen, und von der mir zugedachten Ehre aus Gründen, die nur mich allein angehen, keinen Gebrauch machen kann. Aber von Ihnen möchte ich nicht verkannt, ich möchte von Ihnen gerecht beurtheilt werden. Es schien mir gestern, als hätten Sie Eignung dazu; wollen Sie sich jetzt aus ungeduldigem Verdruß mein Vertrauen verscherzen?"

„Verzeihen Sie mir! Wenn es sich um diesen Preis handeln soll, bin ich ja gerne geduldig."

„Ich habe Ihnen freilich nicht viel anzuvertrauen. Denn mein Leben ist an äußeren Erlebnissen so arm, als es dem eines wohlerzogenen Mädchens nur immer angemessen sein kann. Ich bin mit zwei viel jüngeren Brüdern aufgewachsen und genau so erzogen worden, wie alle jungen Mädchen angesehener Bureaukratenfamilien. Damit ist alles gesagt, was über meine Existenz bis zu meinem einundzwanzigsten Lebensjahre zu sagen ist; sie war so geordnet, so sittsam, so ruhig, oder von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachtet,

ſo borniert, ſo leer, ſo unnütz, wie es ſich gehört. Sie merken, ich war ein wohlerzogenes Mädchen par excellence, ein wahres Muſterexemplar der Jungfräulichkeit, und meine Unſchuld unberührt in einem Grade, daß ſelbſt die rigoroſeſte alte Hofräthin nichts daran auszuſetzen gehabt hätte. Die ſorgfältige Ueberwachung, die mir zu Theil wurde, bürgte dafür; meine Zeit war weislich ausgefüllt mit Muſik, fremden Sprachen, höherer Töchterſchulpoeſie und dem unerſchöpflichen Borne weiblicher Handarbeiten. Daneben wurden mir ſoviel Literatur- und Geſchichtskenntniſſe vorgekaut, als für den ſchwachen Magen der Mädchenhaftigkeit zuträglich iſt. Ich war alſo auf das beſte präparirt, in jener Weiblichkeitsſphäre weiter zu gedeihen, deren Horizont mit Windeln und häuslichen Schürzen verhängt iſt; ich war vollkommen dazu ausgebildet, eine jener tugendlichen Gattinnen zu werden, deren höchſte Inſtanz in allen Lebensfragen die geiſtige Befähigung ihres Hausherrn iſt, und die in der hora legalis der ehelichen Zärtlichkeit eine volle Befriedigung ihrer Anſprüche an das Glück und den Zauber des Daſeins finden. Es muß aber in dem vorſichtigen Plan dieſer Erziehung irgend ein Umſtand unbeachtet geblieben ſein. Vielleicht beſaß ich um eine Schattierung zu wenig natürliche Widerſtandsfähigkeit, oder vielleicht nur um eine Schattierung zu viel Vertrauen in die Ehrlichkeit meiner Umgebung; denn ich nahm mit dem rührenden Köhlerglauben eines glücklichen Naturells alle Märchen über die Beſchaffenheit der Welt für baare Münze. Ich hatte mir alle

Erſcheinungen darin nach den Daten, die mir überliefert wurden, vollſtändig zurechtgelegt und war weit entfernt davon, meine klägliche Unwiſſenheit und Betrogenheit zu argwöhnen. Sagen Sie mir, iſt die Unſchuld wirklich ſo köſtlich, daß ſie um den Preis einer ſo unwürdigen Borniertheit künſtlich gezüchtet zu werden verdient?

Es iſt ſelbſtverſtändlich bei meiner ſtandesgemäßen Erziehung, daß für einen Bräutigam vorgeſorgt wurde, als die Zeit dazu gekommen ſchien. Ich kannte dieſen Bräutigam ſchon einige Jahre, ehe ich mich mit ihm verlobte — ohnedies eine vortheilhafte Ausnahme gegenüber der Regel! — das heißt, was man ſo kennen nennt. Er war ein jüngerer Freund meines Vaters, der alle vierzehn Tage auf ein Kartenſpiel zu kommen pflegte; dabei hatte er Gelegenheit, meine häuslichen Vorzüge kennen zu lernen. Wenigſtens hieß es ſo, als wir uns verlobten; es muß alſo in der Art und Weiſe, wie ich ‚guten Abend‘ ſagte, ein beſonderer häuslicher Vorzug geweſen ſein, denn ich erinnere mich nicht, erheblich mehr mit ihm vorher geſprochen zu haben. Wir waren uns in Wahrheit gänzlich fremd. Ich meinestheils hatte ja in meiner phyſiſchen und geiſtigen Mädchenbeſchränktheit über die Männer im allgemeinen und über dieſen Mann im beſonderen ſehr unzulängliche Vorſtellungen. In mir verwirklichte ſich jenes Meiſterſtück der Wohlerzogenheit: ich war zwanzig Jahre alt geworden, ohne über die näheren Umſtände der menſchlichen Provenienz im Geringſten unterrichtet zu ſein.

Daher war ich nach dem Ausſpruche meines

Bräutigams vollständig ein harmloſes, unverdorbenes Kind. Er fand das ganz in Ordnung und behandelte mich danach. Ich bedeutete für ihn ein angenehmes, erheiterndes Spielzeug, mit dem er ſich jeden Abend, wenn er von ſeinen Geſchäftet ermüdet war, einige Stunden unterhielt. Was hätte ich ihm, dem vierzigjährigen gereiften Mann, in meiner Einfalt und Unbildung auch ſein können? Wir liebten uns trotzdem ſehr, ſagten die Leute; er konnte an mir ſeine Ueberlegenheit üben und genießen, ſowie die Beſchützerrolle ungehindert ſpielen, die den meiſten Männern eine ſo hohe Befriedigung gewährt. Und ich fühlte mich durch die Aufmerkſamkeiten dieſes angeſehenen, ernſten Mannes äußerſt geehrt und geſchmeichelt, eines Mannes noch dazu, deſſen Einkommen ſeiner künftigen Frau gänzlichen Müßiggang, ſelbſt bei einem halben Dutzend Kinder, verbürgte — und Sie wiſſen ja, welche Rolle die Garantie des Müßigganges bei einer wohlerzogenen, verſtändigen Tochter ſpielt, ſobald es ſich um die Wahl eines Gatten handelt. Ein unbegrenzter Reſpekt vor meinem Bräutigam erfüllte mich. Selbſtverſtändlich nahm er dieſen Reſpekt für ein ſicheres Kriterium künftigen Eheglückes. Er verdiente ihn auch, ich gebe es zu; aber es wäre beſſer für uns beide geweſen, ich als ſeine Braut hätte weniger überſinnlichen Reſpekt, ſondern eine mehr irdiſche Empfindung für ihn gehegt. Denn der Dienſt des unbarmherzigen Tyrannen, welcher in der Ehe auf legalem Wege beſorgt wird, kontraſtiert zu empfindlich mit dem, was man im bürgerlichen Leben Würde und Anſehen nennt. Und wenn kein

Mann für seinen Kammerdiener ein Held ist, so ist er es noch viel weniger für — seine Gattin.

Ich sehe, Sie sind unwillig über meine Frivolität, lieber Freund; aber ich wollte Ihnen nur andeuten, welche verhängnißvolle Ergänzung der Pharisäismus unserer Sitten zu dem Schicksal gebildet hat, das durch meine natürlichen Anlagen vorbereitet war. Sie wissen, es ist eine allgemein menschliche Schwäche, die eigene Schuld auf andere Schultern behufs Erleichterung ihrer Bürde zu wälzen; deshalb glaube auch ich, daß meine natürliche Verkehrtheit sich gemildert hätte, wenn ihr entgegengewirkt, anstatt daß sie unverständig genährt worden wäre. Fand es doch sogar mein Bräutigam ganz in Ordnung, daß ich ihm nie aus freien Stücken einen Kuß gab; und es schien ihm nur eine reizende Konsequenz meiner jungfräulichen Sittsamkeit, wenn ich dem Seinigen mit verlegenem Unbehagen entschlüpfte. Uebrigens hatten wir nicht viel Gelegenheit zu derartigen Unzukömmlichkeiten; denn wir waren kaum jemals allein, bis mein Vater von uns auf dem Bahnhof Abschied nahm. Anders wäre es ja höchst unpassend gewesen; und meine Beziehungen zu dem Manne, der sich für den Rest seines Lebens an mich band, waren nach allen Regeln der gediegensten Schicklichkeit vor sich gegangen. An der Schwelle des Brautgemaches nimmt aber auch die offizielle Schicklichkeit Abschied von dem Paare, welches sie so sorgfältig durch die Klippen des Brautstandes hindurchgelootst hat. Niemand läßt sich unanständiger Weise beifallen, einen nachdenklichen Blick hinter die ehelichen

Gardinen zu werfen; wenn die Sache so weit gediehen ist, überläßt man das Uebrige getrost der bekannten allmächtigen Stimme der Natur. Hier wird sie, die von allen Seiten Unterdrückte, Ueberhörte, Verleugnete ausdrücklich wieder in ihre Rechte eingesetzt, und niemand zweifelt, daß sie dankbarst davon Gebrauch machen werde. Aber sie ist eigensinnig und rachesüchtig; wenn sie so häufig dort spricht, wo man ihr Votum nicht brauchen kann, warum sollte sie nicht auch manchmal dort schweigen, wo man auf ihre Mitwirkung baut? Ach, und ohne ihren enthusiastischen Kommentar sind die Werke der Verliebtheit eine unbegreifliche und unwürdige Sache!"

Sie sah ihn halb spöttisch und halb wehmüthig an.

Er aber wußte in dem Tumulte widerspruchsvoller Empfindungen, dessen Schauplatz sein Inneres war, nicht, was er entgegnen sollte. Ein seltsames Unbehagen hatte ihn ergriffen; er fühlte sich abgestoßen und angezogen zu gleicher Zeit. Es verdroß ihn, solche Dinge aus dem Munde der Frau, die er liebte, zu vernehmen, noch dazu in dem Augenblick, als er ihr seine Liebe gestanden hatte. Seine zärtliche Leidenschaft fiel in nichts zusammen, so lange er ihren Worten folgte, und schwoll gleich darauf unter dem Eindruck ihrer Blicke und ihrer Erscheinung zu einer gewaltigen Flamme auf. Dann hatte er nicht übel Lust, die ruhig lächelnden Lippen, die ihm so viele Unruhe bereiteten, mit einem gewaltsamen Kusse zu schließen und durch die siegreiche Argumentik stürmischer Liebkosungen ihre unzeitgemäße Objektivität aus dem

Felde zu ſchlagen. In dem ſtummen Kampfe zwiſchen Liebe und Unmuth hatte er der Abſicht ihrer Erzählung kaum Aufmerkſamkeit geſchenkt; nun ſagte er ganz unvermittelt:

„Wie ſchön müßte ein Erröthen auf dieſen Wangen ſein! Wie entzückend wäre es, wenn dieſe kalten Sirenenaugen ſich einmal durch einen Schimmer der Zärtlichkeit erwärmten! Iſt es denn möglich — kann ſoviel Liebreiz die Hülle einer ſolchen Herzenskälte ſein? Nein, ich begreife Sie nicht, gnädige Frau! Warum mißbrauchen Sie Ihren Verſtand, dieſe Herzenskälte vor ſich zu rechtfertigen, warum ſetzen Sie einen falſchen und verkehrten Stolz darein, dort eine Ausnahmeſtellung einzunehmen, wo alle anderen Sterblichen ſich ohne Kritik den Forderungen der Natur ergeben?“

„Sie erweiſen mir zu viel Ehre, lieber Freund, wenn Sie annehmen, daß ich die Erſte bin, die eine ſolche Kritik übt. Wäre es mir um Vertheidigung meines Standpunktes zu thun, ſo könnte ich wohl fragen, ob denn nicht das Weſen der weiblichen Tugend ſelbſt ein intuitiver Proteſt gegen jene Forderungen der Natur iſt? Ob dieſe Tugend ihre höchſte Steigerung nicht erfahren und ihr als letzte Konſequenz nicht ‚jeder Erdenreſt zu tragen peinlich‘ ſein dürfte? Hatten denn nicht die Vertreterinnen dieſer Tugend in früheren Zeiten alle Chancen, als Heilige proklamirt zu werden? Und verehrt nicht die ganze Chriſtenheit als Typus der vollendetſten Weiblichkeit eine Lilithstochter, deren Emanzipation von den Geſetzen der Natur als eine dogmatiſche Nothwendigkeit empfunden wurde? Seit

dieſe zweite Lilith Anerkennung gefunden hat, ſtrebt die Erziehung mit allen Mitteln dahin, das weibliche Geſchlecht dieſem Typus nachzumodeln; immer noch wird gegen jede Regung der Natur in der Mädchenſeele wie gegen das leibhaftige Element des Böſen losgeteufelt. Warum ſollte es da nicht zu Verkörperungen dieſes hiſtoriſchen Bildungsprinzipes kommen? Iſt es nicht ſehr erfreulich, wenn nach tauſendjährigen Kulturbemühungen die Natur ſich bereit findet, Geſchöpfe hervorzubringen, in denen jene Bemühungen ſich verwirklichen? Bedenken Sie doch, welche Summe von hochgeſteigerter Schamhaftigkeit und Zurückhaltung, von Paſſivität und Apathie, welche Zeit der Eingeſchloſſenheit und Stubenhockerei in Geſtalt meiner weiblichen Vorfahren ſich anſammeln mußte, damit ein ſolches Prachtexemplar weiblicher Tugend, wie ich, entſtehen konnte! Nur weiß ich nicht, welches ſtörende Element in dieſe Entwickelungsreihe hineingepfuſcht hat, daß ich nebenbei zu einer ſo ungehörigen Doſis Erkenntniß gekommen bin —"

„Von der Sie aber zu meinen Gunſten nicht Gebrauch machen wollen. Sonſt würden Sie längſt erkannt haben, was für Qualen Sie mir bereiten. Was kann ich für die verfehlten Maximen der Mädchenerziehung? Warum ſoll ich dafür beſtraft werden, daß Sie einmal — daß Sie damals —"

„Daß ich mir, meinen Sie, bei dem tollen Sprung aus den himmelblauen Höhen der Mädchenhaftigkeit in die irdiſch dunklen Tiefen des Brautbettes das Herz und den Verſtand ſo unheilbar ausgerenkt habe?"

„Ja, warum soll ich dafür büßen, daß eine ungeschickte Hand Ihre jungfräuliche Phantasie nicht mit der gebotenen Schonung behandelt hat? Wollen Sie sich von den kindlichen Einbildungen Ihrer Mädchenjahre terrorisiren lassen und an meinem Herzen Rache nehmen dafür, daß die Wirklichkeit nicht jenen Einbildungen entsprochen hat —? Können Sie einer solchen Ungerechtigkeit fähig sein? Bin ich denn nicht imstande, Sie auch nur einen Augenblick aus der unerfreulichen Einsiedelei Ihres Verstandes herauszulocken, in welche Sie sich nach einem verfehlten Liebesversuch eingesponnen haben? So wenig vermag meine Liebe, daß Sie sie nicht einmal versuchsweise gegen den Stolz Ihrer Tugend auf die Waagschale legen?"

„Aber lieber Freund — Stolz der Tugend! Hätte ich denn nicht in diesem Augenblick alle Ursache, jede Sünderin um ihre Fähigkeit zur Sünde zu beneiden? Glauben Sie, daß es immer so erhebend und beglückend ist, ausgeschlossen zu sein von dem normalen Menschenloos, von der orgiastischen Verblendung der Leidenschaft und des Verlangens, um sehr am unrechten Orte die Rolle des reinen Geistes zu spielen —? Aber wenn ich schon einmal aus Unwissenheit ein Verhältniß eingegangen bin, für das ich keine Eignung besitze — muß ich nicht jetzt, nach so bitteren Erfahrungen in der Ehe, klüger und verantwortlicher geworden sein? Und es waren bittere Erfahrungen! Ich erhebe keinen Vorwurf gegen denjenigen, der die unglückliche Kurzsichtigkeit hatte, mich zur Genossin seines ehelichen Lebens

zu machen; aber ich möchte um keinen Preis, um keinen Preis die Pein noch einmal erleben, die hinter mir liegt. Unsere Ehe unterschied sich äußerlich in nichts von gewöhnlichen Ehen, ja vielleicht glich sie gewöhnlichen Ehen eben deshalb, weil sie heimlich eine verunglückte und verfehlte war. Nur begann der Unfrieden der unseren erst dort, wo er bei anderen unterbrochen wird. Von dem grauenhaften Augenblick an, als die würdevolle Persönlichkeit meines Bräutigams sich in einen mit ehelichen Rechten ausgerüsteten Gatten verwandelte, war alles Glück und alle Ruhe für mich dahin. Und ich sollte mich neuerdings in diese Gefahr begeben? Wäre das nicht der schändlichste Betrug, den ich an Ihnen verüben könnte? Nein, mein Freund, machen Sie keine Versuche, mich umzustimmen und zu einem Entschlusse zu drängen, den Sie doch später auf's Tiefste bereuen würden. Ich will nicht auch Sie das Opfer einer wachsenden Verstimmung gegen mich werden sehen, und Vorwürfe über das anhören müssen, was ich nicht ändern kann. Ich merke, Sie glauben leider in Ihrer liebenden Verblendung für mich, daß es Ihrer Zärtlichkeit, Ihrer Leidenschaft gelingen werde, mich aus meiner Kälte zu erwecken, wie der Märchenprinz die schlafende Königstochter —"

„Und soll ich wirklich keinen Versuch machen dürfen? O, Du weißt ja noch gar nicht, was Liebesglut ist, Du süßes entzückendes Geschöpf, Du bist nicht geliebt, Du bist nicht angebetet worden, wie ich Dich —"

Sie sah ihn unbewegt mit ihrem nachdenklichen,

kühlen Blick an. Da riß der Faden seines leidenschaftlichen Gedankens jäh ab, und es kam ihm vor, als habe er knabenhaften Unsinn gesprochen.

„Ich bitte um Entschuldigung, gnädige Frau," sagte er nach einer Pause. „Erlauben Sie mir, daß ich mich empfehle, denn Sie sehen, ich bin außer Stande, mich in die Sphären Ihrer Individualität hinaufzuschwingen. Leben Sie wohl!"

Er verneigte sich und ging.

Seine Festigkeit reichte gerade bis zur Thüre; dort empfand er unwiderstehlich das Bedürfniß, noch einen Blick auf sie zu werfen, die ihn ohne ein Wort des Abschiedes ziehen ließ. Er wandte sich um und sah sie, immer noch den Arm aufgestützt, in derselben nachdenklichen Stellung ohne Bewegung vor sich hinstarren. Aber ihre Augen hatten sich verschleiert und ihre Wangen schimmerten von strömenden Thränen.

Wer an seiner Stelle wäre da nicht umgekehrt? Ihre scherzende Ruhe war ihm als eine Beleidigung seiner Leidenschaft erschienen; ihre stumme Trauer empfand er als einen Appell an seine Zärtlichkeit. Er setzte sich neben sie, er trocknete ihr die Augen mit seinem Taschentuch, er fand brüderlich liebevolle Worte. Und als er sie allmählich sich beruhigen und erheitern sah, wurde er immer begeisterter in seinem Trösterwerk. Er gelobte ihr, daß er sich allen ihren Wünschen unterordnen wolle, daß sie über ihn befehlen könne, wie über einen Leibeigenen; er bat sie, seine Heftigkeit und seine leidenschaftliche Borniertheit zu vergessen; er versicherte sie seiner

uneigennützigen Ergebenheit, seiner reinen Zuneigung, und fortgerissen von ihrem freudigen Erstaunen, ihrem dankbaren Entzücken schwur er hoch und theuer, daß er in Hinkunft seine ganze Willenskraft aufbieten werde, um jede Regung, die ihr mißfällig sein könnte, zu unterdrücken, und ihr ein treuer, bescheidener, wunschloser Freund zu werden. Ja als sie ihn mit feuchten Augen, in denen der Zweifel noch mit der Hoffnung kämpfte, fragte, ob er denn wirklich an die Möglichkeit seiner Verheißungen glaube, sagte er im vollen Tone der Ueberzeugung: „Ja, ich glaube!"

„Ich glaube" — ein verhängnißvolles Wörtchen! Es ist eine Beschwörungsformel; wenn ein Mensch sie ausspricht, ruft er, handelnd oder leidend, unberechenbare Gewalten herbei. Alle die Gottheiten, die diesem Wörtchen schon ihr Dasein verdankt und vermittelst seiner die Welt mit blutigen und unblutigen Opfern überschwemmt haben, regen sich noch einmal unter dem Schutt. Und wer sich ihnen ergiebt, muß alle Leiden endloser Enttäuschung auf sich nehmen, um seine Geisterbeschwörung zu sühnen.

Weiß das der verliebte Mann, der so unversehens zu einem Gläubigen der reinen Liebe wird — ? Oder glaubt er vielleicht gar nicht, ändert vielleicht nur als kluger Taktiker seinen Angriffsplan, weil er sieht, daß er nicht anders vorwärts kommen kann — ? Schwört vielleicht nur Freundschaft unter der stillschweigenden Voraussetzung, sie bei nächster Gelegenheit unvermerkt in vollwichtige Liebe zu verwandeln?

Nein, diese Auffassung wird ihn erst beschleichen,

wenn die Götter seiner schönen Illusion wieder in ihr Nichts verstoben sind, und an der Stelle, wo ihre warme Flamme aufloderte, nur mehr die Asche der Alltäglichkeit liegen wird, grau und greifbar.

Dann wird er seine Schwüre zu kritisieren beginnen; er wird finden, daß es himmelschreiende Ungerechtigkeit wäre, einen Menschen bei einem Worte zu nehmen, das er im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit gegeben hat. In demselben Maaße wird seine Leidenschaft die Oberhand über seine Vorsätze gewinnen und der häufige, zwanglose Verkehr mit der heimlich so glühend begehrten Frau wird eine unheilvolle Nahrung für die Rebellion sein, die sich in seinem Innern vorbereitet. Er wird diese Rebellion sorgfältig verbergen, aus Furcht, für immer in Ungnade zu fallen. Wenn er allein ist, wird er sich mit Hoffnungen berauschen, die in Gegenwart der Geliebten sofort zu nichts zerrinnen und ihn im Entschwinden mit beinahe feindseligen Regungen gegen die Unbarmherzige erfüllen, die jeder Annäherung mit spielender List ausweicht und jede Erneuerung der alten Frage schon im Keime zu unterdrücken versteht. Er wird einen unaufhörlichen Kampf mit sich selbst bestehen und in seinen schlimmen Augenblicken tausendmal die Stunde verfluchen, als er zu schwach war, sich loszureißen, wird eben so oft den Entschluß fassen, ein Ende zu machen, und ebenso oft wieder davor zurückweichen, wenn es darauf ankommt.

Aber eines Tages, vielleicht an einem heißen Sommertag, wenn die Läden geschlossen sind und eine

ſüße warme Dämmerung den Raum beherrſcht, wo er mit ihr geplaudert oder muſiziert hat, wird die lange zurückgeſtaute Blutwelle mächtig über ihn hereinbrechen und alle Vorſätze, Erwägungen, Bedenken aus ſeinem Gedächtniſſe hinwegſpülen. Dann wird er plötzlich ſeine Arme in trunkener Selbſtvergeſſenheit um ihren Hals ſchlingen und die in ihrer Ueberraſchung Widerſtandsloſe an ſich ziehen, ſein Mund wird ſich zu einem verhängnißvollen Kuß öffnen und ſein Leib in glühender Bewegung den ihrigen berühren, gewaltthätig und wild — bis ſie ihn von ſich ſtößt, ſich abwendet und in Thränen ausbricht.

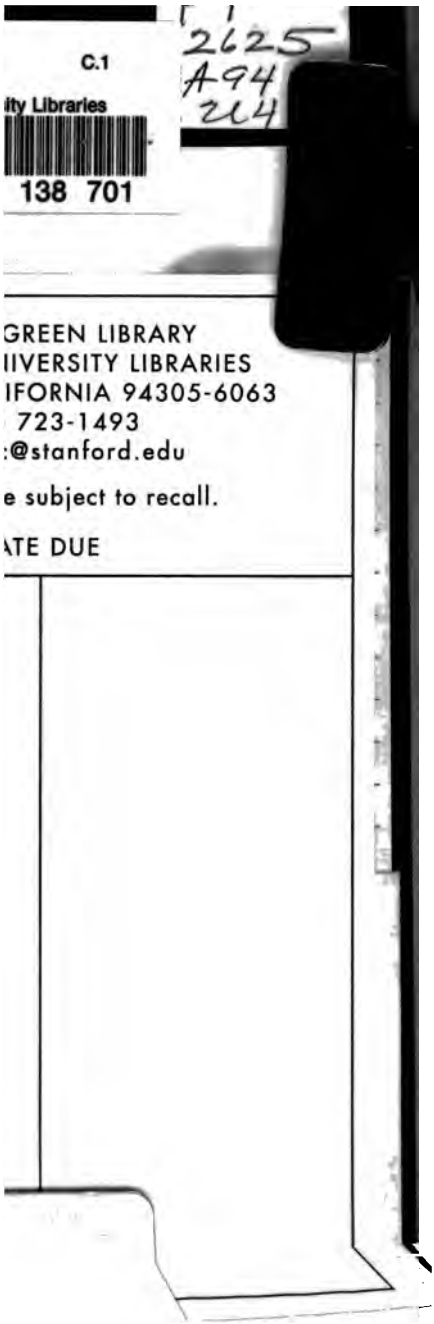
Diesmal aber wird er nicht mehr an der Thüre umkehren, um ihre Thränen mit ſeinem Taſchentuch zu trocknen.

Albanus'ſche Buchdruckerei in Dresden.

Inhalt.

Seite.

Unter blühenden Bäumen 1
Drei Briefe 9
Onkel Bautz 23
Mit dreizehn Jahren 37
Das Stammbuch 58
Die Amsel 76
Eine blaue Schleife 90
Halb tragisch 106
Der Klub der Uebermenschen 128
Ein Märtyrer 173
Sein Ideal 197
Schule 218
Adam und Lilith 238


C.1
ity Libraries
138 701
2625
A94
214
GREEN LIBRARY
IIVERSITY LIBRARIES
IFORNIA 94305-6063
723-1493
:@stanford.edu
e subject to recall.
ATE DUE